P. o. angl. 218 t/10

Kapitän Marryat's
sämmtliche Werke,

in

sorgfältigen und vollständigen Uebertragungen.

Zehnter Band.

Monsieur Violet's Reisen und Abenteuer.

Stuttgart,
Verlag von Adolph Krabbe.
1844.

Monsieur Violet's
Reisen und Abenteuer

in

Californien, Sonora und dem Westen
von Texas.

Von

Kapitän Marryat.

Neu aus dem Englischen
von
Dr. Carl Kolb.

Stuttgart,
Verlag von Adolph Krabbe.
1844.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von C. F. Arnold in Stuttgart.

Vorwort.

Es ist unnöthig, dem Leser mitzutheilen, in welcher Weise ich mit dem Manne bekannt wurde, aus dessen Notizen und Bemerkungen ich das vorliegende Werk zusammengetragen habe. Ueber die Richtigkeit und Glaubwürdigkeit dessen, was mein Berichterstatter behauptet, unterhalte ich keinen Zweifel, da ich ihn während der ganzen Zeit, die ich auf gegenwärtige Schrift verwendete, zur Seite hatte und mir somit Gelegenheit gegeben war, Erläuterungen einzuholen und Verbesserungen vorzunehmen.

Wir besitzen viele Werke über die Indianerstämme im Norden von Amerika, ihre frühere Geschichte und ihre gegenwärtigen Verhältnisse; die Stämme des Westens sind aber nur sehr unvollkommen bekannt. Letztere bestehen hauptsächlich aus den Pawnees, Schwarzfüßen, Krähen, Comanches, Apaches, Arrapahoes, Wakoes und Shoshones, von denen nur die drei ersteren bis jetzt besondere Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben. Die Comanches wurden zwar von Mr. Catlin besucht, über ihre Sitten oder ihre Geschichte ist jedoch wenig bekannt. Auch über die Apaches und Arrapahoes fehlen Beschreibungen, obschon man mit ihnen bereits in Berührung gekommen ist, während man dagegen von Wakoes gar nichts weiß und die Shoshonen bloß von Roß Cox und Mr. Catlin als ein mächtiger Stamm bezeichnet werden, ohne daß jedoch diese Berichterstatter aus eigener Einsichtnahme sprechen könnten.

Die Pawnees, Schwarzfüße und Krähen gehören zu der Algonquin-Raçe, während die übrigen Stämme, welche man füglich die Beduinen der großen westlichen Wüsten nennen kann, unserer Erzählung zufolge ursprünglich von den Shoshones oder — wie sie gewöhnlich genannt werden — Schlangenindianern abstammen.

Diese Schrift enthält, wie man finden wird, viele werthvolle Belehrungen, nicht bloß über die Indianerstämme, sondern auch über Californien, das westliche Texas und die wüsten Prärien im mittleren Amerika, deren Gebiete und Bewohner wir bisher gleich wenig kannten.

Wenn der Leser einen romanhaften Anflug in dieser Erzählung entdeckt, so darf er dies nicht mir zur Last legen. Die vorkommenden Abenteuer sind allerdings romantisch und müssen es schon ihrer Natur nach seyn; indeß habe ich den Ton derselben sogar noch gemildert.

Einige Schilderungen, die Naturgeschichte dieser Gegenden betreffend, könnten auffallend erscheinen, aber in unbekannten Ländern muß man sich darauf gefaßt machen, auch unbekannten Geschöpfen zn begegnen. Ich kann nur sagen, daß die betreffenden Berichte der strengsten Prüfung unterworfen wurden und daß ich sie nicht nur deshalb, sondern auch um der Achtbarkeit des Mannes willen, de mir die Details lieferte, für vollkommen richtig halte.

Die Ansichten und Bemerkungen, auf welche der Leser gelegentlich treffen wird, rühren gleichfalls nicht von mir her. Ich habe das Werk bloß geschrieben und es für passend erachtet, dieses kurze Vorwort beizufügen, damit man ermessen möge, in wie weit ich für den Inhalt verantwortlich bin oder nicht.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

Die Revolution von 1830, welche Carl den Zehnten des französischen Thrones beraubte und so viele andere große plötzliche Veränderungen herbeiführte, wurde für Viele verderblich, namentlich aber für manche alte Familien, welche dem Hofe zugethan waren und den verbannten Monarchen in seinem Unglücke nicht verlassen wollten. Unter den Wenigen, welchen es gestattet war, Carl des Zehnten Geschick persönlich zu theilen, befand sich mein Vater, ein edler Burgunder, der schon in einer früheren Verbannungsperiode der königlichen Familie von seiner unwandelbaren Treue und Anhänglichkeit an die legitimen Eigenthümer der Krone von Frankreich Beweise abgelegt hatte.

Als der unglückliche König in dem alten Residenzschlosse von Holyrood eine Zuflucht gefunden hatte, sagte mein Vater der Heimath für immer Lebewohl, schloß sich mit mir, seinem einzigen, erst neunjährigen Sohne, dem Gefolge des Monarchen an und ließ sich in Edinburg nieder.

Wir weilten nicht lange in Schottland. Carl der Zehnte entschloß sich, seinen Aufenthalt in Prag zu nehmen. Mein Vater reiste voraus, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, und sobald sich sein Gebieter in der alten Königsstadt niedergelassen hatte, suchte er seinen Schmerz auf Reisen zu vergessen. Trotz meiner Jugend war ich sein Begleiter. Im Laufe von drei Jahren besuchten wir Italien, Sicilien, Griechenland, die Türkei, Aegypten und das heilige Land, worauf wir nach Italien zurückkehrten und

ich als zwölfjähriger Knabe dem Erziehungsinstitute der Propaganda zu Rom übergeben wurde.

Für einen Verbannten, der mit glühender Liebe an seinem Vaterlande hängt, gibt es keine Ruhe. Von dem theuren Frankreich ausgeschlossen, konnte mein Vater nirgends einen Ort finden, der ihn seinen Kummer vergessen ließ, und er blieb so rastlos und unglücklich, als nur je.

Kurz nach meiner Aufnahme in die Propaganda traf er mit einem alten Jugendfreunde zusammen, den er seit einer Reihe von Jahren nicht mehr gesehen hatte: einst waren beide froh und glücklich gewesen, auf ihrem gegenwärtigeu Geschicke lasteten jedoch in gleicher Weise Leiden und Ruhelosigkeit. Dieser Freund war der italienische Fürst Seravalle, den ein nicht minder bitterer Kelch zu Theil geworden. Als Jüngling hatte er tief den moralischen und physischen Zerfall seines Vaterlandes gefühlt und einen Streich zu führen versucht, um es wieder zu seinem früheren Glanze zu erheben. Er trat an die Spitze einer Verschwörung, verwandte einen großen Theil seiner Reichthümer auf die Verfolgung seines Zieles, wurde von seinen Bundesbrüdern verrathen und fand ein vieljähriges Gefängniß in dem Schlosse San Angelo.

Wie lange seine Gefangenschaft währte, weiß ich nicht anzugeben; wahrscheinlich war sie aber von sehr langer Dauer, denn wenn er in späteren Zeiten hin und wieder von seinem früheren Leben sprach, so bezog er alle Ereignisse auf die Jahre „während welcher er in seinem Kerker oder in dem Hofgefängnisse des Capitols saß," auf dem viele seiner Vorfahren ganzen Nationen Gesetze vorgeschrieben hatten.

Endlich wurde der Fürst wieder in Freiheit gesetzt, aber die Gefangenschaft hatte keine Aenderung in seinen Gesinnungen oder Gefühlen hervorgebracht. Seine Liebe zum Vaterlande und der Wunsch einer Wiedergeburt desselben waren noch so kräftig, als je; er trat daher bald an die Spitze der Carbonaris, einer Verbindung,

welche in späteren Jahren durch die Beharrlichkeit und die Leiden eines Maroncelli, eines Silvio Pellico und vieler Anderer berühmt geworden ist.

Er wurde abermals entdeckt und festgenommen, diesmal aber nicht dem Gefängnisse überantwortet. Die Regierung fühlte sich zu schwach, und die bekannten freisinnigen Ansichten des Fürsten hatten ihn bei den Trasteverini oder den Bewohnern der nördlich von der Tiber gelegenen Gegenden so beliebt gemacht, daß schon aus Politik weder Gefängnißstrafe noch Todesurtheil erkannt werden konnte. Soviel ich mich erinnere, wurde er auf zehn Jahre verbannt.

Während dieses langen Exils wandelte der Fürst Seravalle über verschiedene Theile des Erdballs und kam endlich nach Mexico. Er verweilte in Verakruz und reiste dann in's Innere, um die Trümmer der alten Städte in der westlichen Welt zu untersuchen. Von dem Durste nach Wissen und der Liebe zu Abenteuern getrieben, erreichte er endlich die Westküste von Amerika, zog durch Californien und traf endlich auf die Shoshonen oder Schlangenindianer, deren großes Gebiet sich von dem stillen Weltmeere an bis fast an den Fuß der Rocky Mountains erstreckt. Die Lebensweise und der angeborene Adel dieser Indianerstämme gefielen ihm so sehr, daß er geraume Zeit unter ihnen verweilte und sich zuletzt entschloß, nach Ablauf seiner Verbannung zwar wieder in die Heimath zurückzukehren, ohne sich jedoch in jenem undankbaren Lande niederlassen zu wollen; denn er hatte bloß die Absicht, sein Vermögen zu holen und es zu Nutz und Frommen den Shoshonen zu verwenden. Vielleicht veranlaßte den Fürsten Seravalle noch ein anderes gewaltigeres Gefühl, wieder zu den Indianern zurückzukehren, unter denen er so lange gelebt hatte — ich meine den Zauber, welcher ein naturgemäßes Leben besonders dann dem Manne der Civilisation bietet, wenn er entdeckt hat, wie hohl und herzlos wir durch die sogenannte Bildung werden.

Kein einziger Indianer, der an einer Schule und unter den üppigen Freuden einer Stadt erzogen wurde, hat je gewünscht, unter den Blaßgesichtern seine bleibende Wohnstätte zu nehmen, während im Gegentheile viele Tausende von Weißen, von der höchsten bis zu der niedersten Civilisationsstufe, das Leben unter den Wilden lieb gewannen, unter ihnen weilten und in ihrem Kreise starben, obgleich sie vielleicht hätten Schätze sammeln und wieder in ihre Heimath zurückkehren können.

Dies mag sonderbar erscheinen, ist aber dennoch wahr. Jeder einsichtsvolle Reisende, der einige Wochen in den Wigwams gutmüthiger Indianer zubrachte, wird zugeben, daß er sich sogar während dieses kurzen Aufenthaltes ungemein angezogen fühlte. Wie mag es erst denen ergehen, die Jahre lang unter den Indianern gelebt haben?

Kurz nachdem der Fürst in Italien angelangt war, um seine wohlwollenden Absichten zur Ausführung zu bringen, erneuerte er mit meinem Vater die alte Freundschaft — eine Freundschaft, in früher Jugend geschlossen und so kräftig, daß sie nicht einmal durch ihre entgegengesetzten politischen Ansichten geschwächt werden konnte. Der Fürst befand sich damals zu Leghorn; er hatte ein Schiff gekauft und es mit Ackerbaugeräthen und unterschiedlichen Werkzeugen für häusliche Künste beladen; desgleichen nahm er einige alte Kanonen, eine große Anzahl Lütticher Karabiner, Schießpulver und so weiter, Materialien für Erbauung eines guten Hauses und einige Artikel zur Zierde an Bord. Um diesen außerordentlichen Aufwand zu bestreiten, hatte er alle seine großen Besitzungen veräußert. Außerdem warb er noch Maurer, Schmiede und Zimmerleute an und nahm auch einige seiner früheren Pächter mit sich, die sich gut auf die Kultur des Oelbaumes und des Weines verstanden.

Er war fast ganz zum Aufbruche vorbereitet, als er im Herbst 1833 mit meinem Vater zusammentraf, ihm seine Erlebnisse und

künftigen Plane mittheilte und ihn fragte, ob er ihn nicht begleiten wolle. Mein Vater, den als blasé au fond die ganze Welt anwiderte, kam dem Fürsten auf mehr als halbem Wege entgegen.

Unsere Güter in Frankreich waren zur Zeit der Revolution unter großen Opfern veräußert worden, und so bestand meines Vaters gegenwärtige Habe nur aus Geld und Juwelen. Er beschloß, Alles zu wagen und sich mit dem Fürsten in jenem fernen Lande niederzulassen. Die Ladung, wie auch die Theilnehmer an der Expedition erhielten demnach eine entsprechende Erweiterung.

Der Fürst hatte bereits zwei Priester vermocht, ihn in der Eigenschaft von Missionären zu begleiten. Mein Vater, dem meine Erziehung sehr am Herzen lag, versah sich mit einer großen Bibliothek und zahlte dem Prior eines Dominikanerklosters eine große Summe, daß er einem weiteren würdigen Ordensmanne, der sich gut für die Leitung meiner Erziehung eignete, mitzugehen erlaubte. Zwei von den drei Religiösen, welche an unserer Expedition Theil nahmen, hatten bereits große Reisen gemacht und das Zeichen des Kreuzes östlich vom Ganges im Reiche der Birmanen und in Thibet aufgepflanzt.

Um alle Schwierigkeiten zu umgehen, die vielleicht von der Regierung erhoben worden wären, hatte sich Fürst Seravalle der Vorsicht bedient, das Ziel seiner Reise als Guatemala zu bezeichnen, und die Bewohner von Leghorn glaubten seiner Angabe. Guatemala und Acapulco lagen jedoch weit südlich, als wir an dem Orte unserer Bestimmung anlangten.

Endlich war Alles vorbereitet. Mein Vater berief mich von der Propaganda ab — man schiffte zuletzt noch die Rebstöcke und so weiter ein und die Esmeralda trat ihre langweilige, keineswegs sichere Fahrt an.

Zweites Kapitel.

Ich war damals noch nicht dreizehn Jahre alt; aber trotz meiner Jugend hatte ich doch schon viele Reisen gemacht und jene Kenntnisse erworben, die man durch das Auge erlangt — vielleicht die beste Erziehung in den früheren Lebensperioden. Ich übergehe die Einförmigkeit einer Reise, bei der man fast eine Ewigkeit nichts als Himmel und Wasser sieht; sie ging glücklich von statten, denn ich kann mich nicht erinnern, daß wir je in irgend einer bedeutenden Gefahr geschwebt hätten.

Nach fünf Monaten erreichten wir die Küste und gelangten mit einiger Schwierigkeit in die Mündung eines Flusses, der in die Mündung der Trinity-Bay fällt, 41° nördlicher Breite und 124° 28′ Länge.

Wir ankerten ungefähr vier Meilen über der Mündung. Der Fluß liegt dort in der Mitte der Shoshonen-Küste und die Eingebornen besuchen ihn an jener Stelle bei ihren jährlichen Fischerstreifzügen. Zum Gedächtniß unserer Landung erhielt er von den Indianern den Namen: „Nu elejé sha wako“ oder Wegweiser der Fremden.

Die Landungsstelle bildete mehrere Wochen den Schauplatz einer seltsamen Rührigkeit. Der Fürst Seravalle war während seines früheren Aufenthalts als Krieger und Häuptling unter die Shoshonen aufgenommen worden, und jetzt kamen die Indianer schaarenweise aus dem Innern, um den Blaßgesichts-Häuptling zu bewillkommnen, der seine rothen Kinder nicht vergessen hatte. Sie halfen uns das Schiff ausladen, versahen uns mit allen Arten von Wild und hatten unter Anweisung des Zimmermanns bald ein großes Magazin erbaut, in welchem wir unsere Güter und Werkzeuge gegen die Einwirkungen des Wetters schützen konnten.

Sobald wir unsere Ladung untergebracht hatten, machten sich der Fürst und mein Vater, von den Häuptlingen und Aeltesten des Stammes begleitet, auf den Weg, um einen Ort für die Ansiedelung auszuwählen. Während ihrer Abwesenheit wurde ich der Obhut einer Häuptlings-Squaw anvertraut, deren drei hübsche Kinder meine Spielgefährten waren. Nach drei Wochen kehrte die Spähpartie wieder zurück; sie hatte an den westlichen Ufern des Buona-Ventura-Flusses einen Platz ausgelesen, der an dem Fuße eines hohen, kreisförmigen Gebirges lag, wo die verhärtete Lava und der verwitterte Schwefel, der das Gestein bedeckte, auf frühere vulkanische Ausbrüche hindeutete. Längs des Flusses standen hohe, als Bauholz taugliche Bäume, und ganz in der Nähe befanden sich ungeheure Kalksteinbrüche, während die kleineren Ströme einen Thon lieferten, aus welchem sich treffliche Ziegel fertigen ließen.

Die Spanier hatten schon früher diesen Ort besucht und dem Gebirge den Namen „St. Salvador" gegeben; unsere Niederlassung erhielt jedoch ihre Benennung nach dem indianischen Namen des Fürsten und hieß „Nanawa ashta jueri ê," oder Wohnung des großen Kriegers. Da unser Landungsplatz zur Zeit des Fischens von den Indianern häufig besucht wird, so beschloß man, auch hier ein viereckiges Fort, ein Magazin und ein Bootshaus zu errichten. Sechs oder sieben Monate war Alles in großer Thätigkeit, als mit einemmal ein Umstand sich ereignete, der unsere Anstrengungen entmuthigte.

Obgleich es im ganzen Lande von Vieh wimmelt und einzelne Stämme, deren ich später erwähnen werde, große Heerden besitzen, so wissen die Shoshonen doch durchaus nichts von Viehzucht, deren sie auch recht wohl entrathen können, da ihr ausgebreitetes Gebiet alle Arten von Wild in großer Menge birgt. Dies war jedoch dem Fürsten nicht genehm, da er einen Ehrgeiz darin suchte, unter dem Stamme Ackerbau und häuslichere Gewohnheiten einzuführen. Er schickte deshalb die Esmeralda ab, um von

Monterey oder Santa Barbara Vieh beizuschaffen. Von dem Schiff wurde jedoch nichts mehr gehört. Die Mexikaner gaben an, sie hätten das Wrack eines Schiffes in der Nähe von Cap Mendocino bemerkt, was uns natürlich auf die Vermuthung brachte, daß die Trümmer unserer verunglückten Brigg angehörten.

Ihre Mannschaft war also gleichfalls zu Grunde gegangen, und wir empfanden den Verlust schwer. Sie hatte aus dem Kapitän, seinem Sohn und zwölf Matrosen bestanden; zugleich hatte man auch fünf Personen, die zu unserem Haushalt gehörten, mitgeschickt, um verschiedene Aufträge zu besorgen. Diese waren Giuseppe Polidori, der jüngste unserer Missionäre, einer unserer Büchsenmacher, ein Maurer und zwei italienische Bauern. So traurig übrigens auch diese Schickung war, war sie doch nicht im Stande, die Thätigkeit der Zurückgebliebenen zu mindern. Die Felder wurden gelichtet, Gärten angelegt, und mit der Zeit verwischte sich die Erinnerung an das schmerzliche Ereigniß in der Aussicht einer glücklichen Zukunft.

Sobald wir uns völlig eingerichtet hatten, wurde das Werk meiner Erziehung nach einem neuen Plane wieder aufgenommen, der übrigens viele Aehnlichkeit mit der Erziehungsmethode der Militärschulen in Frankreich hatte, sofern alle meine Freistunden auf Leibesübungen verwendet wurden. Den beiden trefflichen Missionären habe ich viel zu danken, und ich verbrachte mit ihnen manche angenehme Stunde.

Wir waren im Besitze einer sehr großen und auserlesenen Bibliothek, und unter ihrer Leitung wurde ich bald mit den Künsten und Wissenschaften der civilisirten Welt vertraut. Ich studirte die allgemeine Geschichte, erhielt Unterricht im Lateinischen und Griechischen, und lernte auch bald mehrere neue Sprachen. Meine Lehrer behandelten mit mir vorzugsweise die Geschichte der alten Völker Asiens, um mich in den Stand zu setzen, ihre Theorien zu verstehen und ihren Lieblingsuntersuchungen über den Ursprung

der großen Ruinen im westlichen und mittleren Amerika folgen zu können, wobei meine geringen Kenntnisse, welche ich in der Propaganda vom Arabischen und der Sanscrit-Sprache gewonnen hatte, mit jedem Tage erweitert wurden..

Soviel über die Studien, die ich unter der Anleitung der guten Väter betrieb; der übrige Theil meiner Erziehung war ganz indianisch. Ich wurde der Obhut eines gefeierten alten Kriegers übergeben, der mich den Bogen, den Tomahawk und die Büchse brauchen, den Lasso werfen, das wildeste Pferd lenken und das unbändigste Fohlen zähmen lehrte. Hin und wieder erhielt ich auch Erlaubniß, die Eingebornen auf ihren Jagd- und Fischereiausflügen zu begleiten.

In dieser Weise fuhr ich mehr als drei Jahre lang fort, mich mit Kenntnissen der verschiedensten Art zu bereichern. In der Zwischenzeit erweiterte sich die Colonie allmählig, und es schien alle Aussicht vorhanden zu seyn, die wilden Shoshonen zu einem civilisirteren Leben heranzubilden.

Doch der Mensch denkt, Gott lenkt. Ein weiterer schwerer Schlag betraf den Fürsten, der alle seine Hoffnungen vernichtete. Nach dem Verlust des Schiffes hatten wir außer den Missionären und uns selbst nur noch acht Weiße in der Colonie, und der Fürst beschloß, sieben davon auszuschicken, um den Einkauf des sehnlich erwünschten Viehes zu besorgen, indem er nur den alten Diener meines Vaters zurück behielt.

Sie traten ihre Sendung an, kehrten aber nicht wieder zurück. Wahrscheinlich wurden sie von Apaches-Indianern erschlagen, obgleich auch der Fall denkbar ist, daß sie uns, der bisherigen einfachen und gleichförmigen Lebensweise müde, verließen, um sich in den entlegenen Städten Mexiko's niederzulassen.

Diese zweite Katastrophe drückte schwer auf den Geist des guten alten Fürsten. Alle seine schönen Hoffnungen waren zu Grabe getragen und die Bilder, die er sich für den Abend seines Lebens ausgemalt hatte, für immer zernichtet. Er hatte seinen

Stolz darein gesetzt, seine indianischen Freunde von ihrer wilden Lebensweise abzubringen, und dieses Ziel ließ sich nur durch Handel und Ackerbau erringen.

Die Felder um die Ansiedlung herum waren nun bereits seit vier Jahren unter Anleitung der Weißen von den Weibern und jungen Indianern bebaut worden. Die Beschäftigung sagte ihnen zwar durchaus nicht zu, aber der Fürst gab die Hoffnung nicht auf, daß die Shoshonen, mit der Zeit durch das gute Beispiel belehrt, die Vortheile des Feldbaues einsehen und veranlaßt werden dürften, das Land für sich selbst urbar zu machen.

Vor unserer Ankunft war der Winter für denjenigen Theil der Indianer, welcher nicht mit nach den Jagdgründen ziehen konnte, von großen Entbehrungen begleitet gewesen, während es jetzt Mais, Kartoffeln und andere Vegetabilien in Fülle gab — wenigstens für die Umwohner der Ansiedelung. Sobald wir aber alle unsere weißen Ackerbauer und Werkleute verloren hatten, mußten wir die Entdeckung machen, daß die Indianer sich vor der Arbeit scheuten.

Alle unsere Bemühungen waren also nutzlos, denn ihre Vortheile zeigten sich noch nicht augenfällig genug, und die versuchte Umwandlung hatte zu kurz gedauert, so daß die guten, aber auch stolzen und trägen Shoshonen das Grabscheit wieder verließen und in ihre alte Gleichgültigkeit zurückversanken.

Aergerlich über diesen Wechsel, beschloßen der Fürst und mein Vater, einen Aufruf an die ganze Nation ergehen zu lassen, ob man sie nicht vielleicht überzeugen könne, wie weit glücklicher sie seyn würden, wenn sie für ihren Unterhalt auch den Boden bebauten. Es wurde ein großes Fest gegeben und das Calumet geraucht, worauf sich der Fürst erhob und die Indianer nach ihrer eigenen Weise anredete. Da ich kurze Zeit zuvor als Häuptling und Krieger anerkannt worden war, wohnte ich natürlich gleichfalls der Versammlung bei. Der Fürst sprach:

„Wollt ihr nicht die mächtigste Nation des Westens werden? Ihr wollt es. Wenn nun dies der Fall ist, so müßt ihr die Erde, eure Mutter, um ihren Beistand anflehen. Es ist wahr, daß eure Prairieen von Wild wimmeln, aber die Weiber und Kinder können euch nicht folgen auf dem Jagdpfade.

„Müssen nicht die Krähen, die Bonnaxes, die Flachköpfe und die Umbiquas den Winter über hungern? Sie haben keine Büffel in ihrem Lande und nur wenige Hirsche. Was haben sie zu essen? Ein paar magere Pferde, vielleicht einen Bären und das stinkende Fleisch der Fischotter oder Biber, welche sie in der geeigneten Jahreszeit mit Schlingen fangen.

„Würden sie sich nicht überglücklich schätzen, ihr Pelzwerk gegen den Mais, den Tabak und die guten getrockneten Fische der Shoshonen auszutauschen? Jetzt verkaufen sie ihre Felle an die Yankees, aber die Yankees bringen ihnen keine Nahrungsmittel. Die Flachköpfe nehmen das Feuerwasser und die Decken von Händlern, aber sie thun es nur deshalb, weil sie nichts Anderes bekommen können und ihre Felle verderben würden, wenn sie dieselben für sich behielten.

„Würden sie nicht lieber mit euch tauschen, da ihr ihnen viel näher seyd? Ihr würdet ihnen gute Nahrung geben, damit sie mit ihren Kindern den Winter über leben und während des langen Schnees, während der traurigen Monate der Dunkelheit ihre Weiber und Greise erhalten könnten.

„Wenn nun die Shoshonen für die Pelze Mais und Tabak geben könnten, so würden sie reich werden; sie erhielten die besten Sättel von Mexiko, die besten Büchsen von den Yankees, die besten Tomahawks und Decken von den Kanadiern. Wer könnte dann den Shoshonen widerstehen? Wenn sie jagen wollten, würden Hunderte von den übrigen Eingeborenen den Waldpfad für sie lichten oder mit ihren Händen das Gras ausraufen zu einem Weg in der Prairie. Ich habe gesprochen."

Alle Indianer erkannten an, daß seine Rede gut sey und voll Weisheit; aber sie waren zu stolz, um zu arbeiten. Ein alter Häuptling antwortete daher für den ganzen Stamm:

„Nanawa Ashta ist ein großer Häuptling; er ist tapfer! der Manitou spricht sanft zu seinen Ohren und lehrt ihn das Geheimniß, welches das Herz eines Kriegers groß oder klein macht. Aber Nanawa hat ein blasses Gesicht — sein Blut ist fremdes Blut, obgleich sein Herz stets ist bei seinen rothen Freunden. Doch nur der weiße Manitou spricht mit ihm, und wie vermöchte der weiße Manitou die Natur der Indianer zu kennen? Er hat sie nicht geschaffen, ruft sie nicht zu sich, gibt ihnen nichts, läßt sie arm und elend, und behält Alles für die Blaßgesichter.

„Es ist auch ganz Recht, daß er so handelt. Der Panther wird nicht säugen das Junge der Hirschkuh, noch wird der Falke sitzen auf den Eiern der Taube. Es ist Leben, es ist Ordnung, es ist Natur. Jeder hat für die Seinigen zu sorgen, für weiter nicht. Mais ist gut, Tabak ist gut, er erfreut das Herz der alten Männer, wenn sie betrübt sind. Tabak ist das Geschenk der Häuptlinge an die Häuptlinge. Das Calumet spricht von Krieg und Tod; es spricht aber auch von Frieden und Freundschaft. Der Manitou machte den Tabak ausdrücklich für den Menschen — er ist gut.

„Aber Mais und Tabak müssen von der Erde genommen werden; man muß sie bewachen viele Monde, und sie pflegen wie Kinder. Dies ist eine Arbeit, die nur für Weiber und Sklaven paßt. Die Shoshonen sind Krieger und frei. Wollten sie in der Erde graben, so würde ihr Gesicht schwach werden, und ihre Feinde würden sagen, sie seyen Maulwürfe und Dächse.

„Wünscht der gerechte Nanawa, daß die Shoshonen verachtet werden von den Krähen oder den Reitern im Süden?

Nein! er hat gefochten für sie, ehe er hinging, um zu sehen, ob die Gebeine seiner Väter wohlbehalten seyen; und gab er ihnen nicht nach seiner Rückkehr Büchsen uud Pulver, lange Netze, um den Salm zu fangen, und Eisen in Menge, um ihre Pfeile für die Büffel ebenso fruchtbar zu machen, als für die Umbiquas?

„Nanawa spricht gut, denn er liebt seine Kinder; aber der Geist, der zu ihm flüstert, ist ein Blaßgesichtsgeist, der nicht zu sehen vermag unter die Haut eines rothen Kriegers, denn sie ist zu zäh; auch nicht in sein Blut, denn es ist zu dunkel.

„Und doch ist der Tabak gut, desgleichen auch der Mais. Die Jäger der Flachköpfe und der durchbohrten Nasen würden im Winter kommen und darum betteln. Ihre Felle würden die Hütten der Shoshonen erwärmen und mein Volk würde reich werden und mächtig; sie könnten sich zu Herren machen über das ganze Land, von dem Salzwasser bis zu dem großen Gebirge, und die Hirsche kämen, um ihre Hände zu lecken, und die wilden Pferde würden weiden um ihre Wigwams. Dies ist die Weise, wie die Blaßgesichter reich und stark werden; sie pflanzen Mais, Tabak und süße Melonen; sie haben Bäume, die Feigen und Pfirsiche tragen; sie mästen Schweine und Ziegen und zahme Büffel. Sie sind ein großes Volk.

„Ein Rothhautkrieger ist nichts als ein Krieger; er ist stark, aber arm; er ist kein Murmelthier, kein Dachs oder ein Präriehund; er kann nicht den Boden aufgraben; er ist ein Krieger und weiter nichts. Ich habe gesprochen."

Natürlich stand der Ton, in welchem diese Rede gehalten war, zu sehr im Einklange mit den Vorstellungen der Indianer, um nicht mit Bewunderung aufgenommen zu werden. Der alte Mann setzte sich nieder, worauf sich ein Anderer erhob, um gleichfalls zu sprechen:

„Der große Häuptling hat gesprochen; sein Haar ist weiß wie der Flaum des Schwans; seiner Winter sind viele gewesen; er ist weise. Warum sollte ich nach ihm sprechen, da seine Worte wahr sind? Der Manitou hat meine Ohren und meine Augen berührt, als er redete (und er redete wie ein Krieger); ich hörte sein Kriegsgeschrei. Ich sah die Umbiquas in die Sümpfe eilen und wie schwarze Schlangen sich unter das Gebüsch verkriechen. Ich erspähte dreißig Skalps an seinem Gürtel; seine Beinkleider und Moccassins waren genäht mit dem Haar der Wallah Wallahs.*)

„Ich sollte nicht sprechen; ich bin noch jung und habe keine Weisheit; meine Worte sind wenig, ich sollte nicht sprechen. Aber in meinem Gesichte hörte ich einen Geist; er kam herauf mit den Lüften und drang in mein Inneres.

„Nanawa ist mein Vater, der Vater von uns Allen; er liebt uns, wir sind seine Kinder. Er hat einen großen Krieger der Blaßgesichter mit sich gebracht, der ein mächtiger Häuptling war in seinem Stamme; er hat uns einen jungen Häuptling gegeben, der ein großer Jäger ist; in wenigen Jahren wird er ein großer Krieger seyn und unsere Jünglinge in den Kriegspfad führen auf die Ebenen der Wachinangoes.**) Der Owato Wanisha***) ist ein Shoshone, obgleich seine Haut blässer ist, als die Blüthe der Magnolie.

„Nanawa hat uns auch zwei Makota Konayas †) gegeben,

*) Indianer, die an dem Columbiaflusse, zweihundert Meilen über dem Fort Vancouver, leben. Sie sind Verbündete der durchbohrten Nasen und stehen auf sehr freundlichem Fuße mit den Amerikanern.

**) Name, welche die Spanier der Halbinsel geben, unter dem aber die Indianer die ganze mexikanische Raçe begreifen.

***) „Geist des jungen Bibers,“ der Name, welchen ich erhielt, als ich zum Krieger gemacht wurde.

†) Zwei Priester, buchstäblich: zwei Schwarzröcke.

unsere Jünglinge Weisheit zu lehren; ihre Worte sind süß, sie sprechen zum Herzen; sie wissen Alles und machen die Menschen besser.

„Nanawa ist ein großer Häuptling und sehr weise; was er sagt, ist recht — was er wünscht, muß geschehen, denn er ist unser Vater und gab uns Kraft, unsere Feinde zu bekämpfen.

„Er hat Recht: die Shoshonen müssen ihre Wohnungen gefüllt haben mit Mais und Tabak. Die Shoshonen müssen stets bleiben, was sie sind und was sie waren — ein großes Volk. Doch der Häuptling von vielen Wintern hat es gesagt; die Igel und die Füchse mögen die Erde aufwühlen, aber die Augen der Shoshonen sind immer ihren Feinden zugekehrt in den Wäldern oder den Büffeln in den Ebenen.

„Dennoch soll der Wille von Nanawa geschehen, aber nicht durch einen Shoshonen. Wir wollen ihm geben genug Weiber und Hunde; wir wollen ihm Sklaven bringen von den Umbiquas, den Cayusen und den Wallah Wallahs. Sie sollen den Mais und den Tabak pflegen, während wir jagen oder weitere Sklaven holen, sogar bis in den großen Gebirgen, oder bei den Hunden des Südens, den Wachinangoes. Ich will die Cochenille *) schicken meinen jungen Kriegern; sie werden ihr Gesicht bemalen und mir folgen auf den Kriegspfad. Ich habe gesprochen!"

Ein solches Ende hatten die Hoffnungen, das wilde Volk, unter dem wir lebten, zum Ackerbau heranzubilden; es nahm mich übrigens nicht Wunder; denn so, wie sie waren, fühlten sie sich glücklich. Was hatten sie auch sonst noch nöthig außer ihren reinlichen, kegelförmigen Hütten aus Fellen, ihrem guten, gemächlichen

*) Wenn ein Häuptling in den Krieg zu ziehen wünscht, so schickt er seinen Kriegern einige Tabaksblätter, die mit Cochenille bestreut sind, zum Zeichen, daß sie bald bereit seyn müssen.

und hübschen Anzug, und ihren hübschen, tugendhaften und treuen Weibern? Hattten sie nicht ein unbegränztes Feld auf den Prairieen vor sich? Waren sie nicht die Herren über Millionen von Elendthieren und Büffeln? — Sie bedurften nichts, als Tabak. Und doch war es Schade, daß es uns nicht gelang, ihnen Geschmack an der Civilisation beizubringen. Sie waren von Natur Gentlemen — wie überhaupt fast alle Indianer, wenn sie nicht dem Trinken ergeben sind, hatten eine sehr gute Erziehung und trugen das unzweideutige Siegel des Adels auf ihrer Stirne.

Die Berathung wurde abgebrochen, da sowohl die christlichen als politischen Grundsätze des Fürsten Seravalle unmöglich dem Gedanken Raum geben konnten, die Sklaverei auszudehnen. Er beugte sich demüthig unter den Willen der Vorsehung und bemühte sich, durch andere Mittel das hohe Ziel zu erreichen, den Geist dieser reinen, edlen Wilden zu erleuchten.

Drittes Kapitel.

Diese zeitweilige Auflösung unserer landwirthschaftlichen Niederlassung fiel in's Jahr 1838. Bis dahin hatte ich, die letzten paar Monate ausgenommen, meine Zeit ausschließlich unter meine civilisirten und uncivilisirten Lehrer getheilt. Trotz meiner besseren Bildung war ich aber doch ein Indianer, nicht nur in meinem Anzuge, sondern auch in meinem Herzen.

Ich habe bereits erwähnt, daß ich bei der von dem Fürsten zusammenberufenen Berathung anwesend war, da ich bereits unter die Häuplinge gehörte, obgleich ich erst siebenzehn Jahre zählte. Meine Aufnahme wurde durch folgenden Fall veranlaßt.

Als wir Kunde von der Ermordung oder dem Verschwinden der sieben Weißen erhielten, welche der Fürst zu Beischaffung von Vieh nach Monterey geschickt hatte, wurde ein Haufen abgesandt, um der Spur der Vermißten zu folgen und auszukundschaften, was aus ihnen geworden sey. Auf meine Bitte wurde der Befehl über diesen Streifzug mir anvertraut.

Wir setzten über die Buona-Ventura und verfolgten die Fährte unserer Weißen zweihundert Meilen weit aufwärts; nun aber verloren wir dieselbe und fanden mit einemmale unser nur aus fünfzehn Mann bestehendes Häuflein von ungefähr achtzig Krähen, unsern unversöhnlichen Feinden, umringt.

Durch List gelang es uns, nicht nur durchzubrechen, sondern auch sieben der Gegner zu überrumpeln. Meine Begleiter wollten sie auf der Stelle tödten, was ich aber nicht zugab; wir banden sie daher auf ihre eigenen Pferde fest und beeilten uns, so gut wir konnten, obschon die Krähen uns entdeckt hatten und Jagd auf uns machten. Wir hatten fünfzehn Tage zu reisen, bis wir wieder in der Heimath anlangten, und wurden von einem Feinde verfolgt, der uns an Zahl sieben- oder achtmal überlegen war. Durch listige Wendungen, bei denen ich nicht verweilen will, und die Güte unserer Pferde gelang es uns, ihnen zu entwischen und unsere Gefangenen wohlbehalten in die Ansiedelung zu bringen. Zum Kampfe war es nun allerdings nicht gekommen, aber Gewandtheit gilt gleichfalls als eine gute Eigenschaft. Ich wurde daher bei meiner Rückkehr unter die Häuptlinge aufgenommen und erhielt den indianischen Namen Owato Wanisha oder Geist des Bibers, durch den meine Schlauheit und Hurtigkeit angedeutet werden sollte. Damit jedoch der Rang eines Kriegerhäuptlings auf mich übertragen werden könne, war es durchaus nöthig, daß ich mich auf dem Schlachtfelde ausgezeichnet hatte.

Ehe ich in meiner Erzählung fortfahre, muß ich Einiges über meine Lehrer, die Missionäre, bemerken. Der Jüngste davon,

Polidori, ging mit der Esmeralda zu Grunde, als er von Monterey Vieh holen wollte; die Anderen waren der Padre Marini und Padre Antonio — beide sehr talentvolle und gelehrte Männer. In den asiatischen Sprachen waren sie ungemein bewandert, und mit Entzücken folgte ich ihren Untersuchungen und den verschiedenen Theorien, welche sie in Betreff einer frühen Auswanderung der Indianer über das stille Weltmeer aufstellten.

Beide waren geborene Italiener. Sie hatten viele Jahre unter den westlich vom Ganges wohnenden Völkern zugebracht und waren in ihrem vorgerückten Lebensalter nach dem sonnigen Italien zurückgekommen, um in der Nähe des Ortes zu sterben, wo sie einst als Kinder spielten. Als sie jedoch mit dem Fürsten Seravalle zusammentrafen und von den wilden Stämmen hörten, unter denen er gelebt hatte, so hielten sie es für ihre Pflicht, denselben das Evangelium zu bringen und sie zu unterrichten.

So traten diese edlen Männer — alt, hinfällig und mit einem Fuße schon im Grabe — auf's Neue der Mühesal und Gefahr entgegen, um unter den Indianern die Religien der Liebe und des Erbarmens zu verbreiten, deren Dienste sie sich geweiht hatten.

Bei den Shoshonen waren jedoch ihre Bekehrungsversuche vergeblich, denn die Indianer haben einen ganz eigenen Charakter. Falls sie nicht leidend sind oder unterdrückt werden, mögen sie auf das nicht hören, was sie „die glatten Honigworte der Blaßgesichtweisen“ nennen, und wenn es doch einmal geschieht, so fechten sie jedes Dogma, jeden Glaubenspunkt an und bleiben unüberzeugt. Die Missionäre beschränkten sich deshalb mit der Zeit darauf, Werke der Barmherzigkeit zu üben, indem sie durch ihre ärztlichen Kenntnisse den Kranken Beistand leisteten und durch moralische Lehren den ungestümen, bisweilen grausamen Charakter dieses wilden, ununterrichteten Volkes milderten.

Zu den Vortheilen, welche die Shoshonen unseren Missionären verdankten, gehörte auch die Einführung der Vaccination. Anfangs

waren sie freilich sehr mißtrauisch dagegen und leisteten sogar heftigen Widerstand; endlich gewann aber doch die Einsicht der Indianer die Oberhand, und ich glaube nicht, daß nach unserer Ansiedelung auch nur Ein Shoshone geboren wurde, ohne daß ihm die Kuhpocken eingeimpft worden wären. Die Padres Marini und Polidori unterwiesen die eingebornen Heilkünstler in dem Verfahren, das jetzt allenthalben geübt wird.

Ich kann hierorts die Geschichte der wackern Missionäre zu Ende bringen. Als ich einen Streifzug nach Monterey machte, dessen Einzelnheiten ich demnächst angeben werde, wurde ich von Padre Marini begleitet; denn da ihm sein Bekehrungsgeschäft unter den Shoshonen nicht glücken wollte, so glaubte er in den spanischen Ansiedelungen von Californien nützlich werden zu können. Bald nach unserer Ankunft zu Monterey trennten wir uns, und ich habe seither nichts mehr von ihm gesehen oder gehört, obgleich ich noch Gelegenheit haben werde, aus Anlaß unserer Reise nach dieser Stadt und unseres dortigen Aufenthalts von ihm zu sprechen.

Der Andere, Padre Antonio, starb in der Ansiedelung vor meinem Zuge nach Monterey, und die Indianer bewahren noch jetzt seine Kleidung, sein Meßbuch und ein Cruzifix als die Reliquien eines edeln Mannes. Der arme Padre Antonio! Ich hätte wohl die Geschichte seines früheren Lebens kennen mögen. Auf seinen Zügen lag der Stempel einer tiefen Schwermuth; es mochte ihr wohl irgend ein herzbrechender Kummer zu Grunde liegen, den die Religion zwar zu mildern, aber nicht zu beseitigen im Stande war.

Nach seinem Tode nahm ich Einsicht von seinem Meßbuch. Die weißen Blätter waren vorn und hinten mit frommen Betrachtungen beschrieben, enthielten aber außerdem noch ein paar Worte, welche über eine gewisse Periode seines Lebens mehr sagten, als ganze Bände. Die ersten Worte lauteten: „**Julia, obiit, A. D. 1799. Virgo purissima, Maris stella. Ora pro me.**“ Auf dem folgenden

Blatte stand: „Antonio de Campestrina, Convient. Dominicum. In Roma, A. D. 1800."

Er war also nach dem Tode eines ihm theuren Wesens in's Kloster gegangeu — vielleicht seine erste und einzige Liebe. Der arme Mann! wie oft habe ich nicht große Thränen über seine welken Wangen niederrinnen sehen! Doch er ist heimgegangen und sein Kummer ruht im Grabe. Auf der letzten Seite des Meßbuches befanden sich ebenfalls zwei Linien von zitternder Hand — wahrscheinlich kurz vor seinem Tode geschrieben: „J, nunc anima anceps; sitque tibi Deus misericors."

Trotz des bisherigen Fehlschlagens gab der Fürst Seravalle seine Plane dennoch nicht auf. Dem Rathe meines Vaters zufolge wollte man nun versuchen, einige Mexikaner und Canadier herbeizuziehen, damit sie dem Feldbau neuen Aufschwung gäben; denn ich darf hier wohl bemerken, daß sowohl der Fürst, als mein Vater, längst den Entschluß gefaßt hatten, unter den Indianern zu leben und zu sterben.

Dieser Auftrag sollte durch mich zur Ausführung gebracht werden. Es stand mir ein langer Ausflug bevor, denn wenn es mir in Monterey nicht gelang, meinen Zweck zu erreichen, so sollte ich entweder mit einer Partie von Apaches-Indianern, die mit den Shoshonen stets im Frieden lebten, oder mit einer der mexikanischen Karavanen nach Santa Fé gehen.

In Santa Fé gab es stets eine große Anzahl von Franzosen oder Canadiern, die alljährlich im Auftrage der Pelzwerk-Kompagnien von Saint Louis herkamen, so daß wir einige Aussicht hatten, Leute für uns zu gewinnen. Wären meine Bemühungen jedoch fruchtlos, so sollte ich, da ich dann bereits zu weit gegangen sey, um allein zurückkehren zu können, mit den Pelzhändlern von Santa Fé auf dem Mississippi nach St. Louis ziehen, dort einige werthvolle Juwelen verkaufen, Leute zu Bildung einer starken Karavane miethen und auf der Astoria-Fährte unsere Ansiedelung wieder aufsuchen.

Da übrigens meine Abenteuer so zu sagen erst mit dem Antreten dieser Sendung beginnen, so will ich, ehe ich die Geschichte derselben gebe, den Leser einen Blick in die Geschichte und Ueberlieferungen der Shoshonen oder Schlangenindianer thun lassen, unter denen ich trotz meiner Jugend doch schon zu Rang und Würden gelangt war.

Viertes Kapitel.

Die Shoshonen oder Schlangenindianer sind ein tapferes und zahlreiches Volk; sie bewohnen einen großen und schönen Landstrich, der von Osten nach Westen fünfhundertundvierzig und von Norden nach Süden beinahe dreihundert Meilen breit ist. Ihr Gebiet liegt zwischen 38° und 43° nördlicher Breite und erstreckt sich von 116° westlich von Greenwich bis zu den Küsten des stillen Meltmeers, also nahe bis zu 125° westlicher Länge. Das Land ist reich und fruchtbar, namentlich in der Nähe der zahlreichen Ströme, wo der Boden bisweilen eine tiefrothe, an andern Stellen aber eine ganz schwarze Farbe hat. An Abwechslung fehlt es nicht, und obgleich der größte Theil unter die Klasse der sogenannten wellenförmigen Prairieen gehört, so gibt es doch auch sehr viel Waldung, namentlich an den Flüssen und in den Niederungen, während die Landschaft überhaupt malerisch wird durch die zahlreichen, phantastisch gestalteten Gebirge, die durchaus nicht mit einander zusammenhängen und schon vermöge ihrer ursprünglichen Formationen große Verschiedenheit bieten.

Fast überall findet man Massen von gediegenem Kupfer, und zwischen zwei Bergketten, die sich parallel von den Flüssen Buona-

Ventura und Calumet in westlicher Richtung hinziehen, sind nur zwei oder drei Fuß unter der Oberfläche reiche Lagen von Bleiglanz. Schwefel und Magnesia liefern die nördlichen Districte in Fülle, während in dem Sand der südlichen Flüsse Goldstaub vorkömmt, der gelegentlich von den Indianern gesammelt wird. Das Land wird von drei edlen Strömen durchzogen — der Buona-Ventura, dem Calumet und dem Nü-elije-sha-wako oder Fremdenfluß, während zwanzig kleinere Flüsse mit ungestümem Geräusch von den Gebirgen herabstürzen, bis sie in die Prairieen eintreten, wo sie glatt in langen Schlangenlinien zwischen blumigten Ufern und unter dem dichten Laubwerk der westlichen Magnolie hingleiten. Die Ebenen sind, wie bereits bemerkt, sanft wellenförmig und bilden vortreffliche, natürliche Weiden von Moskitogras, blauem Gras und Klee, auf welchen sich zahlreiche Heerden von Büffeln und Mustangs oder wilden Pferden in ruhiger Sicherheit nähren, aus der sie nur zur Jagdjahreszeit aufgeschreckt werden.

Die Shoshonen *) sind ohne Frage ein sehr altes Volk. Es würde unmöglich seyn, zu sagen, wie lange sie sich schon in diesem Theile des Festlandes niedergelassen haben. Der Schnitt ihres Gesichtes deutet auf asiatischen Ursprung und ihre zierliche, bilder-

*) Die amerikanischen Reisenden (sogar Mr. Catlin, der doch im Allgemeinen sehr zuverlässig ist), haben sich in dem Lande, das von den Shoshonen bewohnt wird, völlig geirrt. Einer derselben bezeichnet diesen Stamm als „die Indianer, aus jenem Theile der Rocky-Mountains, welcher an dem Grand- und Green-River, diesen Zweigen des Colorado im Westen liegt; sie bewohnen ferner das Thal des großen Bärenflusses und die wirthlichen Ufer der großen Salzseen." Dies ist ein großer Irrthum. Die Shoshonen mögen vielleicht an den erwähnten Orten gesehen worden seyn, da sie eine große Nation sind und oft Streifzüge nach Gegenden schicken, die weit von ihren Wohnorten entlegen sind; aber ihr eigenes Gebiet befindet sich, wie ich gesagt habe, zwischen dem stillen Weltmeere und dem 116. Grad westlicher

reiche Redeweise erinnert an die anmuthige Abwechslung von Sadis herrlichsten Gedichten.

Ein Beleg von ihrem Alter und fremden Ursprunge gibt der Umstand, daß nur wenige ihrer Ueberlieferungen sich auf ihre dermaligen Wohnplätze beziehen, sondern auf Länder jenseits des Meeres hindeuten, wo ewiger Sommer herrscht, die Bevölkerung zahllos ist und die Städte aus großen Palästen bestehen, die, ähnlich den Ueberlieferungen der Hindus, „lange vor der Schöpfung des Menschen von guten Geistern gebaut wurden".

Es unterliegt keinem Zweifel, und ist auch von den übrigen Stämmen zugegeben, daß die Shoshonen den Urstamm der Comanches, Arrapahoes und Apaches, dieser Beduinen der mexikanischen Wüsten, bilden. Sie sprechen alle dieselbe schöne und harmonische Sprache, haben die gleichen Ueberlieferungen und zerfielen erst so kürzlich in ihre Unterabtheilungen, daß sie die Perioden der Trennung mit verschiedenen Ereignissen der spanischen Binnenland-Eroberungen im nördlichen Theile von Sonora in Verbindung bringen können.

Es ist nicht meine Absicht, lange bei speculativen Theorien zu verweilen; indeß muß ich doch bemerken, daß Ueberlieferungen, denen man Vertrauen schenken darf, von Nationen oder Stämmen ausgehen müssen, welche durch unvordenkliche Zeiten feste Wohnsitze gehabt haben. Daß das nördliche Festland Amerikas zuerst von Asien aus bevölkert wurde, kann wohl nur wenig beanstandet werden, und wenn dies der Fall ist, so liegt die Voraussetzung

---

Länge. Was unter den wirthlichen Ufern der großen Salzseen verstanden wird, kann ich mir nicht vorstellen, wenn es nicht etwa ein moderner Yankee-Ausdruck für einen abscheulichen Morast mit todtbringenden Ausdünstungen ist, der von Millionen Schlangen und andern „derartigen wirthlichen Reptilien" bewohnt wird. Dieser See liegt westlich an dem Gebiete der Krähen, und ich zweifle, ob er je von einem Shoshonen besucht wurde.

nahe, daß diejenigen, welche zuerst herüberkamen, die vordersten und passendsten Gebiete einnahmen. Die Einwanderer, welche nach ihrer Landung auf ein Clima und einen Strich, wie in Californien, trafen, brachen wahrscheinlich nicht wieder auf, um einen besseren zu suchen. Daß ein Aehnliches auch bei den Shoshonen der Fall war, daß sie Abkömmlinge der frühesten Einwanderer sind und daß sie nie das Gebiet verließen, wo sich ihre Vorfahren angesiedelt hatten, wird durch alle ihre Traditionen bestätigt.

Gegen die Berichte, welche Missionäre und Reisende über eine wenig bekannte Volksraçe erstatten, müssen wir vorsichtig seyn, da sie selten mit den besseren und höheren Classen, welche geeignete Auskunft zu ertheilen wissen, in Berührung kommen. Sichere Kenntnisse werden weniger dadurch, daß man ihren Stamm aufgenommen, sondern vornehmlich durch den Umstand gewonnen, daß man als Häuptling in ihre Aristokratie eintritt.

Setzen wir den Fall, daß ein Fremder nach Wapping oder an einen andern englischen Ort käme und die nächsten Besten über die Religion, die Gesetze und die Geschäfte von England ausfragen wollte, so würde er nur sehr ungenügende Berichte erhalten; in ähnlicher Weise verhält es sich mit den Missionären und Reisenden unter diesen Nationen, die nur selten weiteren Zutritt erhalten. Unter den besseren Classen der Indianer müssen wir also Auskunft über ihre Geschichte, ihre Ueberlieferungen und ihre Gesetze suchen, und was ihre Religion betrifft, so wird ein Fremder nie in ihre Lehrsätze eingeweiht werden, wenn er nicht in früher Jugend unter das Volk selbst geräth und ein Angehöriger desselben wird.

Mögen die Missionäre in den Berichten an ihre Gesellschaften sagen, was sie wollen, so machen sie doch keine Bekehrungen, etwa die geheuchelte eines landstreicherischen Trunkenboldes ausgenommen, und derartige Menschen gehören ohnehin schon zu den Auswürflingen ihrer Stämme.

Die Ueberlieferungen der Shoshonen bestätigen vollkommen

meine Annahme, daß ihre Altvorderen zu den frühesten asiatischen Einwanderern gehörten; sie berühren die Geschichte späterer Wanderzüge, gegen welchen die ersten Ansiedler einen schweren Kampf zu bestehen hatten, um ihre Gebiete zu behaupten, sprechen von der Zerstreuung der neuen Emigranten nach Norden und Süden und geben Bericht über die Ausbreitung der Bevölkerung, wodurch einzelne Theile der Stämme veranlaßt wurden, weiter im Osten ihr Auskommen zu suchen.

Wie sich erwarten läßt, finden wir, daß die Traditionen der östlichen Stämme, welche hin und wieder vor ihrem Erlöschen gesammelt wurden, unbedeutend und abgeschmackt sind. Der Grund liegt darin, daß sie nach dem Osten gedrängt wurden und dort auf andere Indianerstämme trafen, welche vor ihnen nach diesen Gegenden vertrieben wurden und sich bereits dort angesiedelt hatten; so begann denn alsbald ein Leben voll anhaltender Feindseligkeit und beharrlichen Wechsels der Wohnstätte. Wenn aber ein Volk durch viele Generationen hindurch unausgesetzt Krieg führt und wandert, so liegt die Annahme ganz nahe, daß ein so bewegtes Leben der Fortpflanzung von Volkssagen keinen Raum gibt und letztere am Ende für den Stamm verloren gehen müssen.

Wenn wir also nach zuverlässigen Berichten forschen wollen, müssen wir sie dort suchen, wo die Bevölkerung seit unvordenklichen Zeiten ihre Wohnstätte nicht gewechselt hat, und um eine wahrscheinliche Geschichte dieser großen, kriegerischen Völker, ihrer Erhebung und ihres Falles zu schreiben, hat man die Thatsachen im Südwesten des Oregon, desgleichen in den nördlichen Theilen von Californien und Sonora zu sammeln. Die westlichen Apachen oder die Shoshonen bieten mit ihren Alterthümern und den Trümmern eines entschwundenen Ruhmes dem forschenden Geiste ein ergreifendes Interesse, während in ihrer bilderreichen Ausdrucksweise derjenige, welcher in den asiatischen Sprachen bewandert ist, leicht den alten Ursprung entdecken wird.

Es ist merkwürdig, wie allgemein sich Ueberlieferungen unter Nationen verbreiten, welche die Wohlthat der Buchdruckerkunst entbehren. Auch in Europa war zuverlässig vor dieser großen Entdeckung die große Masse weit besser mit ihrer alten Geschichte vertraut, als es in unsern Tagen der Fall ist, denn damals gingen die Ueberlieferungen von Familie zu Familie über; es war die geheiligte Pflicht eines jeden Hausvaters, sie ebenso unverfälscht seinem Sohne mitzutheilen, als sie von seinen Vorfahren auf ihn gekommen waren. Ebenso verhält sich's bei den Indianern, welche in einer langen Periode ihre Heimath nicht gewechselt haben. Während der Jagdjahreszeit, in den langen Abenden des Februars, theilen die Stammältesten den jungen Kriegern alle ihre geschichtlichen Ueberlieferungen mit, und würde ein Gelehrter einer derartigen „Vorlesung über die Vergangenheit“ anwohnen, so müßte er zugeben, daß in Harmonie, Beredtsamkeit und logischem Vortrage ein Rothhautredner nicht leicht zu übertreffen ist.

Die Shoshonen besitzen klare Hindeutungen auf die fernen Länder, aus denen sie eingewandert sind. Ueber die Zeit dieses Ereignisses schweigen sie; indeß müssen sie doch unter die ersten Ankömmlinge gehört haben, denn sie schildern mit großer topograpischer Genauigkeit all' die blutigen Kämpfe, welche sie gegen spätere Einwanderer zu bestehen hatten. Oft geschlagen, wurden sie dennoch nie erobert und haben stets den Boden behauptet, den sie von Anfang an für sich ausgelesen.

Ungleich den großen Familien der Dahcotahs und Algonquins, welche noch die vorherrschenden Züge der wandernden Nationen im südwestlichen Asien bewahren, scheinen die Shoshonen in allen Perioden ein kriegerisches Volk gewesen zu seyn, das jedoch nie seinen Wohnsitz wechselte. Reich waren sie nie, und ebenso wenig befanden sie sich je im Besitz sonderlicher Kenntniß von Künsten und Wissenschaften. Ihre Traditionen über die frühere Heimath sprechen von reichen, gebirgigen Gegenden mit balsamischen Lüften und Bäumen,

welche schöne und süße Früchte trugen; wenn sie aber große Städte, Paläste, Tempel und Gärten berühren, so geschieht es stets in Beziehung auf andere Nationen, mit welchen sie in beharrlichem Kriege lebten; daraus möchten wir schließen, daß sie Abkömmlinge der Mantschu-Tartaren sind.

Zu beiden Seiten der Buona-Ventura liegen auf ihrem Gebiete viele großartige Ueberreste zerstörter Städte; obgleich nun diese mit einer früheren Periode ihrer Geschichte im Zusammenhange stehen, wurden sie doch nicht von den Shoshonen erbaut.

Die Fontainen, die Aquäducte, die großen Kuppelgebäude und die langen anmuthigen Obelisken, die an dem Fuße massenhafter Pyramiden in die Höhe steigen, deuten unzweifelhaft auf die lange Anwesenheit eines sehr civilisirten Volkes; auch mögen die Berichte der Shoshonen über diese geheimnißvollen Ueberreste dem Forscher als Schlüssel zu der merkwürdigen Thatsache dienen, daß tausend ähnliche Ruinen überall auf dem ganzen amerikanischen Festlande gefunden werden. Ich gebe im Nachstehenden eine Schilderung von Ereignissen aus einer sehr ferneren Periode, wie sie von einem alten, weisen Shoshonen während der Jagdjahreszeit in den Prairie-Abendlagern erzählt wurde:

„Es ist schon lange, lange her — als die Pferde noch unbekannt waren in Lande*) und bloß der Büffel die weiten Ebenen durchstreifte; damals gab es noch riesige, schreckliche Ungeheuer. Die Zugänge zu den Bergen und Forsten wurden von den bösen Geistern gehütet, **) während die Seeküste, von ungeheuren Ei-

*) Pferde waren bis zur Ankunft der Spanier unbekannt.

**) Man findet oft ganze Mammuthsgerippe an dem Fuße der großen Schlange, eines langen, zackigen Gebirges, das dreihundertundsechszig Meilen weit sich in dem Parallelkreise des vierzigsten Grades nördlicher Breite hinzieht; die Bergkette erstreckt sich aus dem Mittelpunkte des Shoshonengebiets bis an das Land der Krähen, das heißt, vom hundertundneunzehnten bis zum hundertunddreizehnten Grade westlicher Länge (englischer

deren bewohnt, *) oft der Schauplatz schrecklicher Kämpfe war zwischem dem Menschen, dem ältesten Sohne des Lichts, und den gewaltigen Kindern der Nacht und der Finsterniß. Damals hatte auch das Land, in dem wir jetzt leben, eine andere Gestalt. Funkelnde Steine wurden in den Flüssen gefunden; die Gebirge hatten noch nicht ausgespieen ihre glühenden Eingeweide und der große Herr des Lebens zürnte noch nicht mit seinen rothen Kindern.

„In einem Sommer — und es war ein schrecklicher — blieb der Mond (das heißt die Sonne) lange Zeit stehen; er war von rother Blutfarbe und gab weder Nacht noch Tag. Takwantona, der Geist des Bösen, hatte die Natur überwunden und die weisen Männer der Shoshonen sagten viel schweres Unglück voraus. Die großen Aerzte erklärten, daß das Land bald getränkt werden

---

zählung). Möglich, daß dieses Thiergeschlecht in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts noch nicht ganz ausgestorben war, denn alle Krieger sprechen in ihren Familien-Ueberlieferungen oft von furchtbaren Kämpfen, welche ihre Urältervåter gegen das Ungeheuer bestanden hatten. Ja, einige besitzen sogar unter andern Trophäen vergangener Zeiten polirte Zähne und Knochen, welche unzweifelhaft diesem so wenig bekannten Thiere angehören. Mr. Roß Cox sagt in der Beschreibung seiner Reise über die Rocky Mountains, daß die Ober-Crees, ein Stamm, der das Gebiet an dem Athabascafluß bewohnt, eine seltsame Ueberlieferung in Betreff der Mammuthe bewahren. Ihrer Angabe nach wären diese Thiere von furchtbarer Größe und hätten früher im fernen Süden die Ebene bewohnt, von wo aus sie nach Zerstörung des sämmtlichen Wildes in das Gebirge gezogen wären. Sie hätten Alles getödtet, was ihnen in den Weg gekommen, und würden auch alle Indianer vertilgt haben, wenn sie eben so behend als groß und wild gewesen wären. Ein Mann wolle aus dem Munde seines Urgroßvaters wissen, er habe eines dieser Thiere, als er eben jagte, in einem Gebirgspasse gesehen; der Aussage des Alten zufolge sey das Brüllen des Ungeheuers mit dem Donner zu vergleichen gewesen; bei dem Anblicke habe ihn fast sein Gesichtssinn verlassen und sein Herz sey so klein geworden, wie das eines Kindes.

*) Einige Meilen von dem stillen Weltmeere und an dem Fuße eines Gebirges, das von den Shoshonen die Wohnung des Ungeheuers genannt

würde mit dem Blute seines Volkes. Sie baten umsonst und opferten, gleichfalls ohne Erfolg, zweihundert ihrer schönsten Jungfrauen auf den Altären des Takwantona. Der böse Geist lachte und antwortete ihnen nur mit seinem zerstörenden Donner. Die Erde bebte und riß entzwei; die Wasser hörten auf, in den Flußbetten zu strömen, und große Massen von Feuer und brennendem Schwefel wälzten sich von den Gebirgen herunter, Tod und Entsetzen mit sich bringend. Wie lange dies währte, welcher Lebende vermöchte es zu sagen? Da stand der blutige Mond — es war weder Licht noch Dunkel, und wie hätte der Mensch Zeit und Jahreszeit unterscheiden können? Es dauerte vielleicht nur das Leben eines Wurms, vielleicht aber auch das lange Alter einer Schlange.

---

wird, fanden sich die Ueberreste einer ungeheuren Eidexe, die einer erloschenen Saurierspecies angehört. Unser alter Missionär Padre Antonio grub einundfünfzig ganze, wohlerhaltene Wirbelknochen aus, die nur wenige Zoll unter der Oberfläche in einem Bette von Conchilienschalen und petrificirten Fischen begraben lagen. Sie hatten meist die Länge von zwölf bis zu achtzehn Zollen, einen Durchmesser von acht bis zu vierzehn Zollen und maßen in ihrer Zusammensetzung mehr als fünfzig Fuß. Vom Schwanz und Halse wurden nur wenige Wirbel aufgefunden, wohl aber viele Bruchstücke der Rippen und Extremitäten. Die Wirbel bildeten, als sie entdeckt wurden, eine forlaufende Linie und paßten beinahe völlig in einander. Wenn der Kopf dem übrigen Theile des Thieres entsprechen sollte, so mußte er wenigstens zwölf oder vierzehn Fuß lang seyn und das ganze Ungeheuer fast achtzig Fuß gemessen haben.

Als der Fürst Seravalle im Herbste des Jahres 1834 an den westlichen Ufern des Buona-Ventura den Grund zu einem Vorrathsmagazine graben ließ, wurde ein schöner, drei Fuß langer Fangzahn aufgefunden, der, abgesehen von seiner pechschwarzen Farbe, erstaunliche Aehnlichkeit mit dem eines großen Elephanten hatte.

Einige Stücke davon, denn er war unglücklicherweise in mehrere Theile zerschlagen, befinden sich gegenwärtig in dem Besitze des Gouverneurs von Monterey und des Mr. Lagranche, eines canadischen Händlers, der das Gebiet im Jahre 1840 besuchte.

*

„Der Kampf war furchtbar, aber endlich zerbrach der gute Herr des Lebens seine Fesseln. Die Sonne schien wieder. Es war zu spät! Die Shoshonen lagen im Staube und ihr Herz war klein geworden. Sie waren arm und hatten keine Wohnungen; sie waren wie der Hirsch in den Prairieen, gehetzt von dem hungrigen Panther.

„Und ein fremdes, zahlreiches Volk landete an den Ufern des Meeres. Es war reich und stark, deshalb machte es die Shoshonen zu seinen Sklaven und baute große Städte, wo es seine ganze Zeit zubrachte. Menschenalter verschwanden. Die Shoshonen waren Weiber — sie jagten für die mächtigen Fremden; sie waren Lastvieh, denn sie schleppten Holz und Wasser zu ihren großen Wigwams; sie mußten fischen für ihre Herren, während sie selbst hungerten in der Mitte des Ueberflusses. Wieder entschwanden Menschenalter. Die Shoshonen konnten es nicht mehr ertragen, sondern entliefen in die Wälder, auf's Gebirge und an die Küsten des Meeres. Und siehe! der große Vater des Lebens lächelte ihnen wieder; die bösen Geister wurden alle zerstört und die Ungeheuer in den Sand begraben.

„Sie wurden bald stark und große Krieger; sie griffen die Fremden an, zerstörten ihre Städte und trieben sie wie Büffel, weit nach dem Süden, wo die Sonne immer brennt, und von wo aus sie nicht mehr zurückkehrten.

„Seit dieser Zeit sind die Shoshonen ein großes Volk gewesen. Oft und vielmal sind wieder Fremde gekommen, aber sie waren arm und klein an Zahl, konnten also leicht getrieben werden nach dem Osten und Norden in die Länder der Krähen, der Flachköpfe, der Wallah-Wallahs und der Jal-Alla-Pujees (der Calapusen)."

Ich habe diese Tradition aus Vielen gewählt, da sie, die bildliche Ausschmückung abgerechnet, einen sehr richtigen Leitfaden für die Geschichte der Shoshonen in früheren Perioden zu geben scheint. Sogar der Umstand des Zugeständnisses, daß sie eine Zeit lang

Sklaven jener Volksraçe waren, welche die Städte bauten, deren Trümmer noch jetzt Zeugniß ablegen von ihrer Größe — bildet einen kräftigen Beweis für die Verläßlichkeit der Angabe im Allgemeinen. Auf die gegenwärtigen Shoshonen und ihre Gebräuche werde ich in einem spätern Theile meiner Erzählung zurückkommen

Fünftes Kapitel.

Sobald Alles vorbereitet war, erhielt ich meine schließlichen Weisungen, nebst Briefen an den Gouverneur von Monterey, denen noch ein schwerer Beutel von Dublonen für meine Ausgaben beigefügt war. Ich verabschiedete mich von dem Fürsten und meinem Vater, schiffte mich mit sechs wohlbewaffneten Indianern und dem Padre Marini in einem langen Kanoe auf der Buona-Ventura ein, wurde von der Strömung fortgetragen und verlor bald unsere einsame Ansiedelung aus dem Gesichte.

Wir mußten dem Strome folgen bis zu den südlichen Seen der Buona Ventura, wo wir unsere Indianer entließen und uns einigen Halbzucht-Wachinangoes anschlossen, welche in den Prairieen Mustangs, oder wilde Pferde, gefangen hatten und nun mit denselben nach Monterey zürückkehrten.

Der Ausflug war wunderschön. Der Frühling hatte eben begonnen und beide Flußufer waren mit Immergrün bekleidet; das Gras wuchs üppig und in allen Richtungen sahen wir ungeheure Heerden von Büffeln und wilden Pferden weiden. Bisweilen galoppirte ein edler Hengst mit fliegender Mähne und wehendem Schweife bis an's Wasser herunter und sah uns nach, als sey er neugierig,

unsere Absichten zu erfahren; hatte er uns dann zur Genüge be- augenscheinigt, so kehrte er langsam wieder zurück, aber dennoch von Zeit zu Zeit nach uns hinsehend, wie wenn er doch noch nicht ganz überzeugt wäre, ob uns zu trauen sey.

In der dritten Nacht lagerten wir an dem Fuße eines Obelisken in der Mitte einiger edlen Ruinen. Sie waren für die Shoshonen ein geheiligter Ort. Ihre Traditionen erzählten ihnen von einer andern Raçe, welche früher hier gelebt hatte, von ihnen aber nach dem Süden getrieben worden war. Dieses letztere Ereigniß muß schon vor Jahrhunderten stattgefunden haben, denn die Hand der Zeit, so mild in diesem Klima, und die Hand des Menschen, wie wenig sie auch hier nach Beute begierig ist, hatte diese Stadt schwer heimgesucht.

Wir verweilten noch am folgenden Tage an der Stelle, da Padre Marini nach Schnitzwerk oder Hieroglyphen spähen wollte, aus denen er Folgerungen ziehen könnte; aber unsere Bemühungen waren vergeblich und wir konnten nicht länger zögern, da wir fürchteten, die Pferdejäger würden vor unserer Ankunft ihr Lager aufbrechen. Wir nahmen daher unsere Reise wieder auf, und unterwegs erging ich mich mit dem heiligen Vater in langen Gesprächen über den hohen Grad von Civilisation, der unter der verloren gegangenen Raçe geherrscht haben mußte, da sie so schöne Gebäude zu errichten im Stande war.

In weiteren vier Tagen gelangten wir an das südliche Ufer des St. Jago-Sees. Wir kamen noch in guter Zeit an, entließen unsere Indianer und setzten, nachdem wir zwei vortreffliche Maulthiere gekauft hatten, unsere Reise in Gesellschaft der Pferdejäger fort, mitten unter Hunderten ihrer Gefangenen, welche laut ihre Bestimmung beklagten und ihre Entrüstung über die Ungerechtigkeit des ganzen gegen sie geübten Verfahrens dadurch ausdrückten, daß sie von hinten und von vorn nach Allem schlugen, was in das Bereich ihrer Hufe kam. Aber trotz diesem sehr unmanierlichen Benehmen

unserer Arrestanten langten wir doch am sechsten Abend zu Monterey an.

Der Leser wird im Verlaufe entdecken, daß meine Abenteuer mit dieser Reise nach Monterey ihren Anfang nahmen; ich will ihn daher nur noch erinnern, daß ich um diese Zeit mein achtzehntes Jahr noch nicht erreicht hatte. Ich konnte mich noch des civilisirten Zustandes erinnern, unter dem ich vor meiner Ankunft unter den Indianern geweilt hatte, und da wir auch in der Ansiedelung keiner Gemächlichkeit und Bequemlichkeit entbehrten, so schwebte mir auch noch dunkel vor, was in Italien und anderswo vorgegangen war. Aber ich war ein Indianer geworden und blickte bis zu der Zeit, in welcher mir diese Reise aufgetragen wurde, auf die Schauplätze meiner Jugend nur mit Verachtung zurück.

Daß dieses Gefühl durch den Gedanken, ich werde wohl nie wieder zu denselben zurückkehren, bedeutend genährt wurde, ist mehr als wahrscheinlich; denn von dem Augenblick an, als ich gehört hatte, daß ich nach Monterey gehen sollte, klopfte mein Herz ungestüm und mein Puls verdoppelte seine Schläge. Ich weiß kaum, was ich mir eigentlich dabei vorstellte; soviel ist jedoch gewiß, daß ich mir die Idee von einem irdischen Paradies gebildet hatte.

Nun, wenn auch nicht gerade ein Paradies, so ist Monterey doch gewiß ein sehr angenehmer Ort. Ja sogar jetzt noch gewinnt er in meiner Erinnerung eine Art seltsamen Zaubers, obgleich ich seitdem nüchterner und, wie ich glaube, auch ein wenig weiser geworden bin. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ein gewisser Nimbus von Glück sich über diese kleine Stadt verbreitet. Jedermann fühlt sich wohl, Alles singt und lächelt, und jede Stunde ist dem Vergnügen oder der Ruhe geweiht.

Da sieht man nichts von schmutzigen Straßen und einem holperigten Pflaster — keine Fabriken mit ihrem ewigen Rauch — keine Polizeidiener, die sich wie eben so viele Kreuzbuben ausnehmen

— keine Cabs oder Omnibus, welche rechts und links den Koth um sich spritzen — vor Allem aber nichts von jenen pünktlichen Geschäftsmännern, die ihren Bestellungen nacheilen, wie Dampfmaschinen pustend, Jedermann mit ihren Ellenbogen imkommodirend und die Apfelstände umwerfend. Nein, von alle dem trifft man nichts zu Monterey.

Man hat dort eine endlos tiefe Bay von schönstem Blau, deren Ufer mit hohen, prachtvollen Bäumen bewachsen sind. Ein Prairierasen breitet sich wie ein Teppich aus, dessen Dessin aus allerliebsten wilden Blumen besteht. Darauf befinden sich Hunderte von Hütten, von den Ranken des Weinstocks überwachsen. Im Mittelpunkte steht das Präsidio oder Gouvernementgebäude, auf der einen Seite ein anmuthiger Kirchthurm, auf der andern die starken Mauern eines Klosters. Ueber das Ganze breitet sich ein Himmel vom tiefsten Kobaltblau, einen angenehmen Gegensatz bildend gegen das dunkle Grün der hohen Fichten und die unbestimmten, nicht zu schildernden Tinten an dem Horizont der Prairieen im Westen.

Selbst die Hunde sind zu Monterey höflich, und die Pferde, welche allenthalben umherweiden, laufen auf den Reisenden zu, als wollten sie seine Ankunft bewillkommnen. Der Grund davon liegt jedoch in dem Umstande, daß man in jener Gegend einen Beutel Salz am Sattelknopf mitzuführen pflegt, an dem die Thiere ihre Nasen reiben, und es ist klar, daß sie kommen, um sich etwas von dem Inhalte des gedachten Beutels zu erbetteln, von dem sie sehr große Liebhaber sind. Mit Menschen und Thieren steht man schnell auf einem vertraulichen Fuße; auch die dort wohnenden Engländer sind, was doch gewiß viel heißen will, zufrieden und sogar die Amerikaner — eine noch wunderbarere Erscheinung — beinahe ehrlich. Welch' ein herrliches Klima muß nicht dieses Monterey seyn!

Die dort herrschende Gastfreundschaft ist unbegränzt. „Die

heilige Jungfrau segne Dich," sagte ein alter Mann zu uns, als wir anlangten; „weile hier und beehre mein Dach." Ein Anderer eilte herzu und drückte uns mit vor Wohlwollen funkelnden Augen die Hände. Ein Dritter nahm unsere Maulesel beim Zügel und führte uns nach seiner Thüre, aus der ein halb Dutzend hübscher Mädchen mit blitzenden, dunkeln Augen und langen dünnen Fingern herauskamen, um uns die Sporen und Moccassins abzunehmen.

Königin der Städte in Californien! Schon in deinem Namen liegt Poesie für mich, und so muß es Allen ergehen, welche Ehrlichkeit, Bonhommie, Einfachheit und das dolce far niente lieben.

Ungeachtet der vielen dringenden Einladungen, die wir erhielten, begab sich Padre Marini nach dem Kloster, während ich bei dem alten Gouverneur mein Quartier nahm.

Alles war mir neu und entzückend; denn ich zählte noch nicht achtzehn Jahre, und in diesem Lebensalter hat man seltsame Träume und Vorstellungen von schlanken Taillen und hübschen, schalkhaft lächelnden Gesichtern. Mein Geist war hin und wieder zurückgekehrt zu den Auftritten der Vergangenheit, als ich noch eine Mutter und eine Schwester hatte. Dann seufzte ich nach einer Gespielin, mit der ich tanzen und walzen konnte auf dem Rasen, während unser grauhaariger Diener auf seiner Violine einige veraltete en avant deux spielte.

Jetzt hatte ich Alles dies gefunden, und es war eine fröhliche Zeit. Allerdings half der Beutel mit Dublonen wunderbar mit. Eine Woche nach meiner Ankunft hatte ich mir einen prächtigen, mit Silber ausgelegten Sattel, statt meiner Tuchbeinbekleidung Sammthosen, einen Federhut, glänzende Schuhe, einen rothen Sammtgürtel und den großen Kapuzenmantel angeschafft, der bisweilen für Sommer und Winter, für Tag und Nacht das einzige Gewand eines west-mexikanischen Grand ausmacht. Ich sage, es war eine fröhliche Zeit, und ich wußte mich trefflich darein zu schicken.

Ich tanzte, sang und machte den Hof. Mein alter Reisegefährte, der Missionär, machte mir zwar Vorstellungen, aber die Mädchen lachten über ihn, und ich setzte ihm klärlich aus einander, daß er Unrecht habe. Wenn meine englischen Leser nur wüßten, welch' ein süßes, allerliebstes kleines Ding ein Mädchen in Monterey ist, so würden Alle ihre Bündel schnüren, nach Californien gehen und dort heirathen. Und doch wäre es Schade, denn mit ihren falschen Begriffen von Camfort, mit ihrer Vorliebe für Kohlenfeuer und ungare Beefsteaks, zugleich mit ihren finsteren Ansichten von Schicklichkeit, würden sie den Ort bald verderben und ihn so steif und düster machen, als nur ein sektirerisches Dorf in den vereinigten Staaten seyn kann, das neben seinen neun Banken, seinen achtzehn Kapellen und seiner einzigen ABC-Schule ein so ungeheures, steinernes Gefängniß hat, daß es die ganze Einwohnerschaft beherbergen könnte.

Der Gouverneur war der General Morreno, ein alter Soldat von ächt castilischem Stamme — stolz auf sein Blut, auf seine Töchter, auf sich selbst, auf seine Würden, kurz auf Alles, aber demungeachtet voll Wohlwollen und Gastfreundlichkeit. Sein Haus stand Allen offen (das heißt, so fern sie sich weißen Blutes rühmen konnten) und die Zeit entschwand mir wie ein ununterbrochener Festtag, indem ein Vergnügen dem anderen folgte — die Musik dem Tanze und das Augenspiel dem Kusse, ebenso wie die Limonade dem Wein oder die Crêmes den Trauben und Pfirsichen. Unglücklicherweise hat aber die Natur in unserer Bildung einen Mißgriff begangen, und leider muß der Mensch nach dem Vergnügen eben so gut ausruhen, als nach der Arbeit. Das ist recht Schade, denn das Leben ist kurz, und durch den Schlaf wird so viele Zeit verloren; so dachte ich wenigstens, als ich achtzehn Jahre alt war.

Monterey ist eine sehr alte Stadt und wurde im siebenzehnten Jahrhundert von einigen portugiesischen Jesuiten gegründet, welche

hier einen Missionsposten anlegten. Den Jesuiten folgten die Franziskaner, gute, milde, träge und freundliche Leute, die den Scherz liebten, ohne der Sittlichkeit nahe zu treten, gegen Laster und Liebe donnerten, aber doch völlige Absolution ertheilten und leichte Bußen auflegten. Diese Mönche wurden von der mexikanischen Regierung verjagt, weil sie ihren Reichthum zu besitzen wünschte. Es war ein Unglück für Monterey, denn statt der gütigen, gastfreundlichen und edelmüthigen Ordensgeistlichen erschienen Agenten und Beamte der Regierung aus dem Innern, welche durch nichts an ihren neuen Aufenthalt geknüpft waren und sich wenig um das Glück der Bewohner kümmerten. Die Folge davon ist, daß die Californier dieser Bedrücker herzlich müde sind; sie haben einen natürlichen Widerwillen gegen Zollbeamte und können sich namentlich nicht mit dem Gedanken versöhnen, zu Führung der mexikanischen Könige, die für sie kein Interrsse haben, ihre Dollars herzugeben. Eines Morgens — es wäre ihnen beinahe schon einmal gelungen — werden sie die mexikanische Flagge von dem Präsidio herunternehmen, Kommissarien und Zollbeamte fortjagen, sich von Mexiko unabhängig erklären und ihre Hafen allen Nationen öffnen.

Monterey enthält ungefähr dreitausend Seelen, einschließlich der Halbzucht und der Indianer, welche sich in den verschiedenen Wohnungen als Dienstboten gebrauchen lassen. Die Einwohner sind reich, und da sie keine Gelegenheit haben, ihr Geld nach Weise der östlichen Städte zu verschleudern — denn ihre Vergnügungen kosten sie nichts — so halten sie viel auf Ausschmückung ihrer selbst, ihrer Pferde und Sättel, und verwenden darauf soviel, als sie zu erschwingen vermögen. Ein Sattel im Preise von hundert Pfunden ist unter den reicheren jungen Leuten, die auf ihre Rosse und deren Geschirr stolz sind, etwas sehr Gewöhnliches.

Das weibliche Geschlecht kleidet sich reich und mit bewunderungswürdigem Geschmack. Die Mädchen tragen weiße Atlaskleider und

lassen ihr langes, schwarzes Haar über die Schultern niederfallen. Zu Hause ist ihre Stirne mit reichem Juwelenschmuck geziert, wenn sie aber ausgehen, bedecken sie ihr Gesicht mit einem langen, weißen Schleier, durch den ihre Augen wie Diamanten funkeln.

Die verheiratheten Frauen ziehen eine bunte Tracht vor und befestigen ihr Haar vermittelst eines großen Kammes dicht am Kopfe. Sie besitzen auch noch eine andere bezaubernde Eigenthümlichkeit, welche sie jedoch mit den Männern gemein haben — ich meine eine schöne Stimme, weich und tremulirend bei den Weibern, reich, kräftig und majestätisch aber bei ihren Herren. Ein amerikanischer Reisender sagt irgendwo: „Ein gemeiner Ochsentreiber zu Pferd, der einen Auftrag übernimmt, scheint wie ein Gesandter in einer Audienz zu sprechen. Die Californier sind in der That ein Volk, auf denen ein schwerer Fluch lastet; sie haben Alles verloren, nur nicht ihren Stolz, ihre Sitten und ihre Stimme.

In Monterey folgt eine Belustigung der andern, und zwischen Hahnenkämpfen, Wettrennen, Fandangos, Jagen, Fischen, Rudern und so weiter entschwindet die Zeit. Das Klima ist merkwürdig gesund; Epidemien hat es nie gegeben und man weiß überhaupt kaum, was Krankheit ist. Kein Zahnweh, kein sonstiges Leiden, kein Spleen; die Leute sterben an Zufälligkeiten oder an Altersschwäche. In der That geht zu Monterey ein eigenthümliches Sprüchwort: „El que quiere morir, que se vaya del pueblo“ — das heißt: „wer zu sterben wünscht, muß die Stadt verlassen.“

Während meines dortigen Aufenthalts hatte ich ein ziemlich gefährliches Abenteuer zu bestehen. Die Bay ist eine der schönsten von der Welt, ungefähr vierundzwanzig Meilen lang und achtzehn breit, und ich hatte mich mit einigen meiner Freunde einer großen Partie angeschlossen, welche an der Mündung derselben fischen wollte. Der Missionär Padre Marini, der sich nicht ganz wohl fühlte, meinte, die Seeluft könnte ihn wohl bekommen, und schloß sich deshalb unserer Gesellschaft an. Wir hatten viele Boote; das, in

welchem der Padre und ich Platz gefunden hatten, war ein hübsch geformtes, kleines Ding, welches zu einem amerikanischen Schiffe gehörte. Es wurde mit zwei Rudern in Bewegung gesetzt und hatte einen kleinen Mast nebst Segel.

Unser Fischen nahm einen guten Fortgang; wir waren Alle sehr vergnügt und gingen an's Land, um etliche unserer Opfer zum Nachmittagsmahl zu braten. Im Laufe des Gesprächs kam Jemand auf einige alte Ruinen zu reden, die sich fünfzehn Meilen nördlich an der Mündung eines kleinen Flüßchens befänden. Der Missionär war begierig, Einsicht davon zu nehmen, und wir beschlossen, unsere Begleiter nach Monterey zurückkehren zu lassen, während wir Beide an Ort und Stelle übernachten wollten, um am andern Morgen einen Ausflug nach den Ruinen zu machen. Wir erhielten von einem andern Boot einen großen steinernen Wasserkrug, zwei Decken und eine Doppelflinte. Sobald sich unsere Begleiter entfernt hatten, ruderten wir nach der Nordspitze der Bay, wählten uns ein passendes Nachtquartier, bauten uns mit den Rudern, dem Mast und dem Segel eine Art Obdach, zündeten ein Feuer an und machten's uns bequem. Es war einer jener schönen, milden Abende, die man nur in der Bay von Monterey findet; der sanfte, duftige Wind säuselte leise durch die Blätter, und mit dem Eintritte der Nacht, als der silberne Mond mit Myriaden Sternen über uns blinkte, kam der Missionär, nachdem er die Scene in langem Schweigen betrachtet hatte, auf die Vergangenheit und andere Klimas zu sprechen.

Er erzählte von Hurdwar, einem fernen Missionsposten im Norden von Indien, dicht an den Himalayas. Die Hindus nennen den Ort „Stadt der tausend Paläste" und sagen, sie sey von den Genien an derselben Stelle erbaut worden, wo Vishnu nach einer seiner geheimnißvollen Verwandlungen, in welcher er Siva oder Sahavedra, den Geist des Bösen, besiegte, mehrere Wochen ausgeruht habe. Obgleich weniger bekannt, ist Hurdwar doch ein weit heiligerer Ort als Benares. Einmal im Jahre kommen hier Leute

aus allen Gegenden zusammen, um mehrere Tage lang in den reinigenden Fluthen des Ganges ihre Waschungen vorzunehmen. In dieser edlen Stadt wird auch eine der größten indischen Messen — vielleicht die größte in der ganzen Welt — abgehalten, und da diese in denselben Monat fällt, in welchem die andächtigen Hindus ihre Wallfahrten vornehmen, so stellen sich auch zahlreiche Karavanen aus Persien, Arabien, Kaschmir und Lahore ein, um längs der Ufer des Flusses ihre Bazars zu errichten, die eine viele Meilen lange Straße bilden. Die Menschenmasse, die sich zu solchen Zeiten zusammenfindet, soll mehr als eine Million Köpfe betragen.

Der Padre Marini hatte dort mehrere Jahre ganz allein als Missionär gewirkt. Seine bekehrte Heerde war freilich nur klein, und er hatte wenig zu thun; aber doch konnte sein Geist nicht durch das Studium all' der ihn umgebenden Wunder gefesselt werden. Sein Herz war traurig, denn ein jahrelanger Kummer lastete schwer auf ihm und er fühlte sich elend. Ehe er sich der Abgeschiedenheit des mönchischen Lebens hingab, verbrachte er seine Zeit in der Gesellschaft eines jüngern Bruders, den er sehr liebte. Der junge Mann, welcher Medicin studirte, besaß schöne Anlagen und verband mit denselben einen Fleiß, der ihn in seinem Berufe vorwärts zu bringen versprach. Als Marini in's Kloster ging, begab sich sein Bruder nach der Türkei, wo Aerzte stets eine gute Aufnahme zu finden hoffen dürfen, und ließ lange nichts von sich hören. Der Mönch war eben im Begriffe, nach einem fernen Missionsposten abzugehen, als er endlich die Kunde erhielt, welche so zerstörend auf seinen Seelenfrieden wirkte.

Sein Bruder war nämlich von Konstantinopel aus nach Persien gegangen, wo er in sehr angenehmen Verhältnissen lebte; der Ehrgeiz hatte ihn jedoch veranlaßt, den Glauben seiner Väter abzuschwören und ein Anhänger Mohameds zu werden. Das war eine sehr traurige Nachricht, über welche der Mönch viele Thränen vergoß. Im ersten Jahre seines Aufenthalts zu Hurdwar traf er mit

einem jüdischen Kaufmann zusammen, der eine persische Karavane begleitet hatte. Dieser Mann kannte seinen abtrünnigen Bruder, und theilte dem Padre mit, derselbe sey in Ungnade gefallen und führe nun zur Strafe für seine Apostasie ein Leben voll Elend und Entbehrungen.

Der Mönch schickte nun innige und glühende Gebete zum Himmel, flehte um Vergebung für seinen Bruder und opferte für dessen Seelenheil seine Bußübungen auf. Der arme Mann! er dachte, wenn er ihn nur sehen und sprechen könnte, so würde es ihm gelingen, ihn in den Schooß der Kirche zurückzuführen; aber ach! sein Beruf fesselte ihn an Hurdwar, das er nicht verlassen durfte. Eines Tages — es war zur Zeit der Messe — wandelte er fern von dem Flusse hin, um die Verblendung des Heidenthums nicht ansehen zu müssen, und sein Geist war im Gebete vertieft. Da schlugen mit einemmale ungewöhnliche Tone an seine Ohr — wohlbekannte Töne, die ihn an seine Heimath, an das schöne Italien erinnerten. Sie kamen aus einer kleinen Hütte, die nur zehn Schritte von ihm entlegen war. Die Scenen vergangener Tage tauchten in seiner Erinnerung auf, und sein Herz fing an ungestüm zu pochen. Der Mönch erkannte eine Barcarole, die er oft in jüngeren Tagen gesungen hatte; aber obgleich die Weise lebhaft war, klang doch die Stimme traurig und wehmüthig. Er trat leise näher und stellte sich an den Eingang der Hütte. Der Fremde fuhr zusammen und erhob sich! Die Trennung hatte lange gewährt; aber weder die gefurchten Wangen und das blasse Antlitz des Einen, noch der Turban des Andern konnte sie täuschen — die beiden Brüder sanken sich in die Arme.

Bei ihrer Rückkehr zählte die persische Karavane einen Treiber weniger, denn der Renegat lag auf seinem Sterbebette in der bescheidenen Wohnung seines Bruders. Abermals ein Christ und auf's Neue versöhnt mit seinem Gotte, harrte er ruhig der Abberufung nach einer besseren Welt. Während einer zweiwöchigen Krank-

heit bereute er seine Verirrung und flehte um Erbarmen. Nach seinem Tode begrub der Mönch in derselben kleinen Schasminlaube, wo er den Muselmann gefunden hatte, den zum Christenthum zurückgekehrten Bruder, setzte ein Kreuz auf sein Grab und trauerte lange um ihn; aber eine schwere Last war von seiner Brust genommen und seit der Zeit hatte er sich wieder glücklich gefühlt, denn jetzt bedrückte nichts mehr seinen Geist, was ihn in der Ausübung seines heiligen Dienstes hätte hindern können.

Nachdem mir der Padre Marini diesen Abschnitt aus seiner Lebensgeschichte erzählt hatte, wünschte er mir gute Nacht und wir schickten uns zur Ruhe an. Ich ging nach dem Boote, in welchem ich mich ausstreckte, das Gesicht dem funkelnden Gewölbe über mir zugekehrt, und stellte Betrachtungen über die Erzählung des Mönchs an, bis ich endlich einschlief.

Sechstes Kapitel.

Es fröstelte mich und ich erwachte. Es war bereits Tag. Ich stand auf und blickte umher, mußte aber finden, daß ich in hoher See schwamm, weit ab von der Küste, deren Umrisse von den goldenen Farben des Morgens gesäumt wurden. Das Tau und der Pfahl, an welchem ich das Boot festgemacht hatte, schleppte im Wasser hinten nach, während mich der sanfte Landwind mehr und mehr von dem Gestade entfernte. Eine Weile war ich ziemlich verschüchtert; die Ruder lagen am Lande, und ich hatte kein Hülfsmittel, meinem kleinen Nachen eine erwünschte Richtung zu geben.

Vergeblich ruderte ich mit den Händen und mit dem Pfahle,

den ich an Bord genommen hatte. Ich wandte mich um und um, nach allen Richtungen des Kompasses, aber vergeblich. Endlich begann ich nachzudenken. Die See war glatt und ruhig, folglich keine unmittelbare Gefahr vorhanden. Wenn der Padre am Morgen erwachte, so mußte er natürlich meinen Unfall entdecken und sah auch vielleicht das Boot; er eilte dann nach der Stadt, konnte aber freilich nicht vor Abend dort anlangen, denn er war ein alter Mann, und der Weg betrug ungefähr fünfundzwanzig Meilen. Dann wurden mir Boote nachgeschickt, vielleicht sogar der mexikanische Schooner, der in der Bay war. Am nächsten Morgen durfte ich zuversichtlich auf Rettung hoffen, und das größte Unglück, das mir somit begegnen konnte, bestand in dem Fasten und in der Einsamkeit eines Tages. Dies schlug ich übrigens nicht hoch an; ich fügte mich deshalb in mein Schicksal und machte aus der Noth eine Tugend. Zum Glück für mich gehörte das Boot einem Amerikaner, der ein großer Freund von Fischen war, und enthielt daher viele Gegenstände, die ich zuvor übersehen hatte. Zwischen dem vordersten Dost und dem Bug befand sich eine halb mit Asche gefüllte Tonne, daneben lagen einige Stücke Steinkohlen und etwas dürres Holz; unter den Sternschoten stand ein kleiner Schrank, in welchem ich eine Bratpfanne, eine Salzbüchse, einen zinnernen Napf, einen Topf mit Honig und einen zweiten mit Bärenfett, endlich einige Kräuter fand, die von den Californiern statt des Thees benützt werden. Zum Glück waren der Wasserkrug, meine Fangleinen und die Köder von rothem Flanell und weißer Baumwolle gleichfalls an Bord. Ich warf die letzteren aus und schickte mich an, mein Cigarito zu rauchen. In diesen Gegenden führt nämlich Jedermann Stein, Stahl, Schwamm und Tabak bei sich.

So entschwanden mir die Stunden. Da meine Fischerei gut von Statten ging, so zündete ich ein Feuer an und briet mir einige schöne Makrelen; aber nachgerade erreichte die Sonne

ihre höchste Höhe und die Hitze wurde so unerträglich, daß ich meine Kleider, sogar auch mein Hemde ausziehen und über die Bänke breiten mußte, um Schutz zu erhalten. Mittlerweile hatte ich das Land ganz aus dem Gesichte verloren und konnte nur hin und wieder einige kleine schwarze Punkte, die Spitzen der hohen Fichten, bemerken.

Sobald mein Mahl beendigt war, machte ich ein Schläfchen; ich weiß indeß nicht, wie es kam, denn statt der anständigen zwei Siesta-Stunden, die der Spanier zu Verdauung seines Diners als Tonicum braucht, wachte ich erst um Sonnenuntergang wieder auf, und auch da nur deshalb, weil ich eine Bewegung zu fühlen begann, die nichts weniger als angenehm war. In der That begannen auch die Wellen sich in scharfen, schaumbedeckten Zacken zu heben, und die milde Landbrise hatte sich in einen kühlen, scharfen Westwind umgewandelt.

Die günstige Richtung des Windes war indeß ein Trost, und während ich meine Kleider anlegte, begann ich zu erwägen, daß unter einem zweckmäßigen Gebrauch des Steuers und durch meine aufrechte Stellung im Boote mein Körper gewissermaßen als ein kleines Segel dienen könnte. Da hörte ich auf der Backbordseite meines Bootes wohl zwanzig Stimmen ein „Hi, hi, hi!“ brüllen. Wie man sich denken kann, fuhr ich erstaunt zusammen, und als ich mich umwandte, bemerkte ich fünfzig Ellen vor mir ein großes, von zehn Rudern bewegtes Boot vor den Wellen treiben. Es war mit Leuten, Fässern und Tonnen angefüllt, und Einer am Steuer gab Signale, augenscheinlich, um mich zum Haltmachen einzuladen. Ein paar Minuten später waren wir dicht neben einander, und ich darf wohl behaupten, daß unser Erstaunen gegenseitig war — das ihrige, weil sie mich allein und ohne Ruder sahen, das meinige, weil ich ein so jammervolles Schauspiel erblicken mußte. Sie bildeten augenscheinlich die Mannschaft eines gescheiterten Schiffes und mußten, ihrem Aussehen nach, furchtbare Anstrengungen und

Entbehrungen durchgemacht haben. Mein steinerner Krug war voll; ich händigte ihn dem Manne am Ruder ein, welcher der Kapitän zu seyn schien; aber die biedere, wohlwollende Seele goß ein wenig Wasser in den Napf und reichte ihn zuerst allen seinen Begleitern, ehe er selbst kosten wollte. Der Krug mochte ein paar Gallonen enthalten, war aber natürlich bald geleert.

Ich gab ihnen eine gebratene Makrele, die ich für mein Nachtessen aufbewahrt hatte, und die Leute händigten sie dem Kapitän ein, der sie, trotz seiner edelmüthigen Weigerung, sogleich essen mußte. Dies bemerkend, zeigte ich ihnen neun oder zehn andere frische Fische, von denen ein paar sehr groß waren, und bedeutete ihnen, sie sollten dieselben kochen. Sie sangen und lachten: ja wohl da, Fisch kochen! Nein, es bedarf einer geringen Kochkunst, wenn man am Hungersterben ist. Sie theilten sich brüderlich darein, und dieser Mundvorrath, nebst dem Honig für den Kapitän und dem Bärenfett für die Matrosen, schien sie Alle mit neuem Leben begabt zu haben.

Der Kapitän und vier von der Mannschaft traten mit Rudern in meinen Nachen. In diesem Augenblicke begannen die Sterne sichtbar zu werden; ich deutete auf einen im Osten als Wegweiser, und wir pflügten dem Ufer zu, wobei wir von dem Winde und den Wellen sehr begünstigt wurden. In einem seltsamen Gemische von Englisch, Französisch, Italienisch und Lateinisch machte mir der Kapitän begreiflich, sein Schiff sey eine russische Brigg gewesen, die von Asitka im russischen Amerika aus nach Acapulko in Mexiko fahren wollte, um Getreide, Talk und Branntwein zu holen; sie sey bei nächtlicher Weile in Brand gerathen, und die Mannschaft habe kaum Zeit gehabt, das Langboot niederzulassen. Mundvorrath hatten sie nicht mitnehmen können, denn die Tonnen und Fässer, die sie in der Eile an Bord gebracht hatten, waren ihnen unnütz; ohne ihre Entfernung von der Küste zu kennen, und sowohl der Nahrung als des Wassers entbehrend, hatten sie achtundvierzig Stunden

gerudert, bis sie endlich, eine gute halbe Stunde vor meinem Erwachen, mein Boot entdeckten. Sie meinten anfangs, es sey leer; als sie mich aber aufstehen sahen, riefen sie mir zu, in der Hoffnung, ich könne sie zu einem Landungsplatze führen. Ich erzählte ihm sodann, wie es eben gehen mochte, meine Abenteuer und versprach ihm für den nächsten Tag Lebensmittel in Fülle; ebenso gut hätte ich übrigens schweigen können, denn der arme Mensch, der sich jetzt sicher fühlte, war in Folge der gewaltigen Anstrengungen in tiefen Schlaf versunken.

Mit dem Anbruche des Morgens landeten wir an der Mündung eines kleinen Flusses, in deren Nähe sich einige schöne Ruinen befanden. Es war dieselbe Stelle, die ich mit dem Padre aufzusuchen beabsichtigt hatte. In der Umgegend weideten einige wilde Pferde; ich putzte mein Gewehr, lud es und schoß eines der Thiere; aber während dies geschah, hatte sich die erschöpfte, hungrige Mannschaft an dem Strande ausgestreckt und bekundete durch ihr Nasenconcert, daß nach so schweren Anstrengungen ihr dringendstes Bedürfniß in Ruhe bestand. Ihre Anzahl betrug mit Einschluß des Kapitäns zwanzig Köpfe.

Ich hatte zuviel unter den Indianern gelebt, um nicht im Stande zu seyn, gegen Erschöpfung anzukämpfen und rasch zu handeln. Die Sonne stand noch nicht drei Stunden am Himmel, als ich bereits die besten Theile des Pferdes gekocht hatte. Die Unglücklichen schliefen noch immer und ich fand, daß es nicht leicht war, sie zu wecken. Endlich kam ich auf einen Gedanken, der auch richtig zum Ziele führte: ich stieß nämlich den Ladstock meines Gewehres in ein Stück dampfendes Fleisch und hielt es so, daß der Duft davon gerade unter ihre Nasen streichen mußte. Kein Zauberstab hätte wirksamer seyn können; in weniger als zwei Minuten kauten und schluckten sie sammt und sonders an ihrem Frühstücke mit einem Eifer, in welchem gewiß keine Schläfrigkeit mehr zu erkennen war. Es ist keine Kleinigkeit, zwanzig hungrige Russen

zufrieden zu stellen; aber doch nimmt Alles zuletzt ein Ende. Einer davon kniete vor mir nieder und küßte meine Füße. Der arme Mensch! er meinte, ich hätte Wunder was für ihn und seine Gefährten gethan und vergaß darüber ganz, daß ich ihnen vielleicht mein eigenes Leben verdankte.

Die Leute waren sehr ermüdet; als sie jedoch hörten, sie könnten bis zum Nachmittag eine Stadt erreichen, trafen sie in aller Behendigkeit Vorbereitungen zum Aufbruche. Wir ruderten langsam an eine Küste hin, denn die Hitze war ungeheuer und die Ruderer fühlten sich bald völlig erschöpft. Um ein Uhr landete ich an meinem früheren Lagerplatze. Der Padre hatte natürlich die Ruder, das Segel und die Decken zurückgelassen. Mein Boot war im Augenblicke aufgetakelt und aus den Decken fertigten die im Langboot ein Segel, indem sie zugleich aus einem Ruder und einer langen Stange, die sie zusammenbanden, eine Art Nothmast errichteten. Als wir die Nordspitze der Bay umfuhren, bemerkte ich den mexikanischen Schooner und viele Boote ziemlich weit draußen in der See, ohne Zweifel um nach mir zu fahnden.

Um sechs Uhr Abends landeten wir unter dem Zuruf eines verwunderten Volkshaufens vor Monterey.

Ich war allgemein beliebt, und mein Verlust hatte große Unruhe veranlaßt; als ich daher landete, wurde ich von allen Seiten mit Fragen angegangen. Die Frauenzimmer waren mir besonders gewogen; einige küßten mich (beiläufig bemerkt, nur diejenigen d'un certain age), und alle waren der Meinung, ich solle auf dem Altar der Jungfrau Maria ein halb Dutzend Kerzen opfern. Unter ihnen befand sich jedoch ein Wesen, das um mich sogar geweint hatte; es war Isabella, eine von des Gouverneurs Töchtern, ein Mädchen von fünfzehn Jahren. Der General war gleichfalls sehr erfreut, mich wieder zu sehen. Er war mir sehr gewogen, weil wir beim Cigarrenrauchen mit einander Schach spielten und ich mich von ihm matt machen ließ, obgleich ich ihm die Königin und den ersten Zug zum

Voraus hätte geben können. Ich will hier sotte voce bekennen, daß mir dieser kluge Wink von den Töchtern an die Hand gegeben wurde, welche wünschten, daß ich Gnade in seinen Augen finden möchte.

„Dios te ayuda niño," sagte der Gouverneur zu mir (ich fürchtete, wir würden nimmer mit einander Schach spielen). „Que tonteria, andar a dormir in una barca, quando se lo podia sobre tierra firma!" (Welche Narrheit, in einem Boote zu schlafen, wenn es auf gutem, festem Grunde geschehen kann!)

Ich erzählte ihm die Geschichte von den armen Russen, und trotz seines Stolzes traten ihm Thränen in die Augen, denn er war sehr wohlwollend. Er nahm den Kapitän in seine Wohnung, und ertheilte Befehl, die Mannschaft gut unterzubringen. Die Gastfreundschaft der Bewohner von Monterey hatte jedoch nicht so lange gewartet, und die armen Bursche vergaßen bald unter der Aufmerksamkeit, die man ihnen zu Theil werden ließ, ihre ausgestandenen Gefahren. Fünfzehn Tage später brachte sie der mexikanische Schooner nach der Bay von St. Franzisco, wo eben eine nach Asitka bestimmte russische Kriegsbrigg angelangt war. Sie schieden jedoch nicht mit leeren Händen von uns. Sobald die Bewohner von Monterey ihre leidenschaftliche Vorliebe für Talk und Branntwein bemerkt hatten, gaben sie ihnen von diesen liebenswürdigen Erfrischungen in so reichlicher Menge, daß sie für eine lange Weile ihren Kummer ertränken konnten. Was den Kapitän betraf, so wurde ihm ganz jene Aufmerksamkeit zu Theil, zu der er durch sein wackeres Benehmen berechtigt war; am Abende vor seiner Abreise erhielt er einen ziemlich großen, mit Leinwand und Kleidern gefüllten Koffer zum Geschenk.

Zur Feier meines glücklichen Entkommens wurde eine heitere Nacht verbracht. Man hatte Kanonen gelöst und Flaggen aufgehißt, um die Boote zurückzurufen, und Abends um zehn Uhr tanzte, sang

und sprang die ganze Einwohnerschaft auf dem Rasen, als sey es der letzte vergnügte Tag in unserem ganzen Leben.

So entschwanden vier Wochen, und ich muß zu meiner Schande zugestehen, daß ich absichtlich zwei Gelegenheiten versäumte, um nach Santa Fé zu kommen. Eines Morgens jedoch wurden alle meine weiteren Wonneträume zerstreut. Ich sann eben über meine erste Liebeserklärung nach, als unser alter Diener mit vier indianischen Wegweisern anlangte. Er hatte die Ansiedelung vor sieben Tagen verlassen und den ganzen Weg zu Wasser gemacht. Sein Auftrag lautete, mich wieder zurückzubringen, wenn ich Monterey noch nicht verlassen habe. Die Botschaft, die er brachte, lautete sehr traurig Der Fürst war von den Krähen ermordet worden. Die Shoshonen hatten einen Krieg begonnen, um seinen Tod zu rächen, und mein Vater, der mit jedem Tage mehr hinschwand sah in Bälde einer Wiedervereinigung mit seinem vorangegangenen Freunde in einer bessern Welt entgegen. Arme Isabella! Ich hätte dieses Beiwort auch auf mich ausdehnen können, aber die verhängnißvollen Botschaften regten mich in einem Grade auf, daß ich nur wenig Zeit fand, an Freude und Liebe zu denken. Meine augenblickliche Rückkehr wurde zu einer heiligen Pflicht, und außerdem erwarteten die Shoshonen, daß ich mit ihnen meinen ersten Kriegspfad antreten werde.

Der alte Gouverneur hielt es für räthlich, daß ich den Heimweg zur See machen sollte, da die Arrapahoes-Indianer in jenem Augenblicke Feinde der Shoshonen wären und wahrscheinlich mich abzuschneiden versuchen würden, wenn ich die Buona Ventura hinaufführe. Vor meiner Abreise erhielt ich einen Besuch von einem Irländer, einem wilden jungen Burschen aus Cork, Namens Roche, der voll Scherz und Lebhaftigkeit war. Er war an der Küste von einem der amerikanischen Schiffe ausgerissen und, trotz der ausgesetzten vierzig Dollars Belohnung, nicht wieder entdeckt worden, so daß das Fahrzeug ohne ihn absegeln mußte.

General Morreno war anfangs sehr aufgebracht und wollte den armen Teufel in's Gefängniß legen; aber Roche benahm sich so possierlich und wußte die Uebel, welche er wegen seines katholischen Glaubens an Bord erfahren haben wollte, so schlau darzustellen, daß sich nicht nur die Geistlichkeit, sondern überhaupt ganz Monterey in's Mittel legte. Roche erwies sich bald als eine sehr werthvolle Erwerbung für die Einwohnerschaft, denn er war ein unermüdlicher Tänzer und ein guter Violinspieler. Außerdem hatte er sich bereits an die mexikanische Sitte und Sprache gewöhnt, und in der Pferde- oder Büffeljagd that es ihm Niemand zuvor. Er wußte den alten Frauen lange Geschichten von den Wundern Erins, St. Patrick's Mirakeln und dem Steine zu Blarney zu erzählen. Kurz, man gewann ihn bald sehr lieb, und er hätte reich und glücklich werden können, wenn er in Monterey einen bleibenden Wohnsitz gewählt haben würde. Sein wilder, abenteuerlicher Geist erlaubte ihm jedoch nicht lange, sich des dortigen ruhigen Lebens zu erfreuen, und als er hörte, daß eine schöne Aussicht vorhanden war, in der „Ansiedelung der Granden" den Schädel eingeschlagen zu kriegen, bat er um die Erlaubniß, sich meiner Partie anschließen zu dürfen.

Ich ließ mir Roche's Begleitung gefallen und schiffte mich mit ihm, meinem Diener und den Indianern an Bord des Schooners ein. Die guten Leute machten mir zum Abschiede viele Geschenke; ja, ich hätte mit den Pistolen, dem Pulver, den Pferden, den Musketen, den Messern und den Säbeln, welche ich in dieser Weise zusammenbrachte, eine ganze Legion bewaffnen können. Der Gouverneur, seine Töchter und alle diejenigen, welche in den Booten Platz finden konnten, begleiteten mich bis zum nördlichen Theile der Bay, und ich sagte ihnen mit beklommenem Herzen Lebewohl.

Siebentes Kapitel.

Nichts hätte glücklicher ablaufen können, als unsere Seefahrt. Am vierten Tage legten wir in der Entfernung einer Viertelmeile vom Ufer bei; wir standen genau unter dem 39° nördlicher Breite, an der Südspitze eines Gebirges, welches die gekrümmte Wirbelseite genannt wird. Die Indianer landeten zuerst in einem kleinen Kanoe, mit welchem wir uns vorgesehen hatten, um uns zu überzeugen, ob die Küste sicher sey, und am Abend war der Schooner schon weit auf seinem Rückwege, während wir eine Cachette machten, um das Gepäcke zu verbergen, das wir nicht mitführen konnten. Selbst meinen Sattel hüllte ich in ein Stück Leinwand und verscharrte ihn in einem tiefen Muschelbette. Unter Anderem hatte ich in Monterey zwei große, mit Zinn bedeckte Koffer voll englischen Feuerwerks zum Geschenke erhalten; dieses that in der Folge Wunder und rettete viele Scalpe, als alle Hoffnung auf Rettung schon gänzlich aufgegeben war. Die Bewohner von Monterey sind sehr große Freunde von Feuerwerk, und jedes Schiff, das wegen des Rauchwaarenhandels nach Californien geht, ist mit großen, derartigen Vorräthen versehen.

Nachdem wir alle unsere Effekten geborgen hatten, reisten wir anfangs in östlicher, dann in nordwestlicher Richtung weiter, weil wir hofften, auf einige dem Stamme angehörende Pferde zu stoßen. Wir hatten auch ganz richtig gerechnet, denn mit Tagesanbruch trafen wir auf eine natürliche Kleeweide, wo ihrer zu Hunderten schliefen oder grasten. Da wir jedoch schon mehr als dreißig Meilen gewandert waren, beschlossen wir, auszuruhen, ehe wir unsere Reise wieder aufnähmen.

Ich hatte kaum eine Stunde geschlafen, als ich durch eine Berührung meiner Schulter geweckt wurde. Anfangs meinte ich

zu träumen; wie ich aber die Lider öffnete, bemerkte ich, daß einer meiner Indianer den Finger an die Lippen hielt, um mir Stillschweigen einzuschärfen, während seine Augen der offenen Prairie zugekehrt waren. Ich blickte alsbald nach dieser Richtung und traf daselbst auf einen Anblick, der wohl geeignet war, alle Schläfrigkeit zu verscheuchen. Etwa eine halbe Meile von uns stand ein Trupp von etwa zwanzig Indianern in ihrer Kriegsmalerei sammt Zugehör, die in aller Stille damit beschäftigt waren, die Pferde zu binden. Natürlich gehörten sie nicht zu unserem Stamme, sondern zu den Umbiquas, einem diebischen Volke an unserer Nordgränze, das sich besonders auf's Pferdemausen legt, namentlich, wenn es mit keiner Gefahr verbunden ist. Im gegenwärtigen Falle hielten sie sich für sicher, da die Shoshonen gegen die Krähen ausgezogen waren, weshalb sie auch mit aller Muße unsere besten Thiere auswählten. Glücklicherweise hatten wir uns in dichtem Gebüsche und an einer Stelle gelagert, die so uneben war, daß sie von den Rossen gemieden wurde; andernfalls wären wir wohl entdeckt worden, und meine Abenteuer hätten wahrscheinlich hier ihre Endschaft erreicht.

Wir weckten unsere Begleiter und verloren keine Zeit, einen Kriegsrath zu bilden. Den Kampf konnten wir nicht wagen und mußten sie deshalb mit den Pferden abziehen lassen; es blieb uns weiter nichts übrig, als ihnen zu folgen und die Gelegenheit zu ersehen, einen entscheidenden Schlag zu führen. Gegen Mittag, nachdem die Diebe sich so viele Thiere gesichert hatten, als sie mit sich zu führen vermochten, wandten sie uns den Rücken zu und zogen gen Westen in die Richtung der Fischerstation, wo wir unser Bootshaus errichtet hatten — die Stelle unserer Landung nach unserer Ankunft von Europa.

Wir folgten ihnen den ganzen Tag, ohne etwas Anderes zu essen, als die Schleen der Prairie. Am Abende brach einer meiner Indianer, ein erfahrener Krieger, allein auf, um in ihrem Lager zu spähen; dieses gelang ihm und er erfuhr bei dieser Gelegenheit

aus gewissen Zeichen, welche seinen schlauen Scharfblick nicht täuschen konnten, den Plan ihrer Expedition. Das Bootshaus enthielt ein großes Segelboot und außerdem sieben oder acht Nachen, desgleichen auch einen Vorrath getrockneter Fische, unsere Netze und dergleichen. Da wir seit mehreren Jahren Frieden gehabt hatten, so war das Haus oder der Posten ohne Besatzung, die zehn oder zwölf Indianerfamilien ausgenommen, deren Wohnungen in der Nähe lagen.

Nun hatten die Umbiquas ursprünglich nur Pferde zu stehlen beabsichtigt; sobald sie aber die Entdeckung machten, daß die wenigen Krieger, welche zu diesen Familien gehörten, nach den Ansiedelungen gegangen waren, um Feuerwaffen und Munition zu holen, so beschlossen sie, den Posten anzugreifen und einige Scalpe mitzunehmen, ehe sie mit unseren Netzen, Booten, Fischen und so weiter zur See und zu Lande nach ihrer Heimath zurückkehrten. Dies war freilich eine bedenkliche Sache. Wie oben bemerkt, hatten wir unseren Zimmermann und Schmied verloren, und da uns deshalb unsere kleine Flotte nur um so kostbarer wurde, so nahmen wir uns vor, sie auf jede Gefahr hin zu retten. Einen Indianer nach der Ansiedelnng zu schicken, wäre nutzlos gewesen, da dadurch unsere kleine Streitkraft nur geschwächt worden wäre und doch Hülfe zu rechter Zeit nicht zu gewarten stand. Es war daher besser, wenn wir den Posten vor den Umbiquas zu erreichen suchten, denn dort waren wir unter dem Schutze dicker Holzstämme und, mit den Vortheil unserer Büchsen, den Feinden wohl gewachsen, da diese nur zwei Gewehre besaßen, während die Waffen der Uebrigen aus Lanzen, Bogen und Pfeilen bestanden. Unser Kundschafter hatte aus ihrem Gespräche noch weiter erspäht, daß sie auf dem Seewege gekommen waren, und daß ihre Kanoes irgendwo an der Küste, in der Nähe des Posten lägen.

Fünfzig Meilen nördlich von uns befand sich die Gabel des Nu-elijé-sho-wako-Flusses, nach welcher die Umbiquas gehen woll-

ten, um dem Wasser näher zu seyn und auf den Pfad von der Ansiedelung nach dem Posten zu treffen. So konnten sie auch jeden Boten auffangen, im Falle ihre Expedition bereits entdeckt wäre. Der gerade Weg nach dem Posten war bedeutend kürzer, aber nach dem ersten Tagmarsche war weder süßes Gras, noch Wasser mehr zu finden. Der Grund wurde uneben und war mit dickem Gebüsche bedeckt, welches den Pferden keinen Durchgang gestattete; aber auch außerdem wählt ein Indianer stets denjenigen Weg, den er für gefahrlos hält. Wir beschlossen daher, die nächste Richtung nach dem Posten einzuschlagen und der Zufall begünstigte uns in merkwürdiger Weise. Die Indianer und mein alter Diener schliefen, während ich mit dem Irländer Roche Wache hielt. Da bemerkte ich bald, daß sich in der Prairie hinter uns etwas bewegte, ohne daß ich den Grund davon unterscheiden konnte. Die Büffel kamen nie so weit westlich, und auch Wölfe ließen sich um diese Jahreszeit nicht blicken. Ich kroch deshalb aus unserem Gebüsche und befand mich nach wenigen Minuten mitten in einem Rudel von Pferden, die sich nicht hatten greifen lassen, wohl aber die Spur ihrer Kameraden verfolgten, um zu sehen, was aus ihnen geworden sey. Ich kehrte um, weckte die Indianer und theilte ihnen diesen Vorfall mit; sie sprangen mit ihren Lassos auf, während ich mich mit Roche jetzt dem Schlafe hingab.

Lange vor Morgen führte uns der indianische Kundschafter drei Meilen westlich, hinter eine Erhöhung der Prairie. Das war eine Vorsichts-Maßregel, denn sie hinderte einen etwaigen Umbiqua-Nachzügler, uns zu bemerken — ein etwas unangenehmes Ereigniß, das sich sonst nicht leicht hätte vermeiden lassen, da wir nur zwei Meilen von den Feinden lagerten und die Prairie bis auf die erwähnte Erhöhung eben lag. Dort erblickten wir sieben kräftige Pferde mit unseren Lassos gezügelt. Wir hatten zwar keine Sättel, aber die Noth lehrt auch ohne eine derartige Bequemlichkeit reiten. Meine Indianer hatten außerdem ein jähriges Fohlen getödtet,

und von dem Fleische genug mitgenommen, daß wir zwei Tage davon leben konnten; als wir daher aufbrachen, was lange vor den Umbiquas geschah, hatten wir die Aussicht, den Fischerposten dreißig Stunden früher zu erreichen.

Wir wußten, daß die Feinde des Tags zwei Stunden ausruhen würden, da sie natürlich ihre gestohlenen Pferde in einem guten Zustand erhalten wollten und ihnen eine lange Reise bevorstand, ehe sie auf ihrem eigenen Gebiete anlangten. Bei uns war der Fall anders. Wir hatten nur vierzig Meilen zurückzulegen, die wir zu Pferde machen konnten, und brauchten uns außerdem nicht darum zu kümmern, was später aus den Thieren wurde. Wir schonten daher ihre Beine nicht, und die muthigen, wohlgenährten Rosse, die zwei Monate ohne Arbeit geweidet hatten, trugen uns schnell genug vorwärts. Sie schienen nicht einmal müde zu seyn, als wir an dem Ufer eines kleinen Flusses Halt machten, um sie zu tränken und verschnauben zu lassen, obschon wir einen scharfen Ritt von achtundzwanzig Meilen gemacht hatten.

Gegen eilf Uhr langten wir auf dem Bereiche des felsigen Grundes an. Hier ruhten wir drei Stunden und nahmen ein Mahl ein, dessen wir sehr bedurften, da wir seit unserer Abreise von dem Schooner nichts als Beeren und Schlehen genossen hatten. Ueber dem Verscharren unserer Effecten hatten wir nämlich ganz vergessen, uns mit Mundvorrath vorzusehen.

Unsere Flucht, oder vielmehr unsere Reise verlief ohne irgend einen merkwürdigen Vorfall. Wie wir erwartet hatten, kamen wir anderthalb Tage vor den Umbiquas auf dem Posten an und waren jetzt natürlich auf ihren Empfang vorbereitet. Die Weiber, die Kinder und alle werthvollen Gegenstände waren bereits nebst reichlichem Wasservorrath in das Bootshaus geschafft, um für den Fall vorgesehen zu seyn, daß der Feind es in Brand zu stecken versuchte. Die Nähe eines feindlichen Kriegshaufens war nämlich schon ein paar Tage zuvor entdeckt worden, denn als drei Kinder nach einer unsern ge-

legenen Bay hinuntergingen, um einige junge Seehunde zu fangen, bemerkten sie vier an einem Felsen befestigte Kanoes, während ein wenig weiter oben zwei junge Männer bei einem Feuer saßen und ganz gemächlich einen jungen Seehund brieten. Natürlich kehrten die Kinder wieder um, und die drei alten Männer, welche in dem Posten geblieben waren, zogen aus, um sich die Scalpe der ebenberührten Fremden zu holen. Bei unserer Ankunft waren sie noch nicht zurückgekehrt; aber am Abend ruderten sie mit den Scalpen der beiden Umbiquas, welche sie überrascht hatten, und mit den Kanoes den Fluß herauf, um Letztere in dem Magazine zu verschließen.

Unsere Stellung war in der That kräftig zu nennen. Im Norden hatten wir einen großen, reißenden Fluß, im Süden einen vierzig Fuß breiten und zehn Fuß tiefen Graben, der das Gebäude von einem schönen freien Grunde, ohne Busch, Baum oder Hinterhalt — schied; die beiden Flügel waren durch kleine, zwanzig Fuß hohe Ziegelthürme geschützt, in denen sich Schießscharten befanden, während die Thüren zehn Fuß über dem Boden erhaben und die Leitern natürlich aufgezogen waren. Der einzige andere Zugang, der in der That auch der hauptsächlichste war, führte nach dem Flusse, war also nur durch Schwimmen zu erreichen. Das Fort selbst bestand aus Mauersteinen und Ziegeln, und die dicke, mit Kupfer beschlagene Bohlenthüre konnte wohl für lange Zeit der Gewalt der Aexte oder des Feuers Trotz bieten. Unsere einzige Besorgniß betraf die leicht entzündliche Eigenschaft des Daches, das nur mit Fichtenschindeln bedeckt war. Gegen einen hiedurch möglichen Zufall sicherten wir uns jedoch, indem wir Wasser nach den oberen Räumen brachten; auch konnten wir, wenn es nöthig wurde, zu jeder Zeit Löcher in das Dach hauen, um unsere Feuerlöschanstalt zu erleichtern. Inzwischen bedeckten wir aber diejenigen Theile, welche am meisten ausgesetzt waren, mit einer Thonverkleidung.

Wir waren nur unserer zehn, darunter sieben mit Gewehren bewaffnete gute Schützen. Außerdem hatten wir auch sechs Weiber und neun Kinder, Knaben und Mädchen bei uns, denen im Falle eines nächtlichen Angriffs verschiedene Posten angewiesen waren. Die sechs Krieger, die ausgezogen waren, um aus der Ansiedelung Feuerwaffen zu holen, wurden in kurzer Zeit zurückerwartet; bis dahin brauchten wir nur vorsichtig zu seyn, des Feindes zu harren, und sogar seinen ersten Angriff ohne Benützung unserer Gewehre hingehen zu lassen, damit er über unsere Kraft im Ungewissen bliebe.

Einer der Alten, ein verschmitzter Bursche, der seiner Zeit als ein tapferer Krieger gedient hatte, brachte einen Plan in Vorschlag, den wir befolgten. Er wollte nämlich in Begleitung eines Andern in die Nähe der Stelle gehen, wo die Kähne verborgen gewesen, und das Feuer unterhalten, damit der Rauch allen Argwohn beseitige. Wenn nun die Umbiquas vor dem Posten anlangten, so schickten sie ohne Zweifel einen ihrer Leute ab, um die Kahnhüter aufzubieten; diesen wollten sie dann lebendig zu greifen suchen und ihn an den Posten bringen. Demgemäß wurde eines der Kanoes in den Fluß gelassen, und spät am Abend traten die zwei Indianer, gut mit Schießgewehren bewaffnet, ihre Expedition an.

Achtes Kapitel.

Die Umbiquas kamen endlich; ihr Mangel an Vorsicht zeigte, daß sie sich des Sieges sicher fühlten. In keinem Falle vermutheten sie Feuerwaffen in dem Blockhause, denn sie machten fünfzig Ellen vor dem östlichen Thurme Halt, und man mußte gegen

Roche eigentlich Gewalt anwenden, um ihn zu verhindern, daß er von seinem Gewehre Gebrauch machte. Die Pferde waren nicht bei ihnen; wir sahen sie jedoch bald auf der andern Seite des Flusses in einer kleinen offenen Prairie, gehütet von zwei Männern aus dem Haufen, welche einige Meilen weiter oben das Wasser gekreuzt hatten, einmal, um die Thiere im Falle einer Gefahr zur Hand zu haben, und dann, um ihnen einen besseren Weideplatz zu verschaffen, als dies auf dem südlichen Ufer möglich war. Dies war ein Umstand, auf den wir nicht gerechnet hatten; indeß stellte sich im Ganzen doch heraus, daß er uns von großem Nutzen war.

Die Wilden untersuchten die Außengebäude sehr genau und gewannen dadurch die Ueberzeugung, es sey gänzlich unmöglich, den Platz durch gewöhnliche Mittel anzugreifen. Sie schoßen einige Pfeile und einmal sogar ein Gewehr nach den Schießscharten ab, um sich zu überzeugen, ob kampffähige Mannschaft im Innern zu finden sey; da wir uns übrigens vollkommen ruhig verhielten, so steigerte sich ihre Zuversicht und Einige zogen an den Ufern des Flusses weiter, um zu sehen, was sich an dem Haupteingange ausrichten lasse. Das Resultat ihrer Inspection schien sie nicht zu befriedigen, denn sie zogen sich ungefähr hundert Ellen zurück, um ihre Plane zu besprechen.

Aus ihren Geberden war klar, daß einige das Gebäude in Brand stecken wollten; doch dieser waren nur Wenige, denn die Andern schienen einzuwenden, daß dadurch die im Innern befindlichen Gegenstände verzehrt würden, welche sie doch nicht gerne aufgeben mochten, namentlich, da eigentlich keine Gefahr zu besorgen stünde. Endlich deutete Einer, vermuthlich ein Häuptling, zuerst mit den Fingern in die Richtnng, wo sie ihre Kanoes gelassen hatten, dann auf den Fluß, und zuletzt auf den Fleck des Horizontes, wo die Sonne aufgeht. Nachdem er zu sprechen aufgehört hatte, standen zwei seiner Leute auf und schlugen die Richtung nach Südwest ein. Ihr Plan war leicht zu erkennen. Diese

zwei Männer sollten in Vereinigung mit denen, welche man an der Küste zurückgelassen hatte, die Kähne um die Spitze bringen und in den Fluß einfahren. Hiezu brauchten sie wohl die ganze Nacht, und um Sonnenaufgang wollten sie die Hauptthüre mit ihren Tomahawks angreifen und zerstören.

Mit dem Eintritte der Dunkelheit wurden wir etwas beklommen, denn wir wußten nicht, über welchem teuflischen Plane die Indianer vielleicht brüteten. Ich stellte in jede Ecke des Blockhauses Schildwachen, und wir warteten schweigend, während unsere Feinde, die ein großes Feuer angezündet hatten, ihre Lebensmittel kochten. Allerdings konnten wir den Inhalt ihrer Worte nicht hören, aber doch war es augenscheinlich, daß sie den Posten als ihrer Gewalt verfallen betrachteten. Die Hälfte davon legte sich zum Schlafen nieder, und gegen Mitternacht wurde die Stille durch keinen Laut mehr unterbrochen, während auch ihre halbverbrannten Stämme aufhörten, in hellen Flammen zu lodern. Ich wußte wohl, daß es am Morgen scharf hergehen würde, und meinte deshalb, es sey wohl das Beste, wenn ich mich jetzt durch einige Stunden Schlaf erfrischte; aber ich war im Irrthum.

Kaum hatte ich meine Augen geschlossen, als ich das eintönige, regelmäßige Geräusch von Aexten vernahm, welche Bäume fällen. Ich blickte vorsichtig umher; die Töne kamen aus der Entfernung. Aber an den Flußufern sowohl, als hinter dem Lager der Wilden bewegten sich dunkle Gestalten in allen Richtungen. Wir entdeckten endlich, daß die Umbiquas Leitern machten, um die Thüren unserer kleinen Thürme zu ersteigen. Dies war uns natürlich ziemlich gleichgültig, da wir wohl auf den Empfang der Feinde vorbereitet waren; indeß wollten wir sie doch bis auf den letzten Augenblick über unsere Stärke im Ungewissen lassen und solange mit unseren Schießgewehren zögern, bis wir sicher seyn konnten, mit der ersten Salve ihrer Fünf zu erlegen. Unsere Indianer nahmen ihre Bogen und wählten nur solche Pfeile, wie sie von den Kindern beim Fischen

benützt werden, um die Gegner auf den Glauben zu bringen, ihre Wunden und die Vertheidigung des Gebäudes seyen blos das Werk einiger kecken und entschlossenen Knaben.

Gegen Morgen erschienen die Umbiquas mit zwei Leitern, jede von drei Mann getragen; sie schlichen umher und gaben ihre Anweisungen mehr durch Signale als durch Worte. Nach den Schießscharten blickten sie oft in die Höhe; aber das Licht des Tages war noch zu schwach, als daß sie uns hätten entdecken können, und außerdem glaubten sie vollkommen sicher seyn zu dürfen, da wir die ganze Nacht über die größte Stille beobachtet hatten. In der That meinten sie, das Bootshaus sey verlassen und der gewisse Grad von Vorsicht, den sie bei ihren Schritten beobachteten, war mehr die Wirkung des behutsamen indianischen Charakters, als eine Aeußerung der Furcht vor etwa möglichem Widerstande.

Die zwei Leitern wurden je an einem der Thürme angelegt und auf jeder stieg ein Indianer heran. Anfangs warfen sie spähende Blicke durch die Oeffnungen zu beiden Seiten der Thüre, aber wir verbargen uns. Dann bildeten sämmtliche Umbiquas mit ihren Bogen und Speeren einen Halbkreis um die Leitern und bewachten die Schießscharten. Auf den Befehl des Häuptlings fielen die ersten Hiebe, und die Indianer auf den Leitern begannen mit ihren Tomahawks gegen beide Thüren loszuschlagen. Während übrigens der Umbiqua an der östlichen Thüre den dritten Streich führte, wankte er und fiel die Leiter hinunter. In demselben Augenblicke verkündigte ein Schrei von dem andern Thurme her, daß wir dort den nämlichen Erfolg erzielt hatten.

Die Umbiquas zogen sich Hals über Kopf mit ihren Todten zurück und stießen ein wüthendes Gezeter aus, das drei von unseren Knaben, dem erhaltenen Befehle gemäß, mit einem schrillen, trotzenden Kriegsruf erwiederten. Die Umbiquas waren hierüber ganz außer sich, benahmen sich aber fortan klüger. Die Pfeile, durch welche ihre Kameraden getödtet worden, waren zwar Kinderpfeile,

indeß konnte es doch keinem Zweifel unterliegen, daß sie von Kriegern abgeschossen worden waren. Sie zogen sich hinter einen vorspringenden Felsen an dem Ufer des Flusses, nur dreißig Schritte von uns entfernt, zurück, um sich gegen unsere Geschosse zu decken. Dort bildeten sie einen Kriegsrath und harrten ihrer Leute und Kähne, welche eigentlich schon längst hätten zurückkommen sollen. In diesem Augenblicke zerstreute sich der Nebel, der über dem Flusse geschwebt hatte, und wir konnten das andere Ufer sehen, wo sich uns ein Anblick zeigte, der unsere Aufmerksamkeit fesselte. Auch dort ging ein Zerstörungsdrama vor sich, obgleich in einem kleineren Maßstabe.

Uns gerade gegenüber befand sich ein Kanoe, dasselbe, auf welchem Tags zuvor unsere zwei Indianer ihren Ausflug angetreten hatten. Die zwei Umbiquas, welche die gestohlenen Pferde hüteten, waren nur einige Schritte davon entfernt, und da sie es augenscheinlich erst kurz zuvor entdeckt hatten, wußten sie noch nicht, welche Schritte sie einschlagen sollten. Sie hatten mit nicht geringer Verwirrung das Kriegsgeschrei und das Gezeter ihrer eigenen Leute gehört; sobald aber der Nebel ganz entschwunden war, bemerkten sie ihren Haufen hinter dem Schutze des Felsen und schickten sich, wahrscheinlich auf gegebene Signale, zu einer Kreuzung des Flusses an. Wie sie eben den Kahn losbinden wollten, blitzte es auf, und zweimal folgte ein lauter Knall; die Indianer fielen nieder — sie waren todt. Unsere beiden Kundschafter, welche sich im Gebüsch versteckt hatten, kamen jetzt zum Vorschein und begannen in aller Ruhe die Scalpe zu nehmen, ohne den Pfeilhagel zu achten, den die zeternden Umbiquas gegen sie entsandten. Dies war jedoch nicht Alles; die Feinde hatten sich in ihrer Wuth und Hast hinter dem Schirme des Felsen hervorgemacht und boten nun ein schönes Ziel; sobald daher der Häuptling zurückblickte, um zu sehen, ob auch von Seite des Bootshauses her eine Bewegung zu fürchten sey, fielen weitere vier seiner Leute unter unserem Feuer.

*

Das fürchterliche Geschrei, welches nun folgte, vermag ich nicht zu beschreiben, obgleich mir alle Einzelnheiten dieses meines ersten Kampfes noch frisch im Gedächtniß sind. Die Umbiquas nahmen ihre Todten auf und wandten sich gegen Osten in die Richtung des Gebirgs, wo sie allein noch dem Untergang zu entkommen hofften. Ihre Zahl hatte sich jetzt bis auf zehn gemindert, und in ihrem Aeußeren sprach sich Trauer und Niedergeschlagenheit aus. Sie fühlten, daß es ihnen beschieden war, nie wieder in ihre Heimath zurückzukehren.

Wir vernahmen von unsern Kundschaftern, daß die sechs Krieger des Postens von der Ansiedelung zurückgekommen wären und irgendwo im Hinterhalte lägen; dies wirkte entscheidend auf uns. Wir stiegen die Leitern hinab, welche die Indianer zurückgelassen hatten, und schlugen den Prairiepfad ein, um dem Feinde nach allen Seiten den Rückzug abzuschneiden.

Ich will mich beeilen, diese Gemetzelscene zu Ende zu bringen. Die Umbiquas trafen auf den Hinterhalt, aus welchem weitere vier von ihren Leuten erlegt wurden; der Rest zerstreute sich in der Prairie, wo sie vergeblich einen augenblicklichen Zufluchtsort in den Klüften zu finden bemüht waren. Vor Mittag hatten wir Alle getödtet, einen Einzigen ausgenommen, der sich durch Schwimmen über den Fluß rettete. Er langte jedoch nie wieder in seiner Heimath an, denn lange Zeit nachher erkärten die Umbiquas, daß von jener verhängnißvollen Pferdediebstahls-Expedition nicht ein Einziger zurückgekehrt sey.

So endete mein erster Kampf, ohne daß ich selbst auch nur einen Drücker berührt hätte. Oftmals nahm ich ein sicheres Ziel; dann aber begann mein Herz zu klopfen und mein Finger erlahmte, wenn ich dachte, daß meine Kugel einem Menschenleben gelte. Dies hinderte jedoch nicht, daß ich höchlich belobt wurde, und fortan war Owato Wanisha ein Krieger.

Am nächsten Tag verließ ich mit meinen Leuten — ich meine damit die sieben, die mich von Monterey her begleitet hatten —

das Bootshaus, und da wir Alle gut beritten waren, so erreichten wir in kurzer Zeit die Ansiedelung, die ich vor mehr als drei Monaten verlassen hatte.

Ich fand die Verhältnisse günstiger, als ich gefürchtet hatte, denn mein Vater schien sich von dem erlittenen Schlage rasch wieder zu erholen, und unser Stamm hatte auf einem stürmischen Einfall in das südliche Gebiet der Krähen den Letzteren eine schwere Züchtigung angedeihen lassen. Unsere Leute kehrten mit hundertundfünfzig Scalpen, vierhundert Pferden und sämmtlichen Vorräthen an Decken und Tabak zurück, welche die Krähen kurz zuvor gegen ihr Pelzwerk von den Yankee's eingetauscht hatten. Unsere feindseligen Nachbarn blieben für lange Zeit zaghaft und entmuthigt — ja, sie wagten es in demselben Jahre kaum, ihre eigenen Jagdgründe zu besuchen. Mit dem Tode des Fürsten Seravalle verhielt sich's, wie ich aus dem Munde solcher vernahm, die dabei zugegen waren, folgendermaßen —

Ein Jahr nach unserer Ankunft aus Europa hatte der Fürst Gelegenheit, durch eine Gesellschaft heimkehrender Händler Briefe nach St. Louis am Missouri zu schicken. Mehr als drei Jahre waren verflossen, ohne daß er eine Antwort erhielt; aber ein paar Tage nach dem Antritte meiner Montereyer Reise vernahm der Fürst von einer Shoshonenpartie, die von Fort Hall zurückkehrte, daß daselbst eine große Karavane erwartet werde. Er beschloß daher, sich selbst nach dem Orte zu begeben, um unterschiedliche Metallwaaren, deren wir bedurften, einzukaufen und weitere Weisungen nach St. Louis ergehen zu lassen.

Dort angelangt, fand er zu seiner großen Ueberraschung nicht nur Briefe für sich mit unterschiedlichen Güterballen, sondern auch einen französischen Gelehrten, der von einer wissenschaftlichen Gesellschaft noch Californien geschickt worden war. Der Letztere war durch den Bischof und dem Präsidenten des College zu St. Louis an uns empfohlen; er hatte auch fünf französische Jäger als Weg=

weiser bei sich, die viele Jahre ihres Lebens in Streifzügen, von den Rocky Monetains an bis zu den südlichen Ufern von Untercalifornien, verbracht hatte.

Der Fürst verließ seine Shoshonen bei dem Fort und trug ihnen auf, die Waaren bei einer passenden Gelegenheit nachzubringen, während er in Begleitung seiner neuen Gäste den Rückweg nach unserer Ansiedelung antrat. Am zweiten Tage ihrer Reise trafen sie auf einen starken Kriegshaufen der Krähen, ohne jedoch etwas zu fürchten, da die Shoshonen zu jener Zeit mit allen ihren Nachbarn im Frieden lebten. Die treulosen Krähen jedoch, welche eben so wenig als der Fürst wußten, daß sich eine Shoshonen-Jagdpartie in unmittelbarer Nähe befand, wollten eine so schöne Gelegenheit, ohne viele Gefahr reiche Beute zu erwerben, nicht aus der Hand geben. Sie ließen die Weißen ihres Weges ziehen, folgten ihnen aber in einiger Entfernung nach und überraschten sie Abends in ihrem Lager so plötzlich, daß an ein Waffenergreifen nicht zu denken war.

Die Gefangenen wurden mit ihren Pferden und ihrem Gepäcke nach der Stelle geführt, wo ihre Ueberwinder Lager gemacht hatten und nun alsbald Berathung abhielten. Der Fürst machte dem Häuptlinge bittere Vorwürfe über seine Verrätherei, denn er wußte nicht, daß die Krähen die größten Schufte zwischen den Gebirgen sind. Die Händler und sämmtliche Indianerstämme schildern sie als „Diebe, die nicht wissen, was es heißt, ein Versprechen zu halten, oder eine ehrenhafte Handlung zu begehen.“

Niemand wird ihnen je Vertrauen schenken, als etwa ein Fremder. Sie sind so feig, als grausam. Mord und Raub bilden die Grundzüge ihres Daseyns, und Wehe den Händlern oder Jägern, denen die Krähen während ihrer Ausflüge begegnen, wenn sie nicht wenigstens ein Zehntheil der feindlichen Streitmacht betragen. Einen Beleg von ihrer Feigheit mag der Umstand abgeben, daß

einmal Roche, ein junger Pariser Namens Gabriel und ich zufällig auf ein Lager von dreizehn Krähen und drei Arrapahoes trafen; sie überließen uns ihre Zelte, ihr Pelzwerk und ihr getrocknetes Fleisch, indem nur die Arrapahoes sich zum Kampfe anschickten, aber auch bald einen der Ihrigen verloren hatten.

Kehren wir jedoch zum Gange unserer Geschichte zurück. Der Häuptling hörte den Fürsten Seravalle mit verächtlicher Miene an, dadurch klärlich zeigend, daß er ihn kenne, und daß er ihm nicht sehr geneigt sey. Um jedoch seinen Haß auf die beste Weise auszubeuten, stellte er die doppelsinnige Frage an seine Gefangenen, was sie geben wollten, um ihre Freiheit zu erhalten. Auf ihre Antwort, sie seyen bereit, zwei Büchsen, zwei Pferde und hundert Dollars abzutreten, erklärte er, die ganze Habe, die sie mit sich führten, sey ohnehin schon sein Eigenthum, und er verlange noch mehr von ihnen: einer der Kanadier solle nämlich mit fünf Krähen nach Fort Hall gehen und Letztere im Auftrag des Fürsten sechszig Decken, zwanzig Büchsen und zehn Fäßchen Pulver in Empfang nehmen. Mittlerweile wolle er die Gefangenen in das Gebiet der Krähen mitnehmen, wohin man die Güter nachbringen solle; sobald dann dieselben angelangt wären, könnten die Weißen freien Fußes weiter ziehen. Der Fürst, der jetzt die Absicht der Feinde verstand und recht wohl wußte, daß man ihnen nie erlauben würde, wieder zurückzukehren, wenn sie sich einmal in den festen Plätzen der Krähen befänden, wies diesen Vorschlag zurück, machte aber, um Zeit zu gewinnen, mehrere andere, die natürlich nicht genehmigt wurden. Sobald der Häuptling sah, daß er wahrscheinlich nicht weiter erhalten werde, als er schon jetzt im Besitze hatte, so warf er seine heuchlerische Maske ab und trat mit einemmale in seinem wahren Charakter auf, indem er seine Opfer zu beschimpfen begann.

„Die Blaßgesichter," sagte er, „seyen gemeine Hunde und zu große Memmen, um gegen die Krähen zu fechten. Sie seyen noch

weniger, als Weiber, indem sie sich in die Hütten der Shoshonen verbärgen und ihnen ihre Büchsen borgten, so daß diese jetzt hinreichend Pulver und Feuerwaffen hätten, um von Allen gefürchtet zu werden. Jetzt aber wollten sie die Blaßgesichter tödten, um zu sehen, welche Farbe das Blut von Memmen hätte. Wären sie einmal todt, so könnten sie fernerhin weder Büchsen, noch Pulver an die Shoshonen verschenken, die sich dann wie Prairiehunde in ihre Löcher vergraben und es nie wieder wagen würden, den Pfad eines Krähen zu kreuzen."

Der Fürst antwortete dem Häuptlinge mit Verachtung. „Die Krähen," sagte er, „sollten nicht so laut reden, damit sie nicht von den Shoshonen gehört würden, und eine Lüge sollte man nie unter freiem Himmel aussprechen. Was seyen die Krähen gewesen, ehe die weißen Männer an die Ufer der Buona-Ventenra gekommen? Sie hätten ja nicht einmal ein eigenes Land, denn der eine Theil davon sey von den Schwarzfüßen, der andere von den Arrapahoes und den Shoshonen genommen worden. Ferner seyen die Krähen wie die Tauben, von den Gebirgs-Falken gejagt. Sie lägen in tiefen Spalten der Erde und kämen nur bei Nacht zum Vorschein, aus Furcht, einem Shoshonen zu begegnen. Die Weißen hätten übrigens die Shoshonen um ihre Ansiedelung versammelt und sie gelehrt, im Frieden mit ihren Nachbarn zu bleiben. So sey es vier Jahre gehalten worden, und die Krähen hätten Zeit gehabt, andere Wigwams zu bauen. Warum handelten sie nun wie Wölfe, die ihre Wohlthäter bissen, statt ihnen Dankbarkeit zu erweisen?"

Trotz seines Alters hatte der Fürst doch viel Feuer in sich, namentlich, wenn sein Blut in Wallung gerieth. Er war in Allem, mit Ausnahme der Wildheit, ein Shoshone geworden und verachtete aus dem Grunde seines Herzens die schuftigen Krähen. Der Häuptling dagegen griffen nach der Handhabe seines Tomahawks — so tief fühlte er den bittern Hohn seines Gefangenen. Da ließ sich mit einemmale Rasseln vernehmen; eine Büchse knallte und einer

der Krähen sprang hoch in die Luft, um als Leiche zusammenzustürzen.

„Der Häuptling hat zu laut gesprochen," sagte der Fürst; „ich höre den Tritt eines Shoshonen. Die Krähen werden gut thun, sich in's Gebirge zu flüchten, sonst wird ihr Fleisch die Hunde unseres Dorfes mästen."

Die Gluth des Zornes und des tiefen Hasses schoß über das Gesicht des Häuptlings; aber er stand mit allen seinen Leuten regungslos und lauschte auf die Töne, um sich zu überzeugen, in welcher Richtnng sie der Gefahr entfliehen sollten.

„Furcht hat die Krähen in Steine verwandelt," nahm der Fürst wieder auf; „was ist aus ihren leichten Füßen geworden? Ich sehe die Shoshonen."

„Der Hund von einem Blaßgesicht wird sie nicht mehr sehen," versetzte der Wilde, indem er seinen Tamahawk in den Schädel des unglücklichen Fürsten begrub, dem es in dieser Weise vorbehalten war, in einem fernen Lande einen unrühmlichen Tod zu sterben.

Die andern Gefangenen, welche gebunden waren, konnten natürlich keinen Widerstand leisten. Der französische Gelehrte und seine zwei Führer waren im Nu geschlachtet. Aber ehe die Uebrigen geopfert werden konnten, flog eine gut gezielte Salve in den dichtesten Krähenhaufen, der alsbald aus einander stürzte, um in den Wäldern Verstecke zu suchen, während zwanzig aus ihrer Mitte, darunter ihr grausamer Häuptling, todt und verwundet auf dem Platze blieben. Dann brachen aus dem Dickicht dreißig Shoshonen hervor, welche alsbald auf die Flüchtlinge Jagd machten und nur einen von den Ihrigen zurückließen, um die drei noch lebenden Jäger zu befreien und über der Leiche ihres gemordeten Freundes und Gesetzgebers zu wachen.

Eine halbe Stunde spielte nun aus den gegenseitigen Verstecken ein scharfes Plänklerfeuer zwischen den Shoshonen und Krähen. Letztere verloren zehn weitere Scalpe, und als sie endlich

einen mit Büschen und Dornsträuchen bewachsenen Hügel erreichten, zahlten sie eifrig Fersengeld, ohne nur zu versuchen, die ihnen nachgeschickten Salven zu erwiedern. Die bejammernswürdigen Opfer wurden nach der Ansiedelung gebracht, und an dem Tage ihrer Beerdigung brachen die Shoshonen nach dem Lande der Krähen auf. Das Ergebniß des Feldzugs habe ich bereits mitgetheilt.

Ich traf bei meinem Vater die drei Jäger, von denen zwei im Begriffe waren, nach Californien aufzubrechen; der dritte aber, ein junger Pariser, Namens Gabriel, zog es vor, bei uns zu bleiben, und war immer mein treuer Begleiter, bis wir uns an den Ufern des Mississippi trennten, als ich von dort aus die Richtung nach dem atlantischen Ocean einschlug. Er und Roche kehrten bei jener Gelegenheit wieder zu den Shoshonen zurück. Ein Leben voll wilder und gefährlicher Abenteuer hatte zu viel Anziehendes für sie, als daß sie es hätten aufgeben mögen, und der Irländer that ein Gelübde, wenn er je wieder in das Bereich der Civilisation zurückkehre, so werde er nach Monterey ziehen, denn dies sey der einzige Ort, wo er auf seinen langen Wanderungen ein Volk gefunden habe, das seinen Ideen zusage.

Als ich bei dem Zusammentritte einer großen Versammlung dem Stamme den Angriff mittheilte, den die Umbiquas auf das Bootshaus gemacht hatten, und den Erfolg desselben berichtete, zollten mir alle Anwesenden lauten Beifall. Ich wurde auf der Stelle zum Kriegerhäuptling gewählt, und dieselbe Versammlung faßte den Entschluß, ohne Zögerung eine Abtheilung auszuschicken, um die Umbiquas zu züchtigen. Mein Vater gestattete nicht, daß ich mitging, da die Angelegenheiten des Fürsten in Ordnung gebracht und die Schulden, die er zu Fort Hall contrahirt hatte, bezahlt werden mußten. Ich sah mich deshalb genöthigt, zwei Monate lang die Verrichtungen eines Buchhalters zu vollziehen, Rechnungen zu schreiben und so weiter — eine ziemlich langweilige Beschäftigung, der ich nicht den mindesten Geschmack abgewinnen konnte.

Inzwischen nahm der Feldzug gegen die Umbiquas einen noch erfolgreicheren Fortgang, als der gegen die Krähen; überhaupt war es ein glorreiches Jahr für die Shoshonen und sie werden sich desselben noch lange Zeit als einer Periode erinnern, zu welcher ihre Beinbekleidung und ihre Moccassins im buchstäblichen Sinne des Worts mit Menschenhaaren genäht waren und die auf der Prairie unbegraben bleichenden Gebeine ihrer Feinde sogar die Wölfe abhielten, über die Buona-Ventura herüberzukoommen. In der That war das Jahr so ereignißvoll, daß mein Buch über Gebühr anschwellen müßte, wenn ich Alles aufzählen wollte.

Die Cachette an unserem Landungsplatze hatte ich nicht vergessen. Wir schafften Alles nach dem Bootshause, und da die heißen Sommertage die Ansiedelung bereits nicht sehr angenehm zu machen begannen, so zogen wir nach der Seeküste, während der größere Theil des Stammes nach den Wellenprairieen des Südens auf die Jagd zog.

Die Geschenke der Einwohner von Monterey erwiesen sich für meinen Vater als eine sehr werthvolle Erwerbung. Es waren viele Bücher darunter, die er sich zueignete; sein Alter und seine Gebrechlichkeit vertrugen sich nicht mehr mit den Anstrengungen des indianischen Lebens, weshalb er die Einsamkeit aufsuchte und sich gerne mit Lectüre abgab. Was Gabriel und Roche betraf, so wurden wir nun unzertrennlich; unsere Charakter waren zwar in manchen Punkten ganz verschieden, aber der Umstand, daß wir stets zusammen lebten und dasselbe Zelt mit einander theilten, knüpfte doch ein inniges Band brüderlicher Einigkeit.

Der Leser wird seiner Zeit finden, daß wir manche waghalsige That ausführten und viele vergnügte Tage mit einander verbrachten. Dies geschah sowohl in den nördlichen Städten von Mexiko, als in den westlichen Prairieen von Texas, wo wir mit den Comanches jagten und gelegentlich einige schuftige Texianer entlarv-

ten, die in den entfernten Ansiedelungen unter der Maske der Indianer an ihren eigenen Landsleuten Raub und Mord zu begehen pflegten.

Neuntes Kapitel.

Die Bemerkungen, die ich über die Shoshonen zu machen gedenke, lassen sich eben so gut auch auf die Comanchen, Apachen und Arrapahoes anwenden, da sie nur Unterabtheilungen und Sprößlinge des ursprünglichen Stammes sind. Die Wakoes, die von andern Reisenden noch nicht erwähnt, ja noch nicht einmal gesehen wurden, werde ich nachher beschreiben.

Es ist hier wohl der Ort, anzudeuten, daß die Shoshonen, obgleich sie mit den Comanchen und Apachen stets im Frieden leben, doch seit geraumer Zeit gegen ihre andern Abkömmlinge, die Arrapahoes, desgleichen auch gegen sämmtliche Dahcotah= und Algonquins=Stämme, die Krähen, die Kickarees, die Schwarzfüße, die durchbohrten Nasen und andere, Krieg führten.

Was nun erstlich die Religion der Schlangenindianer betrifft, so wirft diese höchst interessante Frage vielleicht mehr Licht auf ihren Ursprung, als aus ihren Ueberlieferungen, Sitten und Gebräuchen erholt werden kann. Soweit ich die Indianer kenne, glaube ich, daß sie vielleicht nicht so religiös, jedenfalls aber weit gewissenhafter sind, als die meisten Christen. Sie glauben Alle an einen einzigen Gott, den Manitou, den sie als den Urheber alles Guten verehren; sie sind jedoch der Ansicht, die menschliche Natur sey zu niedrig, um mit dem „Herrn über Alles" zu verkehren, weshalb sie in der Regel die Elemente und sogar gewisse Thiere

zu ihren Vermittlern wählen, etwa wie dies bei den Katholiken ihren Heiligen gegenüber der Fall ist.

Der große Manitou wird von allen wilden Stämmen Nordamerika's gleichförmig verehrt, und nur der vermittelnde Geist wechselt, obgleich Letzteres nach der Wahl des Einzelnen geschieht und keine nationale Grundzüge dabei stattfinden. Die Kinder lehrt man den „Kishe Manito" (den Allmächtigen) kennen, weiter nicht. Erst wenn der Knabe in das Jünglingsalter übergeht, wählt er sich eine eigene Gottheit, eine Art Penaten, den er in seinen Träumen kennen lernt. Wenn ein junger Mensch seine Absicht kund gibt, den Geist aufzusuchen, so tragen ihm seine Eltern auf, drei Tage zu fasten; dann nehmen sie ihm Bogen und Pfeile weg und schicken ihn weit hinaus in die Wälder, in's Gebirge oder in die Prairieen, damit er daselbst die Heimsuchung erwarte.

Ein leerer Magen und Unthätigkeit in der einsamen Wildniß sind gewiß geeignet, wache Träume hervorzurufen. Der junge Mensch denkt an Wasser, Büffel oder Fisch, wenn er hungrig und durstig ist, an Feuer und Sonnenschein aber, wenn er friert. Bisweilen trifft er mit einem Gewürm zusammen, und seine Einbildungskraft verarbeitet derartige natürliche Ursachen oder Erscheinungen so lange, bis sie ganz davon erfüllt ist.

In dieser Weise werden Feuer, Wasser, Sonne, Mond, ein Stern, ein Büffel oder eine Schlange, Gegenstände seiner Gedanken, und natürlich träumt er auch von dem, über was er zuvor gebrütet hat.

Er kehrt dann nach Hause zurück, gräbt auf einen Stein, ein Stück Holz oder auf eine Haut die Gestalt des „Geistes," den sein Traum gewählt hat, trägt ihn beständig auf dem Leibe und redet ihn an als einen Fürsprecher, durch den seine Gelübde gehen müssen, ehe sie den furchtbaren Herrn aller Dinge erreichen können.

Einige unter den Indianern erhalten durch ihre Tugenden und

ihre regelmäßige Lebensweise das Privilegium, sich unmittelbar an den Schöpfer zu wenden, und werden dann in den Bund eingeführt, an dessen Spitze die Ceremonienmeister und die Vorsteher der geheiligten Hütten stehen, welche Novizen aufnehmen und Würden ertheilen können. Ihr Ritus ist geheim, und nur die Mitglieder können Zugang finden. Diese Priester sind, wie vordem die der Isis und Osiris, sehr gelehrt und besitzen erstaunliche Kenntnisse von der Naturgeschichte; desgleichen verstehen sie sich gut auf Astronomie und Botanik, bewahren die Ueberlieferungen und großen Ereignisse der Stämme auf und bedienen sich gewisser Hieroglyphen, die sie in die geheiligten Hütten malen — eine Zeichenschrift, welche außer den Angehörigen ihrer Kaste Niemand zu entziffern vermag. Die Wenigen, welche auf ihren Wanderungen von einer Schlange „geträumt" und sie zu ihrem „Geiste" gemacht haben, werden unabänderlich „Aerzte". Die Indianer fürchten dieses Gewürm und bringen es mit dem bösen Geiste in Verbindung, obgleich es in den westlichen Thälern, mit Ausnahme der Gebirge an dem Columbia-Flusse, wo man auf eine Menge Klapperschlangen trifft, keine giftigen Arten gibt. Als „Kishe Manito" (der gute Gott), in der Gestalt eines Büffels auf die Erde kam, um die Leiden der rothen Menschen zu erleichtern, wurde er von dem bösen Geiste, „Kinebec" (Schlange) bekämpft. Dieser Theil ihres Glaubensbekenntnisses ist fast ausschließlich im Stande, den Braminenursprung zu beweisen.

Der „Arzt" flößt den Indianern Ehrfurcht und Schrecken ein; er ist zwar geachtet, hat aber weder Freunde, noch Weiber oder Kinder. Er verkehrt mit dem bösen Geiste, ist der Mann der dunkeln Thaten, holt seine Kenntnisse von der Erde und aus den Felsklüften, weiß Gifte zu mischen, und ist der einzige, der den „Anim Teki" (Donner), nicht fürchtet. Mit seinen Zauberformeln kann er Krankheiten heilen, aber auch tödten. Sein Blick ist der Blick der Schlange; er macht das Gras welken, bannt Vögel

und Thiere, verwirrt das Gehirn des Menschen und schleudert Furcht und Düster in dessen Herz.

Die Weiber der Shoshonen, der Apachen und Arrapahoes, wie überhaupt aller, die der Shoshonenrace angehören, sind in Betreff ihres Körperbaus den Squaws der östlichen Indianer weit überlegen. Ich kann sie nicht besser schildern, als wenn ich sage, daß sie mit den Araberweibern die größte Aehnlichkeit haben. Von Person und in ihrem Hauswesen sind sie sehr reinlich, und da alle ihre Stämme sowohl männliche als weibliche Sklaven haben, so wird der Wuchs eines Shoshonenweibes nicht durch schwere Arbeit verkümmert, wie dies bei den Squaws der östlichen Stämme der Fall ist. Gegen ihre Gatten sind sie sehr treu, und ich glaube zuversichtlich, daß jeder Angriff auf ihre Keuschheit vergeblich seyn würde. Sie reiten so rüstig als die Männer und sind in dem Gebrauch der Bogen und Pfeile gut erfahren. Ich war einmal Zeuge, wie ein sehr schönes, zehnjähriges Shoshonen-Mädchen, die Tochter eines Häuptlings, während ihr Pferd in vollem Galopp einherjagte, mit ihrem Geschosse im Laufe von ein paar Minuten neun wilde Truthühner tödtete, auf welche sie Jagd machte.

Ihr Anzug ist eben so geschmackvoll, als züchtig. Er besteht aus einem weiten Hemde von weicher Hirschhaut, mit knapp anliegenden Aermeln, das fast immer blau ader roth gefärbt ist; darüber befindet sich vom Gürtel an ein anderes Gewand, das vier oder sechs Zoll über das Knie hinunterfällt und aus Schwanenflaum, Seide oder Wolle gefertigt ist. Sie tragen Beinkleider von dem nämlichen Materiale, aus welchem das Hemd besteht, und bedecken ihre zierlichen, kleinen Füße mit schön gearbeiteten Moccassins. Außerdem tragen sie noch eine Schärpe von reichem Gewebe und lassen ihre weichen, langen Rabenhaare, die sie gewöhnlich mit Blumen, bisweilen aber auch mit sehr werthvollen Juwelen zieren, in üppiger Fülle über die Schultern niederwallen. Ihre Hand- und Fußgelenke sind von Spangen umgeben, und wenn

man einem dieser jungen und anmuthigen Geschöpfe begegnet, wie es mit leuchtenden Augen und aufgeregtem Gesichte der Jagd obliegt, so wird man unwillkürlich an die Schilderungen erinnert, die uns Ovid von den Nymphen der Diana gibt *).

Obgleich die Weiber an den tieferen Mysterien der Religion keinen Theil nehmen, so wird es doch einigen gestattet, sich der Gottheit zu weihen und ein Keuschheitsgelübde abzulegen, wie die Vestalinnen des Heidenthums oder die Nonnen in den katholischen Klöstern. Sie kleiden sich wie die Männer von Kopf bis zu Fuß in Leder und malen ein Bild der Sonne auf ihre Brust. Diese Weiber sind Kriegerinnen, ziehen aber nie in's Feld, sondern bleiben immer zurück, um die Dörfer zu beschützen. Sie leben einsam und sind gefürchtet, werden aber nicht geliebt; denn der Indianer haßt Alles, was sich eine ungebührliche Gewalt anmaßt, die von der Natur angewiesenen Schranken überschreitet oder die ihm angewiesene Bestimmung nicht erfüllt.

Die schönen Sommerabende verwenden die jungen Indianer auf Liebeswerbung. Hat einer seine Wahl getroffen, so gibt er seinen Eltern davon Kunde, welche sofort das Weitere auf sich nehmen. Man bringt Geschenke vor die Thüre der Schönen; werden sie nicht angenommen, so ist die Sache abgethan und der junge Mann muß sich irgendwo anders umsehen; im andern Falle folgen Gegengeschenke zum Zeichen des Einverständnisses. Letztere bestehen in der Regel aus weiblichen Arbeiten, Hosenbändern, Gürteln, Moccasins. Dann findet eine Zusammenkunft zwischen den Eltern statt; sie schließt mit einer Rede des Brautvaters, welcher seine „Taube", „Lilie", „Flüsterstimme des Windes" oder wie sie sonst heißen mag, lobt. Sie ist eine gute Tochter gewesen, und

*) Die Weiber der Comanchen ähneln mehr den gewöhnlichen Squaws, da sie von Gestalt klein und breit sind. Dies rührt von dem Umstande her, daß die Comanchen ihre Weiber abschließen und ihnen keine Leibesübungen in frischer Luft gestatten.

wird deshalb auch ein gehorsames Weib seyn; ihr Blut ist das eines Kriegers — sie wird ihrem Gatten edle Kinder gebähren und ihnen singen von seinen großen Thaten u. s. w. u. s. w. Endlich kommt der Vermählungstag heran. Ein Mahl aus Wurzeln und Früchten wird bereitet, und alle Verwandten sind gegenwärtig, den Bräutigam ausgenommen, dessen Waffen, Sättel und sonstige Habe hinter der Schönen aufgestellt siud. Die Thüre der Hütte ist offen und die Schwelle mit Blumen geschmückt. Um Sonnenuntergang stellt sich der junge Mann mit großer Würde in seinem Benehmen ein. Hat er neben dem Mädchen Platz genommen, so fangen die Gäste an zu essen, ohne zu sprechen; sobald jedoch von den Müttern ein Zeichen gegeben wird, stehen sie auf, um sich zu entfernen. Nun kreuzt das Brautpaar die Hände, und der Bräutigam redet jetzt zum erstenmale, indem er fragt: — „Treu der Hütte, treu dem Vater, treu seinen Kindern?" Sie antwortet leise: „Treu, stets treu, in Freude und Leid, im Leben und im Tode" — „Penir, penir-asha, sartir nú cohta, lebeck nú tanim." Dies ist die letzte Formel und die Ceremonie jetzt beendigt. Sie mag sehr einfach und vielleicht lächerlich erscheinen, mir aber kam sie beinahe erhaben vor. Die Ansichten sind Früchte der Erziehung und der Gewohnheiten.

Der Gatte bleibt ein ganzes Jahr bei seinem Schwiegervater, an den er seine Jagdbeute, sowohl Häute, als Wildpret abtragen muß. Nach Ablauf dieser Periode ist seine Dienstzeit vorüber, und er kann dann mit seiner Gattin entweder zu seinem eigenen Vater zurückkehren, oder sich eine Hütte bauen. Der Jäger bringt sein Wild nach Hause, wenn es nicht zu schwer ist, und damit ist sein Geschäft zu Ende; das Weib zieht die Haut ab, trocknet sie und salzt das Fleisch ein. Ist übrigens der Gatte ein Jäger ersten Ranges und somit seine Zeit kostbar, so ziehen das Weib selbst oder weibliche Verwandte von ihr aus, um die Beute an Ort und Stelle aufzusuchen. Wenn ein Mann stirbt, trauert die Wittwe

zwei bis vier Jahre; ein Gleiches thut der Mann, wenn seine Gattin stirbt, nur ist er hiezu nicht so streng verpflichtet, als das Weib, und es trifft sich oft, daß er nach Ablauf von zwei Jahren seine Schwägerin heirathet. Die Indianer halten dies für natürlich und sind der Meinung, ein Weib werde sorgfältiger gegen die Kinder ihrer Schwester seyn, als gegen die Kinder einer Fremden. Unter den bessern Klassen verlobt man die Kinder schon in einem Alter von einigen Monaten; dergleichen Zusagen sind heilig und werden nie gebrochen.

Gegen den Mord haben die Indianer im Allgemeinen sehr strenge Gesetze, die sich unter den Stämmen so ziemlich gleich verhalten. Sie zerfallen in zwei gesonderte Abtheilungen — Mord, begangen von einem Angehörigen des Volkes, und Mord, begangen von einem Fremden.

Begeht ein Einheimischer einen Mord an einem Stammesgenossen, so entweicht oder er überliefert sich der Gerechtigkeit. Im letzteren Falle tödtet ihn der nächste Verwandte des Erschlagenen öffentlich und in Gegenwart aller Krieger. Hat sich der Mörder geflüchtet, so wird er nicht verfolgt, sondern sein nächster Verwandter hat für die That einzustehen und muß die Strafe derselben erleiden, wenn er innerhalb einer gegebenen Frist den eigentlichen Uebelthäter nicht beigeschafft hat. Eine solche richterliche Tödtung wird schnell vermittelst eines Tomahawkhiebes vollstreckt. Oft bemüht sich der Häuptling, die betreffenden Theile zu veranlassen, daß sie die Friedenspfeife mit einander rauchen; gelingt dies, so hat Alles ein Ende — wo nicht, so muß ein Opfer fallen. Dies ist ein strenges Gesetz, das nicht selten viel Unheil zur Folge hat. Die Blutrache hat sich oft von Generation auf Generation vererbt, und Mord folgte auf Mord, bis endlich eine der feindlichen Familien den Stamm verließ.

Ohne Zweifel ist es derartigen Umständen zuzuschreiben, daß große Familien oder Gemeinschaften von Wilden, welche die gleichen

Grundzüge tragen und die nämliche Sprache reden, sich in so viele gesonderte Stämme getheilt haben. Die Shoshonen erzeugten die Comanchen, Apachen und Arrapahoes, während später von den Comanchen wieder die Tonquewas, von den Apachen die Lepans und die nun ausgestorbenen Texas*), von den Arraphoes aber die Nahawoes ausgingen. Unter den Nadowessiern oder Dahcotahs ist die Spaltung noch größer gewesen; aus ihnen bildeten sich die Konsas, die Mandans, die Tetons, die Yangtongs, die Sassitongs, die Olla-gallahs, die Sionen, die Wallah-wallahs, die Cayusen, die Schwarzfüße und endlich die Winnebagoes.

Von der Algonquin-Raçe sind nicht weniger als einundzwanzig verschiedene Stämme ausgegangen: die Micmacs, die Etchemins, die Abenakis, die Sokokis, die Pawtucket, die Pokanokets, die Narragansets, die Pequods, die Mohegans, die Lenilenapen, die Nanticoken, die Powatans, die Shawnees, die Miamis, die Illinois, die Chippewas, die Ottawas, die Menomonier, die Sacs, die Füchse und die Kickapoos, welche sich später wieder in mehr als hundert Nationen zertheilten.

Kehren wir jedoch wieder zu den Gesetzen über den Mord zurück. Es trifft sich oft, daß der Neffe oder der Bruder des Mörders sein Leben zur Sühne anbietet. Nicht selten werden namentlich von den ärmeren Familien derartige Selbstopferungen angenommen, obschon dieser Verwandte nicht dem Tode geweiht wird, sondern nur sein Verhältniß zu seinen früheren Angehörigen aufgeben muß; er wird eine Art Sklave oder Vasall für Lebenszeit unter den Hinterbliebenen des Erschlagenen. Bisweilen, jedoch nur in sehr seltenen Fällen rettet der Schuldige sein Leben durch ein eigenthümliches, sehr altes Gesetz. Wenn der Ermordete eine Wittwe mit Kindern hinterläßt, so kann diese den Verbrecher als

*) Sie waren vordem ein beträchtlicher Indianerstamm, sind aber nun in Folge fortwährender Kriege erloschen.

ihr Eigenthum ansprechen: er wird dem Namen nach ihr Gatte — das heißt, er muß jagen und für den Unterhalt der Familie sorgen.

Ist der Mörder aus einem feindlichen Stamme, so wird ohne Verzug der Krieg erklärt; gehört er jedoch einem befreundeten Volke an, so wartet man drei oder vier Monate ab, ob die Häuptlinge nicht kommen, um sich zu entschuldigen und Ersatz anzubieten. Im letztern Falle bringen sie Geschenke und legen dieselben an der Thüre des Berathungshauses nieder, in welchem sich auf der einen Seite die Verwandten des Erschlagenen, auf der anderen die Häuptlinge und Krieger des Stammes, in der Mitte aber die Gesandten befinden. Von diesen eröffnet Einer die Ceremonie, indem er eine Friedensrede hält, während ein Anderer den Verwandten die Pfeife anbietet. Wird sie nicht angenommen und hegt der große Häuptling des Stammes eine besondere Achtung gegen die andere Nation, so steht er auf und bietet selbst das Columet der Versöhnung an. Weigern sich die Verwandten noch immer, so werden sämmtliche Kinder des Ermordeten bis auf den Säugling herab, in die Hütte gerufen, und man reicht jetzt die Pfeife zum drittenmale herum. Wenn nun ein Kind, wäre es auch nur ein paar Monate alt, das Calumet berührt, so betrachten die Indianer dies als eine Entscheidung des Maniton; die Pfeife geht im Kreise, die Geschenke werden hereingebracht und zu den Füßen der Kläger niedergelegt. Andernfalls aber kann nur das Leben des Mörders den Stamm zufrieden stellen.

Wenn die Häuptlinge des Stammes, welchen der Mörder angehört, ihr Dorf verlassen, um Versöhnung zu stiften, so bringen sie das verlangte Opfer, das wohl bewaffnet ist, mit sich. Steht der Mörder als Mensch und Krieger in hoher Achtung, so folgen ihm die Häuptlinge seines Stammes mit einer großen Anzahl von Leuten, welche, ehe sie in die Berathungshütte treten, ihre Gesichter bemalen: die Farbe ist bei Einigen schwarz mit grünen Flecken, bei Andern ganz grün, nach Weise der Friedenspfeife, welche stets eine grüne Färbung hat.

Die Verwandten des Ermordeten stehen auf der einen Seite der Hütte, die Krieger des andern Stammes ihnen gegenüber. In der Mitte befindet sich der Häuptling, neben dem der Träger der Friedenspfeife und der Mörder steht. Der Häuptling hält sodann eine Rede und nähert sich mit dem Pfeifenträger und dem Mörder den Verwandten des Erschlagenen; er bittet sie, jeden insbesondere, von der dargebotenen Pfeife zu rauchen und wendet sich, wenn ihn der Eine zurückgewiesen hat, an den Andern.

Diese ganze Zeit über steht der wohlbewaffnete Mörder an der Seite des Häuptlings, rückt langsam näher und hat stets seinen Bogen oder Karabiner angelegt, um auf jeden der Verwandten zu schießen, der es versuchen sollte, ihm an's Leben zu gehen, ehe die Pfeife von der Gesammtheit zurückgewiesen wurde. Ist dies endlich geschehen, und wünscht der Häuptling den Frieden, oder kümmert er sich nicht viel um den Mörder, so gestattet er mit seinen Leuten, daß der Letztere getödtet werde; im Gegentheile aber erheben sie das Schlachtgeschrei, vertheidigen das Leben ihres Stammesgenossen und von nun an beginnt der Kampf zwischen den beiden Völkern.

Gewöhnlich nimmt man aber die Friedenspfeife an, ehe man es also zum Aeußersten kommen läßt.

Ich komme nun auf die Waffen und die Ausrüstung der Shoshonenkrieger, bemerke übrigens zu gleicher Zeit, daß sich Alles, was ich darüber sage, auch auf die Apachen, die Arrapahoes und die Comanchen beziehen läßt, indem sich die Shoshonen vor Letzteren nur durch ihre größere Geschicklichkeit auszeichnen. Der Shoshone ist immer beritten und sitzt fest auf einem kleinen, leichten, selbstgefertigten Sattel ohne Steigbügel, von denen sie keine Freunde sind. Nur die Häuptlinge und berühmten Krieger führen diese Zugehör als ein Merkmal der Auszeichnung, um so mehr, da die Sättel mit Bügeln in der Regel Trophäen sind, die von einem besiegten Feinde gewonnen werden.

In dem Schmuck ihrer Pferde zeigen sie so viel Geschmack,

wie die Mexikaner, die Krähen oder die östlichen Indianer, denn sie glauben, daß die natürliche Schönheit und Anmuth des Thieres durch bunten Prunk an Harmonie verlieren würde. Das einzige Merkmal von Auszeichnung, das sie an ihren Rossen anbringen (und zwar nur die Häuptlinge), besteht in ein paar Adlerfedern an der Zaumrosette unter dem linken Ohre. Der Shoshone behandelt sein Pferd wie einen Freund, hätschelt es, pflegt es und mißhandelt es nie; es ist daher immer in einem vortrefflichen Zustande und bildet mit seinen stolzen Augen und seiner majestätischen Haltung das Ideal eines schönen, anmuthigen Thieres. Der elegante Putz und die zierliche Gestalt eines Shoshonenreiters harmonirt wunderbar mit dem wilden, stolzen Aeußern seines Rosses.

Der Shoshone läßt seine schön gekämmten Locken in dem Winde flattern und drückt sie nur durch eine dünne, metallene Krone an seinen Kopf, in welcher dieselben Federn stecken, wie an der Rosette seines Thieres. Diese Krone besteht entweder aus Gold oder Silber, und diejenigen, welche derartige Metalle nicht zu erschwingen vermögen, fertigen sie aus Schwanenflaum oder Hirschhaut, zur Zierde die Stacheln des Stachelschweins benützend. Die Arme sind bloß und die Handgelenke mit Spangen von dem Materiale der Krone umgeben. Der Körper ist vom Halse bis zum Gürtel mit einem kleinen Hemde von weichem Hirschleder gehüllt, das sich faltenlos anschmiegt. Vom Gürtel an bis zum Knie wallt ein weites Uebergewand aus schwarzem, braunem, rothem oder weißem Wollen- oder Seidenstoffe, den der Indianer zu Monterey oder St. Franzisco aus den Händen der Valparaiso- und Chinahändler bezieht; seine Füße sind vom Knöchel an bis zur Hüfte mit Beinkleidern aus Hirschleder bedeckt, das mit vegetabilischen Säuren roth oder schwarz gefärbt und mit Menschenhaaren zusammen genäht ist, welche an der Außenseite umherfliegen oder sich in Zöpfe verschlingen. Ueber den Knöcheln befinden sich wieder metallene Spangen, der Fuß selbst aber steckt in einem eleganten Moccasin, bisweilen mit schönen, runden,

erbsgroßen Scharlachmuscheln verziert, die man unter den fossilen Ueberresten des Landes findet.

Das Obergewand ist durch einen Gürtel um den Leib befestigt; die Squaws fertigen denselben gewöhnlich aus den zarten Fasern den Seidenbaums, einer Abart der Wollenstaude, welche stets mit langen, fast untastbaren, aber doch sehr starken Fäden bedeckt ist. Diese werden zusammengewoben und schön gefärbt. Zuverlässig würden solche Schärpen, die zwölf bis fünfzehn Fuß Länge haben, von den Pariser und Londoner vornehmen Damen zu großen Preisen bezahlt werden, denn ich habe oft ein derartiges Gewebe in meine Hand eingeschlossen, ohne daß ihr Umfang merklich dadurch vergrößert worden wäre.

In dem Gürtel steckt links das Messer und rechts der Tomahawk. Bogen und Köcher hängen an drei Zoll breiten Schwanenflaumriemen über die Schultern, während die lange, mit reichem Schnitzwerk und blanker Kupfer= oder Eisenspitze versehene Lanze horizontal an der Seite des Pferdes getragen wird. Wer einen Karabiner besitzt, befestigt denselben auf der linken Seite an einen Ring und Haken; der Schaft reicht bis an den Gürtel und die Mündung ragt ein wenig über das Knie vor.

Die jüngeren Krieger, die keine Karabiner besitzen, führen statt derselben ein kleines Bündel von Wurfspießen (die Jerrids der Perser), mit denen sie sehr gut umgehen können, denn ich habe oft gesehen, daß sie eine derartige Waffe auf zehn Schritte Entfernung einem Büffel zwei Fuß tief in die Seite zu werfen im Stande sind. Zu Vervollständigung ihrer Angriffsrüstung gehört noch der Lasso, ein fünfzehn Fuß langer Lederriemen von der Dicke eines kleinen Fingers, der von dem Sattelknopfe herunterhängt. Dies ist eine schreckliche Waffe, gegen die man selbst mit einer Flinte nicht gut ankämpfen kann, denn der Lasso fliegt mit der Schnelligkeit des Gedankens, und ein Versuch, sich umzuwenden und Feuer zu geben, reicht zu, um das unvermeidliche Geschick

herauszufordern. Das einzige Mittel, der verhängnißvollen Schlinge zu entgehen, besteht darin, daß man die Zügel des Pferdes über den Kopf erhebt und sowohl Lanze als Karabiner diagonal von den Körper hält, zugleich aber auch mit der Rechten das Messer faßt, um es augenblicklich benützen zu können.

Wenn unter solchen Vorsichtsmaßregeln der Lasso einem über den Kopf fällt, muß er ausgleiten und der Wurf ist verloren; ist man aber behend genug, mit dem Messer die Schleife zu durchschneiden, während sie zurückgezogen wird, so gewinnt man den Vortheil oder steht doch wenigstens mit dem Gegner gleich, auf den man sich werfen kann, da er zu besserer Handhabung des Lasso Bogen, Lanze und Büchse zurückgelassen oder doch zu sehr befestigt hat, nm sie in kurzer Zeit gebrauchen zu können. Seine einzige Waffe besteht also in dem Messer und dem Tamahawk, und wenn man will, kann man jetzt seinen eigenen Lasso brauchen. In diesem Falle wendet sich die Stellung, obschon ein derartiger Kampf die größte Gewandtheit fordert.

Es trifft sich oft, daß ein Indianer, wenn ihm sein Lasso durchschnitten ist und der Feind gegen ihn anrückt, in vollem Galopp Büchse und Lanze von dem Boden, wo er sie fallen ließ, wieder aufnimmt, und dann ist natürlich der Sieg in seinen Händen. Es gelang mir einmal, einem derartigen Lasso-Ueberfalle zu entgehen. Ich wurde von einem Krähenindianer verfolgt, der seine Schlinge dreimal vergeblich nach mir schleuderte; bei dem vierten Wurfe zerschnitt ich sie, wandte mich gegen ihn um, jagte ihm nach und erschoß ihn mit einer von meinen Pistolen. Die Schlinge bildete bei jedem Wurfe einen vollkommenen Kreis, dessen Mittelpunkt genau über meinen Kopf fiel; der Durchmesser reichte von dem Halse bis zu dem Schweife meines Pferdes, und hätte ich nicht Büchse, Lanze, Bogen und Köcher weggeworfen, so wäre ich unvermeidlich auf den Boden gezogen worden. Alle westlichen In-

dianer und Mexikaner sind in Handhabung dieser Waffe außerordentlich gut erfahren.

Vor der Ankunft des Fürsten Seravalle hatten die Shoshonen Schilde, legten dieselben aber bald als eine unnütze Belästigung ab. Die Geschicklichkeit, welche auf eine geeignete Handhabung dieser Schutzwaffe verschwendet wurde, hat jetzt einem besseren Gebrauche der Lanze Platz gemacht. Ich zweifle, ob in den Tagen der Turniere die tapferen Ritter ihren Damen eine größere Gewandtheit zeigen konnten, als ein Shoshone im Kampfe gegen einen Arrapahoe oder eineu Krähen entwickelt. *)

Das bewunderungswürdigste Kunststück eines Shoshouen, eines Comanchen oder Apachen, besteht übrigens in der Leichtigkeit, womit er sich bei einem Angriff auf einen Feind längs seines Pferdes herunterhängt und so dem Gegner ganz unsichtbar macht; will ihm dann der Letztere eine Wunde beibringen, so muß es durch den Leib des Thieres geschehen. Trotz dieser schwierigen und gefährlichen Lage wissen sie übrigens doch ihre Waffen mit Gewandtheit und Sicherheit zu benützen. Die Art, wie sie ihr Gleichgewicht behaupten, ist sehr einfach; sie stecken ihren rechten Arm bis zur Schulter in die Schlingen des Lasso, der, wie gesagt, an dem Sattelknopf oder um den Hals des Pferdes hängt; ihre Füße finden einen Haltpunkt in den zahlreichen Schleifen aus Hirschleder, die vom Sattel herunterfallen. In dieser Weise bleibt ihnen der linke Arm zu Handhabung des Bogens frei; den rechten können sie soweit benützen, um den Pfeil anzuziehen, und nun ersehen sie ihre Gelegenheit, ohne so leicht ihres Zieles zu verfehlen, wenn sie nicht bereits verwundet

*) Die Krähen, unsere Nachbarn, welche der Dahcotah-Race angehören, sind gleichfalls vortreffliche Reiter, bewundernswürdig herausgeputzt und große Freunde von Prunk, halten aber doch keine Vergleichung mit den Shoshonen aus; sie besitzen nicht dieselbe Geschicklichkeit; auch mißhandeln sie ihre Pferde und wechseln sie so oft, daß sich die armen Thiere nie an ihre Gebieter gewöhnen können!

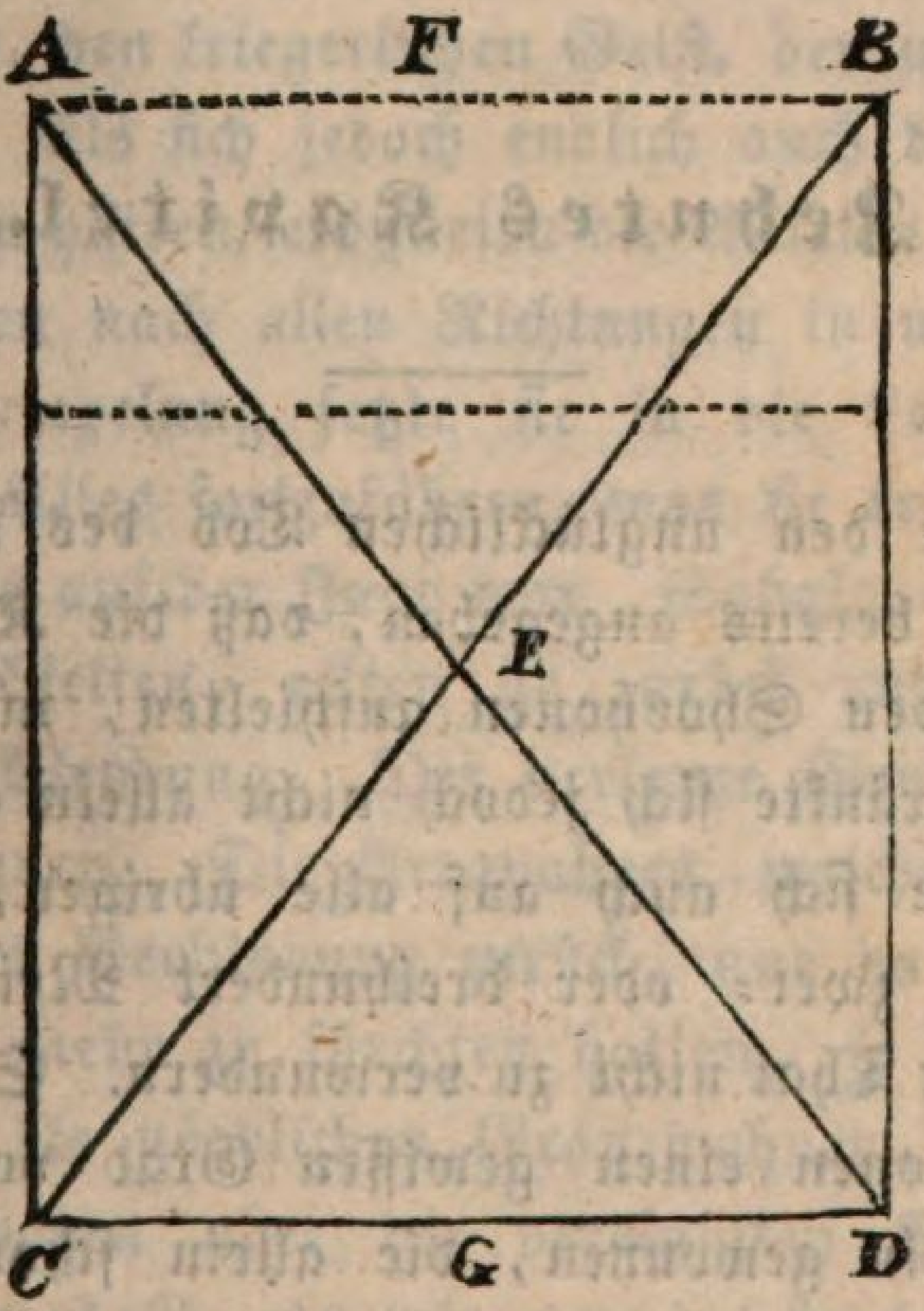
sind. Ich bemerkte bereits oben, daß die Shoshonen auf den Rath des Fürsten Seravalle ihre Schilde bei Seite legten; aber dieser, ihr väterlicher Freund, lehrte sie auch die europäische Reitertaktik. Sie hatten Verstand genug, die Vortheile einzusehen, die daraus zu erzielen waren, und verbanden dieselbe so gut, wie möglich, mit ihrer eigenen.

Die Shoshonen greifen nun schwadronenweise mit der Lanze an, bilden Carrées, wenden mit wunderbarer Genauigkeit und führen viele schwierige Manöver aus. Da sie jedoch ihrer eigenen Kriegsweise nicht entsagt haben, so bietet es einen höchst auffallenden Anblick, wenn man etwa fünfhundert Pferde mit tapferen Burschen im Sattel zum Kampfe anspringen und auf ein gegebenes Signal alle Reiter verschwinden sieht, während die Rosse in geschlossener Linie gleichsam aus eigenem Antrieb auf die feindlichen Krähen loszuspringen scheinen.

Ich habe vielleicht schon zu lange bei den Sitten und Gebräuchen dieses Volkes verweilt, kann mir es aber donnoch nicht versagen, meinen Lesern noch einen Beleg von den Kenntnissen zu geben, welche die höheren Klassen besitzen. Wie oben bemerkt, sind sie gute Astronomen, und ich kann ebensogut beifügen, daß sie aus der Anschauung merkwürdige geometrische Kenntnisse gewonnen haben. Ich fragte einmal einen jungen Häuptling, wie er die Höhe einer prächtigen Fichte anschlage. Es war Nachmittags gegen drei Uhr. Er begab sich nach dem Ende des von der Fichte geworfenen Schattens, steckte einen Pfeil in den Boden und maß dann sowohl die Länge desselben, als die Länge des von ihm geworfenen Schattens: ferner maß er den Schatten der Fichte, bildete aus dem Pfeile und den beiden Schatten eine Proportion und machte mir das Resultat namhaft. So handhabte er die Regel de Tri, ohne sie zu kennen.

Das merkwürdigste Beispiel trug sich jedoch zu, als wir einen breiten, reißenden Strom kreuzen wollten, bei welcher Gelegenheit es nöthig wurde, zum Anhaltspunkte für Roß und Reiter ein Seil

hinüberzuwerfen. Es fragte sich nun, wie lang das Seil seyn müsse, das heißt, wie breit der Fluß sey. Ein alter Häuptling ritt vor, um die Aufgabe zu lösen, und that dies in folgender Weise. Er ging nach dem Ufer des Flusses und bezeichnete sich eine Stelle als Mittelpunkt; dann wählte er auf der andern Seite des Ufers rechts und links zwei Bäume, die dem Augenmaß nach gleichweit von ihm abstanden. Als dies geschehen war, ritt er von dem Flusse zurück, bis er einen Punkt erreichte, der, wie ihm sein Gesicht sagte, mit den gedachten Bäumen ein gleichseitiges Dreieck bildete. Verzeichnen wir hier zur Erläuterung eine Figur:



Er hatte in dem vorstehenden Umrisse die Bäume A und B gewählt, war nach E zurückgegangen und hatte hier seine Lanze eingesteckt. Dann ritt er in der Richtnng ED zurück, bis die Strecke dem Augenmaß nach AE gleich war, und befestigte in D wieder eine Lanze. Das gleiche Verfahren beobachtete er mit EC, und in C wurde die dritte Lanze eingesteckt. Da nun die Entfernung

von F zu E gerade so groß seyn mußte, als die von E zu G, so brauchte er nur den Raum zwischen dem Flußufer und E zu messen, und diese von EG abzuziehen, um die gewünschte Flußbreite zu erhalten.

Ich glaube nicht, daß diese Berechnung, die sich als vollkommen richtig erwies, länger als drei Minuten währte; auch darf man dabei nicht vergessen, daß das ganze Verfahren im Angesichte des Feindes stattfand. Kehren wir übrigens zu meiner Geschichte zurück.

Zehntes Kapitel.

Als ich über den unglücklichen Tod des Fürsten Bericht erstattete, habe ich bereits angegeben, daß die Krähen den Weißen, welche sich unter den Shoshonen aufhielten, nicht geneigt waren. Dieser Groll beschränkte sich jedoch nicht allein auf diesen Stamm, sondern verbreitete sich auch auf alle übrigen, die dem Buona-Venturaflusse auf zwei- oder dreihundert Meilen nahe wohnten, und es war in der That nicht zu verwundern. Seit unserer Ankunft hatten die Shoshonen einen gewissen Grad von Taktik und eine Einheit im Handeln gewonnen, die allein schon hinreichend war, alle ihre Feinde im Zaume zu halten, abgesehen von dem gewaltigen Uebergewicht, , das ihnen durch die große Anzahl von Feuerwaffen und die fast unerschöpfliche Munition gesichert wurde. Alle andern Völker waren eifersüchtig auf ihre Kraft und ihre Hülfsquellen, und diese Eifersucht wirkte in einem Grade auf sie, daß sie den Entschluß faßten, vereint einen Hauptstreich zu führen, um nicht nur das Uebergewicht der Shoshonen zu vernichten, sondern

sich auch in den Besitz der unermeßlichen Reichthümer zu versetzen, den, wie sie thörichterweise meinten, die Europäer in ihre Ansiedelung gebracht hätten.

Schon geraume Zeit vor den Vorfällen, die ich bereits in Betreff der Umbiquas und der Krähen berichtet habe, gingen Boten von Stamm zu Stamm umher, und die Stämme hatten sogar allen ihren gegenseitigen Privathaß vergessen, um eine Verbindung gegen den gemeinsamen Feind zu bilden, den sie in den Shoshonen sahen. Ohne Zweifel war es bereits diesen Einleitungen zuzuschreiben, daß sich die Krähen und Umbiquas so kühn zeigten, obschon die rasche und erfolgreiche Wiedervergeltung, welche die Shoshonen übten, wohl geeignet war, den kriegerischen Geist, der um uns gährte, ein wenig abzukühlen. Als sich jedoch endlich auch die Arrapahoes dem Bunde angeschlossen hatten, eröffneten die Aliirten mit einemmale den Feldzug und brachen nach allen Richtungen in unser Gebiet ein.

Diese Ueberrumpelung setzte sie in die Lage, im Laufe der ersten drei Wochen Alles fortzuführen, was sie trafen, da die Mehrzahl unserer Krieger auf der Jagd war. Sobald aber Letztere Kunde von der Gefahr erhielten, eilten sie zurück und gaben der Sache bald eine andere Wendung. Der verlorne Grund wurde Zoll um Zoll wieder gewonnen. Die Arrapahoes, welche viel gelitten hatten, traten von der Verbindung zurück, und da wir jetzt von dem Süden aus nichts mehr zu fürchten hatten, so kehrten wir unsere Streitkräfte gegen die nördlichen Gränzwohner. Trotz des Abfalls der Arrapahoes waren aber die vereinigten Stämme doch noch dreimal so stark an Zahl, als wir — eine furchtbare Macht, wenn es ihnen nicht an Einheit und Einklang im Handeln gefehlt hätte. Ihr Heerhaufen bestand aus ungefähr fünfzehntausend Kriegern — ein Gemische aus Umbiquas, Callapoos, Cayusen, durchbohrten Nasen, Bonnaxes, Flachköpfen und einer Anzahl Krähen, welch' letztere sich ihre kürzliche Niederlage nicht zur Lehre hatten dienen lassen. Die Ueberlegenheit unserer Waffen, unserer Taktik, unserer

Mannszucht und unserer Befestigungskunst nebst den guten Diensten, die uns ein paar alte, plumpe, spanische Vierpfünder leisteten, setzten uns in den Stand, in kurzer Zeit nicht nur die ganze Verbindung aufzulösen, sondern auch einige unserer verrätherischen Nachbarn für immer zu unterdrücken und zu vernichten. Da es für einen Fremden langweilig seyn würde, den Bewegungen des ganzen Feldzuges zu folgen, so will ich mich auf die Rolle beschränken, die ich dabei spielte. *)

Wir waren in vier Kriegshaufen getheilt: der eine stritt im Nordost gegen die Bonnaxes und die Flachköpfe, der zweite an den Gabeln der Buona-Ventura und des Calumet gegen die Cayusen und durchbohrte Nasen, der dritte blieb in der Nähe der Ansiedelung, um sie gegen Ueberrumpelung zu schützen, während ein kleinerer vierter, zu dem auch ich gehörte, unter dem Kommando

---

*) Die Art, in den Prairieen Krieg zu führen, ist so verschieden von der unsrigen, daß der oben berührte Feldzug von denjenigen, welche bloß an europäische Taktik gewöhnt sind, nicht leicht verstanden werden wird.

Wenn eine europäische Armee aufbricht, ist sie stets von Wagen begleitet, welche Vorräthe aller Art nachführen. Mit dem Unterhalt der Truppen ist ein besonderes dazu aufgestelltes ernanntes Proviant-Commissariat beauftragt. Unter den Indianern weiß man von derartigen Dingen nichts, denn jeder Krieger nimmt etliche Stücke getrocknetes Wildpret mit, versieht sich, wenn er eine Büchse hat, mit einem Pfund Pulver und einer entsprechenden Quantität Blei, oder tritt, in Ermangelung der Feuerwaffen, mit Lanze, Pfeilen, Bogen und Tomahawk seinen Feldzug an. In unebenem Terrain sucht er sein Wasser und sein Brennmaterial in den Strömen und den Bäumen der Forsten oder der Gebirge, auf den Prairieen aber liefern ihm die Schlammlöcher das Wasser, während er mit dem Dunge der Büffel sein Feuer nährt. Nahrung verschafft ihm die Büchse oder der Bogen. Derartige Hülfsmittel würden aber natürlich für eine größere Anzahl, für zehntausend zum Beispiel, nicht zureichen. Eine Wassergrube wäre schon von den ersten zwei- oder dreihundert Mann erschöpft, und der Rest müßte leer abziehen. Auch würde es bald an Nahrung gebrechen, wenn der Heerhaufe nicht auf eine große Büffelheerde stieße. Ein Büffel oder drei bis vier Hirsche können von den Jägern jeden Tag nebenher erlegt werden, und

meines Vaters das Bootshaus an der Fischerei besetzt hielt. Außer diesen vier Abtheilungen waren noch mehrere wohlbewaffnete Rotten zu Wasser und zu Land in das Gebiet der Umbiquas geschickt worden.

Anfangs beschränkte sich unser Feldzug an den Ufern des stillen Weltmeers blos auf Scharmützel, gewann aber bald mehr Bedeutung, als sich nach und nach die Callapoos in größerer Anzahl mit den Umbiquas vereinigten. Wir verloren nicht nur die im Umbiqua-Gebiete gewonnenen Vortheile, sondern mußten uns sogar allmählig bis zu dem Posten zurückziehen, dem wir unsere Rettung verdankten. Wir bestanden nur aus hundertundsechs Mann, während unsere Gegner vierhundertundachtzig zählten, und doch fiel ein Fünftel ihres Haufens in einem einzigen Nachmittag bei Gelegenheit eines verzweifelten Angriffs auf unseren Posten, der in einen bewunderungswürdigen Vertheidigungsstand gesetzt worden war.

---

dieser Vorrath reicht zu für ein kleines Häuflein, ist aber nicht im Stande, die Bedürfnisse einer Armee zu befriedigen.

Mit Ausnahme der großen Büffeljagden, bei welchen die Comanchen, die Apachen und die südlichen Shoshonen oft zu Tausenden ausziehen, betreten die indianischen Streiterhaufen ihren Kriegspfad in einer Art von Echelonage; das heißt, wenn die Shoshonen zum Beispiel zweitausend Mann gegen die Krähen ausschicken, so geschieht dies in etwa fünfzehn oder zwanzig Abtheilungen, deren jede von einem untergeordneten Häuptling befehligt ist. Der erste Haufen hat bloß zu recognosciren. Am andern Tage folgt der zweite, an dessen Spitze die großen Häuptlinge stehen, auf einer andern Fährte nach — so auch der dritte, bis sich drei- oder vierthalbhundert Mann vereinigt haben. Dann beginnen sie ihre Operationen; neue Haufen kommen, um die Stelle derjenigen, welche bedeutend gelitten haben, einzunehmen, bis auch diese sich zurückziehen, um für frische Mannschaft Platz zu machen. Jeder neue Ankömmling bringt die unterwegs gemachte Jagdbeute als Mundvorrath mit sich, so daß die Fechtenden nie der nöthigen Lebensmittel ermangeln. Hieraus wird der Leser ersehen, daß in einem Heere von etwa zweitausend Kriegern nur vier- oder fünfhundert wirklich kämpfen, es wäre denn, daß die Häuptlinge ihre Anzahl für zu klein hielten und deshalb Verstärkung herbeibeschieden.

Das Dach desselben war mit Kupferplatten bedeckt worden; desgleichen hatten wir auch in verschiedenen Theilen der Mauer Löcher angebracht, um unsere Kanonen benützen zu können, von denen der Feind keine Kunde hatte. Der erste Angriff war tapfer geführt und ihre Kugeln und Pfeile drangen in Menge durch unsere Schießscharten herein. Sie zeterten wie eine Million von Teufeln, als sie in gedrängten Haufen mit Leitern und Fackeln anrückten, und als sie noch sechszig Schritte entfernt waren, lösten wir unsere, mit Kartätschen geladenen Kanonen, die eine furchtbare Wirkung übten. Demungeachtet wich der Feind nicht zurück, sondern erhob sein Kriegsgeschrei und stürzte mit wahrhaft heldenmüthiger Entschlossenheit vorwärts. Die Kanonen wurden wieder abgefeuert; auch gaben wir eine volle Musketensalve, worauf vierzig unserer Leute einen Ausfall machten. Dieser letzte Angriff war unwiderstehlich; der Feind floh in allen Richtungen und ließ seine Verwundeten und Todten zurück. Am nämlichen Abend erhielten wir von der Ansiedelung her achtunddreißig Mann Verstärkung, welche einen großen Vorrath von Büffelfleisch und zwanzig schöne, fette Fohlen mitbrachten. Dies gereichte uns zu großem Troste, da wir schon mehrere Tage nur von unsern getrockneten Fischen hatten leben müssen.

Sieben Tage lang sahen wir nichts mehr von dem Feinde. Unsere Kundschafter spähten jedoch in allen Richtungen, und in einer Bay bei George-Point überraschte unser Langboot sechsunddreißig große Kähne, in welchen die Callapoos angelangt waren. Die Boote wurden zerstört und ihre Hüter scalpirt. Da die Hitze ungeheuer war, so beschlossen wir, uns nicht mehr in die Mauern des Postens einzuschließen, sondern bildeten ein geräumiges Lager an der Ostseite des Blockhauses, das wir mit sehr starken Bollwerken versahen. Wahrscheinlich hielten wir dadurch eine ansteckende Krankheit ab, denn der üble Geruch der getrockneten Fische und die dumpfe Luft des überfüllten Gebäudes hatte bereits auf viele

unserer Leute, namentlich auf die Verwundeten, einen sehr ungünstigen Einfluß geübt.

Nach Verlauf von acht Tagen kamen unsere Feinde schweigend und entschlossen wieder zum Vorschein. Sie wollten Rache nehmen oder sterben; es stand deshalb ein furchtbarer Kampf bevor. Sie lagerten in der kleinen offenen Prairie auf der andern Seite des Flusses und mochten ungefähr sechshundert Köpfe zählen.

Unser erster Kriegshaufen hatte die Bonnaxes überfallen und zerstreut, als sie auf dem Wege waren, sich den Flachköpfen anzuschließen; da sie also ihre Absicht nicht auszuführen vermochten, so verbanden sie sich mit den Cayusen und durchbohrten Nasen. Diese drei vereinigten Völker mußten nach einem verzweifelten Kampfe unserem zweiten Haufen weichen, und die Bonnaxes, verzweifelt durch ihre Verluste und die gewisse Aussicht ihres Untergangs, wenn die Shoshonen siegen sollten — schlossen sich jetzt an die Callapoos und Umbiquas an, die einen abermaligen Angriff auf unsere kleine Garnison im Schilde führten.

Wir wären in unserem Posten nothwendig erlegen, wenn die Flachköpfe eine Weile länger ausgehalten hätten; die unversöhnlichen Feinde der Letzteren, die Schwarzfüße, hatten jedoch die Gelegenheit dieses Feldzuges ersehen und einen Einfall in ihr Gebiet gemacht. Sie baten deshalb um Frieden, und nun schickten uns die beiden größeren Kriegshaufen Abtheilungen zu Hülfe. Wir waren durch unsere Läufer davon unterrichtet, und da ich zuvor mit meinem Vater die nöthigen Maßregeln besprochen hatte, brach ich allein auf, um mit unserer Hülfsmannschaft in den Gebirgspässen zusammenzutreffen. Die heimkehrenden Krieger bestanden aus siebenhundert Mann und hatten in ihren Feldzügen nicht mehr als dreizehn verloren. Sie theilten sich in drei Rotten, und es gelang ihnen, die Prairie, in welcher der Feind lagerte, zu umzingeln. Dann wurde ein Indianer ein paar Meilen weiter oben über den Fluß geschickt, um meinem Vater Nachricht zu bringen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Der Mond ging um ein Uhr Morgens auf. Zwei Stunden früher sollte die Garnison des Blockhauses, welche während einer viertägigen, harten Belagerung bereits viel gelitten hatte, das Feuerwerk abbrennen, das ich von den Mexikanern zu Monterey erhalten hatte, zugleich aber gut das Ufer auf ihrer Seite bewachen, denn wir wollten über den Feind herfallen, so lange noch die erste Ueberraschung über das ungewohnte Schauspiel anhielt. Alles ging, wie wir gedacht hatten. Bei der ersten Rakete sprangen die Bonnaxes, die Callapoos und die Umbiquas auf; aber ihrer Furcht vor einem Ueberfalle folgte bald bewunderndes Erstaunen, denn sie wußten wohl, daß sie von den Gegnern, welche sie vor sich hatten, nicht angegriffen werden konnten. Die Schwärmerkästen platzten, die Feuerräder warfen ihre großen Kreise von farbigen Funken, und die Wilden sahen in stummem Erstaunen zu. Aber ihrer Verwunderung folgte Furcht vor einer übernatürlichen Thätigkeit; Verwirrung verbreitete sich unter ihnen, und ihr Schweigen wurde zuletzt durch Hunderte von lauten Stimmen unterbrochen!! Jetzt war der Augenblick gekommen; die zwei Shoshonenhaufen stürzten über ihre erschreckten Opfer her, und als eine Stunde später der Mond über die Prairie aufging, fielen seine milden Strahlen auf vierhundert Leichen. Der ganze Streiterhaufen der Bonnaxes und Umbiquas war gänzlich vernichtet. Die Callapoos, die nur wenig gelitten hatten, zerstreuten sich schon im Anfange des Kampfes und flüchteten sich nach der Küste.

So endete die große Föderation gegen die Shoshonen, von denen die Ueberlieferungen des Landes noch nach Jahrhunderten sprechen werden. Diesen wilden Ereignissen folgte jedoch ein schwerer Verlust für mich. Mein Vater hatte, trotz seines hohen Alters, während des letzten Angriffs auf den Posten große Thätigkeit gezeigt und sich großen Entbehrungen und Anstrengungen unterzogen; als jedoch Alles vorüber war und die Büchsenkugeln nicht länger um sein Ohr zischten, erlag seine Kraft, und zehn Tage nach dem

Bayerische Staatsbibliothek München

Kampfe starb er an Alter, Erschöpfung und Kummer. Ich begrub ihn einige Meilen von der Küste des stillen Weltmeers. Die wilden Blumen, die auf seinem Grabe wachsen, werden genährt durch das klare Wasser des Nu=elijé=sha=wako, und der ganze Stamm der Shoshonen wird noch lange wachen über dem Aschenhügel des Bleichgesichts aus einem fernen Lande, der ihr Freund und Lehrer war.

Meine beiden Freunde, Gabriel und Roche, waren bei dem letzten Sturme schwer verwundet worden, und es stand geraume Zeit an, bis sie wieder genasen.

Wir verbrachten den Rest des Sommers mit dem Erbauen von Luftschlössern und nahmen uns vor, endlich den Winter zu Monterey zu verbringen. Das Schicksal hatte es jedoch anders beschlossen und eine Reihe von Abenteuern, deren Strom ich nichts entgegensetzen konnte, riß mich durch viele wilde Schauplätze und Gegenden, die ich dem Leser zu schildern gedenke.

Eilftes Kapitel.

Zu Anfang des Herbstes, einige Monate nach dem Tode meines Vaters, jagte ich mit meinen zwei Kameraden Gabriel und Roche in den Prairieen des Südens östlich von der Buona Ventura. Wir hatten eines Abends eine gute Jagd gehabt und waren sehr aufgeräumt. Meine beiden Freunde hatten ein Thema begonnen, über das sie sich nie erschöpfen konnten: der Eine sprach von den Wundern und Sehenswürdigkeiten seiner Vaterstadt Paris, während der Andere mit der ihm angeborenen Beredtsamkeit die Schönheiten seiner Heimath schilderte und alte irische Legenden erzählte, welche mir ebenso seltsam als hochpoetisch vorkamen.

Da sahen wir uns plötzlich durch einen Haufen von sechszig Arrapahoes umzingelt. An Widerstand oder Flucht war natürlich nicht zu denken. Sie behandelten uns jedoch ehrenhaft und begnügten sich, uns scharf zu bewachen und unsere Flucht zu verhindern. Sie wußten, wer wir waren, und obgleich mein Pferd, mein Sattel und meine Büchse an sich schon eine schöne Beute für jeden Häuptling gewesen wäre, so wurde uns doch nichts abgenommen.

Ich kannte den Führer und redete ihn folgendermaßen an:

„Was habe ich dem Morgenstern der Arraphoes gethan, daß ich gefangen und bewacht werde, wie ein Schaf der Wachinangoes?"

Der Häuptling lächelte und legte seine Hand auf meine Schulter.

„Die Arraphoes," entgegnete er, „lieben den jungen Owato Wanisha und seine blaßgesichtigen Brüder, denn sie sind große Krieger und können ihre Feinde schlagen mit schönen blauen Feuern vom Himmel. Die Arrapahoes wissen Alles; sie sind ein weises Volk. Sie wollen Owato Wanisha in ihren eigenen Stamm nehmen, damit er ihnen seine Geschicklichkeit zeige und sie zu Kriegern mache. Er soll genährt werden mit den fettesten und süßesten Hunden. Er wird ein großer Krieger seyn unter den Arrapahoes. So wollen es unsere Propheten. Ich gehorche dem Willen der Propheten und des Volkes."

„Aber," antwortete ich, „mein Manitou wird mich nicht hören, wenn ich ein Sklave bin. Der Blaßgesichts-Manitou hat nur Ohren für freie Krieger. Er wird mir sein Feuer nicht leihen, wenn nicht Zeit und Raum mein Eigenthum sind."

Der Häuptling unterbrach mich:

„Owato Wanisha ist kein Sklave, kann nie ein Sklave seyn. Er ist bei seinen guten Freunden, welche über ihn wachen, sein Feuer anzünden, ihre schönsten Decken in seinem Zelte ausbreiten und es mit dem besten Wilde aus den Prairieen füllen werden. Seine Freunde lieben den jungen Häuptling, aber er muß ihnen nicht entfliehen wollen, sonst macht der böse Geist die jungen Arrapahoes

trunken, wie einen viehischen Krähen, und regt sie auf, daß sie in ihrer Thorheit das Blaßgesicht tödten."

Da wir vorderhand nichts versuchen konnten, fügten wir uns in unser Schicksal und ließen uns auf einem langen, traurigen Wege bis an die östlichen Ufer des westlichen Rio Colorado führen, wo wir in einem der zahlreichen und schönen Arrapahoedörfer anlangten. Hier verbrachten wir den Winter in einer Art ehrenvoller Gefangenschaft. Ein Fluchtversuch würde das Signal zu unserem Tode oder doch zu strengerer Bewachung gegeben haben. Rings umher waren weite, sandige Wüsten, von den Clubs oder Piusen bewohnt, einem grausamen Volksstamme, unter dem sich sogar Kannibalen befinden. Ueberhaupt sind die meisten Stämme am Colorado Menschenfresser, und selbst die Arrapahoes machen hievon bei gewissen Gelegenheiten keine Ausnahme. Einmal trafen wir auf ein verlassenes Lager der Clubmänner und fanden daselbst die Ueberreste von ungefähr zwanzig Körpern, deren Knochen augenscheinlich mit so viel Hochgenuß abgenagt waren, als vielleicht ein Fasanenflügel von einem europäischen Epicuräer. Der Winter entschwand uns düster genug, was wohl Niemand wundern wird. Außer einigen schönen Hainen, die man hie und da wie Oasen in der Sahara findet, ist der ganze Strich schrecklich uneben und unfruchtbar. Vierzig Meilen über dem Golf von Californien hört der Colorado auf, schiffbar zu seyn, und bietet siebenhundert Meilen weit, bis zu seinen Quellen hinauf, nichts als eine ununterbrochene Reihe rauschender Wasserfälle, die durch eine Kette von fünf oder sechshundert Fuß hohen, senkrechten Felsen begränzt sind, während es sonst den Anschein hat, als sey das ganze Land rings umher bis in den Mittelpunkt von heftigen vulkanischen Eruptionen erschüttert worden.

Endlich war der Winter vorüber, und mit den ersten Wochen des Frühlings erneuerte sich unsere Hoffnung auf Rettung. Die Arrapahoes ließen in ihrer Wachsamkeit nach und boten uns sogar an, wir sollten sie auf einem Ausfluge nach dem Osten begleiten.

Wir gingen natürlich mit Freuden darauf ein und gelangten so in die schönen Prairieen von Nord-Sonora. Das Glück begünstigte uns. Die Arrapahoes verfolgten eines Tages eine Spur von Apaches und Mexikanern, um sie zu überraschen und zu tödten, fielen aber in eine Schlinge, so daß ihrer Viele zu Grunde gingen.

Wir trugen kein Bedenken, unsere bisherigen Herren zu verlassen, sondern spornten unsere rüstigen Rosse und fanden bald, daß unsere Befreier eine Abtheilung von Beamten waren, die von Monterey nach Santa Fé reisten und als Geleite zweiundzwanzig Apachen nebst zwölf oder fünfzehn Cibolerosfamilien mitgenommen hatten. Ich kannte die Beamten und freute mich sehr, Nachrichten von Californien zu erhalten. Isabella war noch so schön als je, aber nicht mehr so leichtherzig. Padre Marini, der Missionär, hatte sich nach Peru eingeschifft, und die ganze Stadt Monterey lachte, tanzte, sang und liebte noch immer, wie zu der Zeit, da ich sie verlassen hatte.

Die Beamten gestatteten bereitwillig, daß ich sie nach Santa Fé begleitete, von wo aus ich mit der nächsten Caravane leicht nach Monterey zurückkehren konnte.

Ein Wort über die Ciboleros dürfte nicht uninteressant seyn. Jedes Jahr begeben sich große Abtheilungen von Mexikanern, einige mit Maulthieren, andere mit Ochsenkarren, in die Prairieen, um ihre Familien mit Büffelfleisch zu versorgen. Sie betreiben ihre Jagd meistens zu Pferd; ihre Waffe besteht in dem Pfeil, in der Lanze oder bisweilen auch in einem Gewehre, während sie ihre Beute auf die Karren oder Maulesel laden. Sie finden es nicht schwer, ihr Fleisch auch mitten im Sommer zu erhalten, indem sie es in dünne Schnitten zerlegen, in der Sonne ausbreiten, oder in der Eile wohl auch das ganze Thier braten.

Während des Einpöckelns befolgen sie oft die indianische Gewohnheit, das Fleisch mit den Füßen zu treten; sie sagen, dies trage zur Erhaltung bei.

Hieraus gewinnen wir einen merkwürdigen Beleg für die außerordentliche Reinheit der Atmosphäre in jenen Gegenden. Neben dem Wagen ist von einer Ecke bis zur andern eine Leine gezogen, an der die Fleischstücke hängen bleiben, bis sie eingepackt werden können. Dies geschieht ohne Salz, und doch geht das Fleisch nur selten in Fäulniß über.

Sehr interessant ist die optische Täuschung, welche die feine und durchscheinende Atmosphäre dieser Hochebene bietet. Man könnte fast glauben, man blicke durch ein Fernglas, denn die Gegenstände erscheinen oft kaum in dem vierten Theile ihrer wahren Entfernung — häufig aber auch viel größer und namentlich weit höher. Ich habe oft Antilopenhaufen für Triebe von Elennthieren oder wilden Pferden gehalten, in größerer Entfernung sogar für Reiter, was nicht selten zu einem blinden Lärm Anlaß gab. Eine Büffelheerde auf einer fernen Ebene zeigt sich oft so, daß ein ungewohntes Auge sie für einen großen Wald halten könnte.

Eine höchst wunderbare, mitunter aber auch sehr quälende Erscheinung ist die Mirage, oder, wie sie gewöhnlich von den mexikanischen Reisenden genannt wird, „das lügende Wasser.“ In den dürren Ebenen, wo ein Teich so gelegen käme, werden oft sogar die erfahrenen Prairiejäger durch derartige Phänome getäuscht. Der durstige Wanderer erblickt nach stundenlangem Placken unter einem sengenden Himmel endlich einen Weiher — ja, es muß Wasser seyn — es sieht zu natürlich aus, als daß hier eine Täuschung obwalten könnte. Er beschleunigt seine Schritte in der süßen Vorahnung eines erfrischenden Trunkes, aber wie er näher kömmt, weicht das Truggebilde zurück, oder verschwindet ganz; steht er dann endlich auf der muthmaßlichen Stelle desselben, so möchte er seinen eigenen Augen mißtrauen, wenn er nichts als trockenen Sand unter seinen Füßen findet. Erst nach vielen Täuschungen verzichtet er auf solche Wasserspuren und läßt vielleicht

auch einen wirklichen Teich unbeachtet, weil er abermals genarrt zu werden fürchtet.

Die Theorie derartiger trügerischer Wassergebilde, so weit ich davon Kunde erhielt (!), hat mich nie befriedigt. Gewöhnlich schreibt man sie einer Refraktion zu, durch welche ein Abschnit des Himmelsgewölbes unter den Horizont geworfen wird; ich bin übrigens überzeugt, daß sie eine Wirkung der Reflektion sind. Ein Gas, das wahrscheinlich der erhitzten Erde und ihren vegetabilischen Stoffen entströmt, schwimmt über den Hochebenen und besitzt hinreichende Dichtigkeit, um, wenn es in schiefer Richtung betrachtet wird, die jenseitigen Gegenstände zu reflektiren; in dieser Weise gibt der gegenüberliegende Theil des Himmels der Gasmasse, in welcher er sich wiederspiegelt, das Aussehen des Wassers.

Einen Beweis für meine Behauptung gibt der Umstand, daß ich oft bemerkt habe, wie die fernen Erdhügel und Bäume, welche jenseits der Mirage, in der Nähe des Horizonts, lagen, in dem „Teiche" deutlich umgekehrt erschienen. Wäre nun das Phänomen ein Resultat der Refraktion, so müßten sich diese Gegenstände auch unter der scheinbaren Oberfläche aufrecht zeigen.

Ueberhaupt bemerkt man auf diesen Ebenen viele sonderbare athmosphärische Naturspiele, die dem Forscher ein reiches Feld für interessante Untersuchungen geben würden.

Wir hatten eine sehr angenehme Reise, obgleich wir mitunter schwer vom Hunger heimgesucht wurden. Gabriel, Roche und ich waren jedoch zu glücklich, um darüber Klage zu führen.

Wir machten eben erst eine bittere und lange Sklaverei abgeschüttelt und waren außerdem der magern, zähen Hunde herzlich satt, welche den Winter über die einzige Nahrung der Arrapahoes sind. Die Apachen, welche von unsern Thaten gehört hatten, zeigten uns große Achtung; indeß verdankten wir doch ihre Geneigtheit vornemlich der Geschicklichkeit unsers Irländers auf der Violine. Ein mexikanischer Beamter, der im letzten Herbst von Mon-

terey nach Santa Fé abberufen worden war, hatte nämlich ein derartiges Instrument am ersteren Orte zurückgelassen. Da es eine schöne, alt-italienische Geige war, die ohne Zweifel einen bedeutenden Werth besaß, so hatte der Eigenthümer einen der Beamten gebeten, sie mitzubringen, und so befand sie sich nun bei dem übrigen Gepäcke auf einem Cibolero-Wagen. Wir bemerkten dies bald und trösteten uns, wenn wir nichts zu essen kriegen konnten, mit Musik. So müde wir auch waren, konnten wir doch in unsern Standquartieren noch stundenlang tanzen — „wenigstens die Blaßgesichter" — bis der arme Roche vor Erschöpfung kaum mehr seine Finger zu rühren vermochte.

Endlich wurden wir unseres erzwungenen Fastens enthoben und konnten nun mit Verachtung auf die bescheidenen Stachelbirnen niederblicken, die so manchen langen Tag unsere einzige Nahrung gewesen waren. Täglich kamen uns jetzt Heerden von fetten Büffeln in den Wurf, und wir verfolgten rüstig die stämmigen Prairieenherren. Einer davon stieß jedoch mein Pferd zu todt und würde ohne Gabriels sicher gezielte Kugel wahrscheinlich auch meinen Abenteuern ein Ende gemacht haben, denn thörichterweise hatte ich meine Büchse gegen Bogen und Pfeile vertauscht, um meine Geschicklichkeit zu zeigen. Diese Eitelkeit kam mich theuer zu stehen, denn obgleich der Bulle ein schönes Thier war, und sieben Pfeile in seinem Halse stecken hatte, verlor ich doch eines der besten Pferde des Westens, und auch mein rechtes Bein wurde bedeutend verletzt.

Da ich in Erfahrung brachte, wir träfen unmittelbar auf unserem Wege eine große Republik von Prairiehunden,*) so ging

---

*) Der Prairiehund oder das Wiesenmurmelthier, Arctomys Ludoviciana, hat den Namen von der Aehnlichkeit seines Rufes mit dem Bellen eines jungen Hundes; Länge 16", Schwanz 3"; Pelz röthlich braun, an den Spitzen grau, Bauch schmutzig weiß, Ohren abgestutzt, überall drei Klauen. Ihre Höhlen finden sich in den höher liegenden Gegenden und sind nur auf ge-

ich mit meinen beiden Begleitern voraus, um ihre Niederlassung zu besuchen. Wir hatten dabei einen doppelten Zweck im Auge, denn erstlich gedachten wir, einen dieser Freistaaten, von denen die Prairiereisenden so viel erzählt haben, in Augenschein zu nehmen, und zweitens wollten wir uns einen hübschen Braten holen, da das Fleisch dieser Thiere vortrefflich schmeckt.

Sechs oder sieben Meilen weit führte uns unser Weg an den Seiten eines sanftansteigenden Gebirges hin. Auf der Höhe angelangt, fanden wir ein schönes Tafelland ausgebreitet, das nach allen Richtungen hin meilenweit reichte. Der Boden schien ungemein reich zu seyn und war üppig mit Musquit-Bäumen bewachsen. Das krause Musquito-Gras gehörte zu der süßesten und nährendsten Art, und die Hunde, die einzig hievon leben, schlagen ihre Stätte nur an solchen Orten auf, wo es in Hülle vorhanden ist.

Nachdem wir diese schöne Prairie erreicht hatten, gelangten wir bald zu den Außenposten des Hundestaates. Ein paar einzelne Thiere lungerten umher und brachten durch ihr kurzes, scharfes Kläffen ihre ganze Stammgenossenschaft in Aufruhr.

Das erste Gefahrsignal, von den Vorposten aus gegeben, reichte bald bis in den Mittelpunkt der Stadt, und nun sah man in allen Richtungen nichts als ein hurtiges Trappeln dieser quecksilbernen und aufregbaren Ortsbürger, indem jeder nach seiner Hütte oder seinem Loche eilte. So weit das Auge reichen konnte, breitete sich

---

wisse Plätze beschränkt, welche man Wiesenhundgärten nennt, einige nur etliche Morgen, andere mehrere englische Meilen groß. In jedem Bau wohnen sieben-bis acht Stück; sie stoßen Erdhaufen auf, anderthalb Schuh hoch und zwei bis drei Fuß breit, um die herum sie bei schönem Wetter gerne spielen, bei Gefahr aufrecht horchen und dann plötzlich in ihre Löcher fallen, so daß man sie nicht erreichen kann. Ihr Kessel enthält ein großes, so dicht gefilztes Nest von Gras, daß man es fortrollen kann. Die Höhlen sind gewöhnlich zwanzig Schuh von einander. Sie halten Winterschlaf, wobei sie den Eingang verstopfen, aber nichts eintragen. **Oken.**

die Stadt aus, und in allen Richtungen war das Schauspiel das gleiche. Wir ritten gemächlich weiter, bis wir auf dem bevölkerteren Theile der Ansiedelung angelangt waren, wo wir Halt machten und uns, nachdem wir unseren Pferden zum Zwecke des Weidens die Zügel abgenommen hatten, zu einem regelmäßigen Angriffe auf die Ortsbürgerschaft anschickten.

Die Löcher standen nicht mehr als fünfzehn Schritte von einander und hatten nach verschiedenen Richtungen wohlbetretene Pfade; ja, ich glaubte sogar, in Anlegung der Straßen eine gewisse Regelmäßigkeit entdecken zu können.

Wir setzten uns auf einen Aufwurf unter dem Schatten eines Musquitbaums und betrachteten mit Muße das vor uns liegende Schauspiel. Unsere Ankunft hatte sämmtliche Thiere in unserer unmittelbaren Nachbarschaft nach ihrer Wohnung getrieben, aber einige hundert Ellen weiter saß auf dem kleinen Erdhügel vor einer Höhle ein Thier auf seinen Hinterbeinen und blickte ruhig umher, um sich von der Ursache des kürzlichen Getümmels zu überzeugen. Hie und da verließ ein einzelner Bürger, der wagehalsiger war, als sein Nachbar, seine Wohnung, um einen Kameraden zu besuchen; er mochte wohl mit demselben ein paar Worte zu sprechen haben, und trappelte dann wieder zurück, so schnell ihn seine Beine tragen konnten.

Da wir uns ganz still verhielten, so bemerkten wir endlich, daß einige unserer nähern Nachbarn ihre Köpfe vorsichtig aus ihren Löchern steckten und mit pfiffigem Spähen umherschauten. Endlich tauchte hin und wieder ein Hund aus seiner Wohnung auf, hockte auf seinen Lugaus, schüttelte den Kopf und begann zu kläffen.

Wir bewachten drei Stunden die Bewegungen dieser Thiere, und langten gelegentlich eines davon mit unsern Büchsen ab. Unsere Ausbeute betrug nicht weniger, als neun Stück. Ich muß hier eines im höchsten Grade sonderbaren Umstandes erwähnen,

welcher Zeugniß ablegt von dem geselligen Tone dieser Thiere und von der Liebe, die sie zu einander hegen.

Eines davon hatte sich auf einen Erdhaufen vor seinem Loche gesetzt und bot uns ein schönes Ziel, während der Kopf eines Kameraden, der wahrscheinlich zu schüchtern war, um sich weiter auszusetzen, aus dem Eingange hervorguckte. Eine wohlgerichtete Kugel streifte dem ersten Hunde den ganzen obern Theil des Schädels ab und schmetterte ihn zwei oder drei Fuß von seinem Posten todt nieder. Während wir wieder luden, kam der andere keck heraus, ergriff seinen Kameraden bei einem Beine, und hatte ihn, ehe wir an dem Loche anlangten, vollkommen aus unserm Bereiche gezogen, obgleich wir's versuchten, ihn mit den Ladstöcken herauszulangen.

Es lag Gefühl in dieser Handlungsweise, — so zu sagen etwas Menschliches, was die Thiere in meiner Achtung hob, und ich schoß später nie wieder einen Präriehund, wenn ich nicht durch äußersten Hunger dazu getrieben wurde.

Der Prairiehund ist von der Größe eines Kaninchens, etwas schwerer und gedrungener vielleicht, hat aber viel kürzere Beine. Dem Aeußern nach hat er Aehnlichkeit mit dem Erdschweine des Nordens, obgleich er ein wenig kleiner ist, als das Letztere. Die Prairiehunde sind gesellig und leben nie allein, wie andere Thiere, sondern finden sich stets als ganze Dörfer oder große Ansiedelungen. Wenn man sie nicht stört, sind sie ein wildes, fröhliches, unruhiges Völklein, das stets auf dem Zuge ist. Sie scheinen ein besonderes Vergnügen daran zu haben, ihre Zeit zu verplaudern und von Loch zu Loch bei ihren Gevattern Besuche zu machen; wenigstens möchte man dies aus ihrem Treiben glauben. Alte Jäger sagen, wenn sie einen guten Ort für ein Dorf finden und kein Wasser zur Hand haben, so graben sie einen Brunnen, um die Bedürfnisse der Gemeinde zu befriedigen.

Bei mehreren Gelegenheiten kam ich ihren Dörfern, ohne be-

merkt zu werden, so nahe, daß ich ihre Bewegungen beobachten konnte. In einer dieser Ansiedelungen sah ich im Mittelpunkte einen sehr großen Hund, der vor seiner Thüre oder am Eingange seines Bau's saß und, so viel ich aus seinem eigenen Treiben und dem seiner Nachbarn entnehmen konnte, der Präsident, Schuldheiß oder Häuptling zu seyn schien; jedenfalls war er der „große Hund“ des Platzes.

Ich bewachte wenigstens eine Stunde die Bewegungen dieser kleinen Gemeinde, während welcher Zeit der erwähnte große Hund wenigstens ein Dutzend Besuche von seinen Kameraden erhielt, welche eine Weile Halt machten, mit ihm plauderten und dann wieder nach ihrem Wohnsitze eilten. Diese ganze Zeit über wich er keinen Augenblick von seinem Posten, und es kam mir vor, als bekunde er in seinem Benehmen eine gewisse Würde, welche ich bei denjenigen, die sich mit ihm unterhielten, nicht entdecken konnte. Ich will nicht behaupten, daß diese Besuche Geschäftssachen betrafen oder etwas mit der Regierung des Dorfes gemein hatten, indeß gewann es doch ganz einen derartigen Anschein. Wenn Thiere mit Schlußvermögen begabt sind, oder ihren gesellschaftlichen Verband durch systematische Gesetze zu regeln vermögen, so möchte man dies von den Prairiehunden behaupten.

In verschiedenen Theilen des Dorfes sah ich die Angehörigen hüpfen, scherzen, sich besuchen und hin und wieder Purzelbäume in ihre Löcher machen; mit Einem Worte, sie schienen alle Arten von Kurzweil zu treiben. Ich bemerkte auch eine besondere Art von Eulen unter ihnen, die sich jedoch den Spielen nicht anschlossen, obgleich sie mit den Hunden auf einem guten Fuß zu seyn schienen und in denselben Löchern aus- und eingingen, als wären sie Familienangehörige, oder doch wenigstens Gäste. Auch Klapperschlangen wohnen in diesen Dörfern, obgleich die unter den Mexikanern herrschende Ansicht, als ständen sie auf geselligem Fuße mit den Hunden, ganz lächerlich und grundlos ist.

Die Schlangen möchte ich als Landstreicher betrachten, die sich nicht so leicht von den regelmäßigen Einwohnern abschütteln lassen und die Wohnungen der Hunde benützen, weil sie anderswo keine gemächlichere Quartiere finden können. Wir erlegten eine derartige Bestie in der Nähe eines Baues; sie hatte ein frischgeworfenes Hündlein im Leibe, obschon ich nicht glaube, daß sie über ausgewachsene Thiere Herr zu werden im Stande ist.

Die von uns besuchte Stadt war mehrere Meilen lang und wenigstens eine Meile breit. Rund umher und in der Nachbarschaft befanden sich kleine Dörfer, gleichsam als Vorstädte. Wir zündeten ein Feuer an und kochten drei der erlegten Thiere. Das Fleisch war ungemein süß, zart und saftig, ungefähr wie das des Eichhörnchens, aber fetter.

Zwölftes Kapitel.

Unter den Apachen, die uns begleiteten, waren auch zwei Comanchen, welche vor fünfzehn Jahren Zeugen von dem Tode des bekannten Overton gewesen waren. Da dieser Unglückliche eine kurze Zeit als englischer Agent bei der Pelzkompagnie thätig war, so wird sein wildes, romantisches Ende wahrscheinlich für die vielen Leser, die ihn kannten, Interesse haben; jedenfalls gibt die Erzählung ein Beispiel von der gesetzlosen Laufbahn, zu welcher Viele in der westlichen Wildniß ihre Zuflucht nehmen.

Vor etwa vierundvierzig Jahren hatte sich ein spanischer Händler am Fuße der Grünen Gebirge unter einem Stamme der Tonquewas *)

*) Die Tonquewas sind Abkömmlinge der Comanchen.

niedergelassen. Er lebte mit einer indianischen Squaw sehr gemächlich und zahlte keine Steuern, indem er im Gegentheil hin und wieder von den Ansiedelungen der Provinz Santa Fé sogar Abgaben in der Form des sogenannten schwarzen Zinses erhob. Bei Gelegenheit eines seiner Ausflüge wurde er jedoch ergriffen und gehangen — ein Ereigniß, das sowohl bei den Spaniern, als den Tonquewas bald in Vergessenheit gerieth. Er hatte außer seiner Indianerin und einem Kinde ein beträchtliches Vermögen zurückgelassen, das der Stamm für sich einzog, indem er die Wittwe und ihren Sprößling abschüttelte. Sie gerieth zufällig in die Hände eines lustigen, unverheiratheten, canadischen Schlingenjägers, der, aus Ermangelung einer besseren, die Squaw zum Weibe nahm.

Mittlerweile hatte die junge Halbzucht das Alter der Mannbarkeit erreicht und entwickelte frühzeitig ein wunderbares Talent für Sprachen. Die Squaw starb, und der Jäger, der jetzt an die glücklichen Tage zurückdachte, welche er unter dem civilisirten Volke des Ostens verlebt hatte, beschloß, zu demselben zurückzukehren und den jungen Mengling, den er in Folge des langen Umgangs lieb gewonnen hatte, mit sich zu nehmen. Sie kamen nach St. Louis, wo der junge Mensch bald genug Englisch lernte, um sich verständlich zu machen, und als er eines Tages seinen Stiefvater, der die Osagen besuchen wollte, begleitete, ermordete er denselben unterwegs, bemächtigte sich seines Pferdes, seines Gewehrs und der übrigen Habe, um für sich selbst anzufangen.

Geraume Zeit fiel kein Verdacht auf ihn, und wenn es auch der Fall gewesen wäre, so würde er sich sehr wenig darum bekümmert haben. Er zog von Stamm zu Stamm und führte ein unthätiges Leben, das seinem Geschmacke trefflich zusagte; und da er den Indianern in ihrem Verkehre mit den Weißen als Dolmetscher sehr nöthig wurde, so ließ man ihn treiben, was er eben mochte. Er liebte jedoch ein unstätes Leben, und die Händler, welche ihn bald unter den Pawnies oder Comanchen, bald unter den Krähen

oder Tonquewas sahen, gaben ihm den Beinamen „Turn=Over," der später vermöge einer Inversion in Over=Turn überging; daraus das corrumpirte Overton.

Nachgerade entdeckte männiglich, daß Overton ein großer Spitzbube war; da man ihn jedoch gut brauchen konnte, so beschäftigte ihn die englische Kompagnie von Canada und bezahlte ihn gut. Wie jedoch seine Prinzipale in Erfahrung brachten, daß er fast stets betrunken sey und keinen Anstand nehme, sich Dinge zuzueignen, an die er kein Recht hatte, so entließen sie ihn seiner Dienste, und Overton kehrte zu seiner früheren Lebensweise zurück. Nun machten ihm einige Yankees Vorschläge, die er annahm; welcher Art dieselben waren, läßt sich nicht genau angeben, indeß kann man sich den Inhalt ihrer Vorträge leicht denken, wenn man weiß, daß die Yankees es für eine sehr preiswürdige Handlung halten, im Verkehre die Indianer unter Mitwirkung eines schuftigen Dolmetschers zu betrügen, der natürlich für seinen Verrath eine Quote an dem Profit zieht. Eine Zeit lang vertrugen sich Prinzipale und Dolmetscher vortrefflich mit einander, und da in den vereinigten Staaten nichts wohlfeiler ist, als ein militärischer Titel, so erhielt die Halbzucht Stiefel, Sporen, einen Rock mit Aufschlägen, einen Degen und den Titel Obrist.

Trotz ihrer Schlauheit waren die Yankees dem Obristen Overton doch bei Weitem nicht gewachsen, denn er betrog sie eben so gut, als er die Indianer hinterging. Die heilige Alliance wurde daher endlich aufgelöst. Er zog sich jetzt nach dem Gebirge zurück und begann unter dem Schutze der mexikanischen Regierung ein allgemeines Plünderungssystem, das er eine Zeit lang mit Glück betrieb. Seine gewöhnlichste Methode bestand darin, daß er im Tausche zwischen den Wilden und den Händlern die Mittelsperson machte. Wenn nun beide Partieen einig geworden waren, sprachen sie natürlich in ihrer guten Laune dem Glase zu, und jetzt war für den Obristen die Zeit vorhanden, zu handeln. Die Indianer

machte er glauben, daß die Händler nur warteten, bis sie schliefen, um sie zu erschlagen und ihre Güter wieder zurückzunehmen. Dasselbe Mährchen band er auch den Händlern auf, und es folgte ein Kampf, der um so schrecklicher wurde, je betrunkener die betreffenden Personen waren. Dann lud der Obrist, unter dem Vorwande, Alles in Sicherheit zu bringen, mit einigen in seinem Dienste stehenden Halunken das Pelzwerk und die Güter auf die Maulthiere, begab sich nach Santa Fé und veräußerte seine Beute um den dritten Theil des Werths. Niemand kümmerte sich darum, wie er dazu gekommen war; man kaufte wohlfeil ein, und ein solcher Handelsmann ist stets willkommen.

Seine derartigen Schliche und die offenen Räubereien mehrten sich bald so sehr, daß Overton der Schrecken der Gebirge wurde. Die Wilden schworen, ihn zu scalpiren; die Canadier gelobten, er solle ihnen zu Tode tanzen; die Engländer drohten ihm mit dem Galgen, und die Yankees wollten ihn eine indianische Tortur erstehen lassen. Auch die Mexikaner, die ihren Liebling nicht länger schützen konnten, setzten einen Preis auf seinen Kopf. Unter solchen Umständen warf Overton einen Groll auf die Gesellschaft; er verbarg sich und ließ zwei Jahre lang nichts von sich hören, bis eines Tages eine Abtheilung von Comanchen und Tonquewas, die von einem Ausfluge heimkehrten, einen Mann zu Pferde bemerkten. Sie erkannten Overton und machten alsbald Jagd auf ihn.

Die Verfolgung dauerte lange. Overton ritt ein kräftiges, edles Roß, aber der Grund war uneben und gebirgig, so daß er seinen Feinden nicht aus dem Gesichte kommen konnte. Er erreichte übrigens eine Platform, die mit schönen Fichten bedeckt war, und er hielt sich jetzt für geborgen, da sich auf der andern Seite des Gehölzes ein langes, ebenes Thal befand, welches sich viele Meilen weit ausdehnte; dort hoffte er seine Verfolger hinter sich zu bringen und zu entkommen. Wie ein Pfeil schoß er dahin, während das schreckliche Gezeter seiner Feinde noch immer in seine Ohren drang. Er spornte

das bereits von Schaum bedeckte Thier und erreichte die Ebene, fand aber zu seinem Schrecken und Erstaunen, daß zwischen ihm und dem Thale eine furchtbare Kluft lag, fünfundzwanzig Fuß breit und zweihundert Fuß tief, mit scharfen Felsenzacken, die so zahlreich waren, wie die Dornen der Stachelbirne. Was konnte er anfangen? Sein müdes Roß weigerte sich, den Sprung zu thun, und hinter sich vernahm er deutlich die Stimmen der Indianer, welche sich gegenseitig ermunterten.

An dem Rande der Kluft lag ein hohler Baumstamm, den man wahrscheinlich herbeigeschleppt hatte, um hier eine Brücke anzulegen. Overton stieg ab, führte sein Pferd bis an den Abgrund und stachelte es mit dem Messer; das edle Thier sprang, aber seine Kräfte waren zu sehr erschöpft, um über die Schlucht wegzusetzen; seine Brust stieß an der entgegengesetzten Kante an, worauf es von Klippe zu Klippe in den Abgrund hinunterstürzte. Sobald dies geschehen war, kroch der Flüchtling nach dem Baumstamm und verbarg sich unter demselben, in der Hoffnung, dennoch zu entkommen; aber vergeblich — denn die Wilden hatten ihn in dem nämlichen Augenblick, als sie aus dem Walde auftauchten, gesehen und in wenigen Minuten den Baumstamm umringt. Da sie nun ihrer Beute sicher waren, so wünschten sie ihn für eine geraume Zeit auf eine moralische Folter zu spannen, indem sie thaten, als wüßten sie nicht, wo er wäre.

„Er hat hinübergesetzt," sagte der Eine; „es war der volle Sprung eines Panthers. Wollen wir umkehren, oder hier Lager schlagen?"

Die Indianer kamen überein, eine kurze Frist hier auszuruhen und begannen ein Gespräch. Der Eine betheuerte, wenn er je Overton auffinde, so müsse ihm der Kerl seine eigenen Eingeweide auffressen. Ein Anderer sprach von glühenden Eisen. Kurz, keine Marter blieb unberührt, und die Lage des elenden Overtons muß schrecklich gewesen seyn.

„Sein Scalp ist hundert Dollar werth," sagte der Eine.

„Wir kriegen ihn schon noch," entgegnete ein Anderer.

„Nun wir aber hier sind, können wir ebensogut uns lagern und Feuer anmachen; da ist ein Stamm."

Overton bemerkte jetzt, daß er verloren war. Unter dem Baumstamme hervor warf er einen Blick um sich: da standen die grimmigen Krieger, die Bogen in ihren Händen und bereit, ihn bei der ersten Bewegung zu tödten. Er merkte jetzt, daß die Wilden ein grausames Spiel mit ihm getrieben hatten und sich freuten über die schreckliche Ungewißheit, in der er sich befand. Er war war ein Schurke, aber doch tapfer und hatte zuviel Rothhautblut in seinen Adern, als daß er nicht seine Feinde hätte täuschen mögen; er beschloß daher, sich verbrennen zu lassen und den grausamen Verfolgern so ihren Spaß zu verderben. Der Indianer rechnet sich's zum Ruhme, bis auf den letzten Augenblick den Tod zu verhöhnen, und gibt selbst unter den peinlichsten Foltern nur selten durch Schmerzensausrufe das körperliche Leiden zu erkennen.

Der Stamm war bald von Aesten und Blättern umgeben; sie wurden angezündet und die Barbaren sahen stillschweigend zu. Aber Overton hatte seine Standhaftigkeit überschätzt; sein Blut war im Grunde doch nur zur Hälfte indianisch, und als die Flamme seine Kleider erfaßte, vermochte er sich nicht länger zu halten. Er brach aus dem Feuer hervor und rannte zweimal in dem Kreise seiner Quälgeister umher. Sie waren still wie das Grab und keine Waffe wurde nach ihm gezielt — als er plötzlich mit der vollen Kraft der Verzweiflung durch den Kreis brach und einen furchtbaren Sprung über den Abgrund nahm. So unglaublich es auch scheinen mag, gewann er mehr als zwei Fuß von dem Boden der entgegengesetzten Seite, und die Wilden stießen einen Schrei der Bewunderung aus. Aber Overton war erschöpft und sank langsam zurück. Die Indianer legten sich auf den Bauch, um in die Kluft hinunter zu blicken — denn es war eine schwindelnde Tiefe — und sahen, wie ihr

Opfer noch immer mit flammenden Kleidern von Klippe zu Klippe rollte, bis Alles dunkel war.

Hätte er auf der andern Seite der Kluft festen Fuß fassen können, so wäre er sicher gewesen, denn eine kühne That wird von den Wilden stets bewundert, und in dem gegenwärtigen Augenblicke hätten sie es verschmäht, von ihren Pfeilen Gebrauch zu machen. Dies war das Schicksal des Obristen Overton.

Dreizehntes Kapitel.

Endlich setzten wir über den Rio Grande und langten ein paar Tage später zu Santa Fé an. Viel ist über diese reiche, romantische Stadt geschrieben worden, wo man vordem, wenn man den Reisenden glauben wollte, Dollars und Dublonen fast auf der Gasse auflesen konnte. Ich vermuthe indeß, daß jene Reisebeschreiber den Ort nie gesehen haben, denn er ist ein elendes, schmutziges kleines Loch, von etwa dreitausend Seelen bewohnt, die meisten davon verhungertes, nacktes Halbblut. Kaum wird man anderswo solche Scenen von Niederträchtigkeit und Laster finden; der härteste Despotismus führt seine Geißel, und der höchste Grad von Unsittlichkeit steht in einem erbaulichen Einklange mit Schmutz und Trunkenheit.

Die Bedeutung des Handels von Santa Fé ist sehr übertrieben worden. Die Stadt war früher der gelegenste Punkt, nach welchem, von den amerikanischen Staaten aus, Güter zu Land ver führt werden konnten; dies verhält sich jedoch seit der Colonisation von Texas anders. Demgemäß hat auch der Gewinn des dortigen Verkehrs bedeutend abgenommen. Die Reise von St. Louis am

Missouri ist sehr langweilig, da sie an zwölfhundet Meilen beträgt und noch obendrein in Santa Fé kein Ende hat, sondern noch weiter nach Chihuahua fährt. In Vergleichung mit dem, was an der Küste bezahlt werden muß, kommen die Güter unter leichtem Zoll in's Land, da jeder Frachtwagen, was immer sein Inhalt seyn mag, nur mit fünfhundert Dollars belastet ist, und dieses Privilegium hebt noch einigermaßen den Handel. Der eigentliche Markt beginnt jedoch erst zu Chihuahua, denn weiter nördlich trifft der Reisende auf nichts, als auf den tiefsten moralischen und physischen Verfall.

Natürlich entschwand uns die Zeit sehr langweilig, denn die Halbzucht war zu dumm, als daß man sich hätte mit ihr unterhalten können, und die Yankeehändler lebten in einem beharrlichen Branntweintaumel. Wäre Gabriel nicht in der Umgegend bekannt gewesen, so hätten wir unvermeidlich vor langer Weile sterben müssen, so aber machten wir einige Ausflüge zu den Rocheros oder Viehzüchtern, besuchten mehrere Indianerstämme, mit welchen wir jagten, und sahen mit Ungeduld der Zeit entgegen, bis eine Caravane nach dem Westen abging. Eines Tages hatte ich ein ziemlich ernsthaftes Abenteuer. Roche und Gabriel waren auf der Bärenjagd. Aus Ermüdung war ich in einem Rancho zurückgeblieben, wo ich mich vor einigen Tagen vergnügt hatte; Nachmittags aber bekam ich Appetit zu Fisch, und da man mir sagte, drei oder vier Meilen weit unten befinde sich ein Flüßlein voll schöner Barsche, so zog ich mit meiner Büchse und Angelruthe aus. Ich fand die Stelle bald auf und spähete nach einigen Vögeln oder Eichhörnchen, deren Fleisch ich als Köder benützen könnte. Während ich, die Büchse in der Hand, an der Seite des Flusses hinging und auf die Baumzweige Acht hatte, fühlte ich plötzlich ein Kratzen an meinen Beinen und Moccassins und als ich niederblickte, bemerkte ich ein kleines Pantherkätzchen, das um meine Füße spielte und mich einlud, an seiner Belustigung Theil zu nehmen. Es war ein schönes Thierchen

und kaum größer als eine Hauskatze. Ich setzte mich nieder, legte die Büchse über mein Knie und streichelte das Thier eine Weile, bis es nachgerade sehr zutraulich wurde; auch war ich schon im Begriffe, es mit mir zu nehmen, als ich hinter mir ein lautes wohlbekanntes Gebrüll hörte, worauf ein dunkler, schwerer Körper über meinen Kopf wegsetzte, da das kleine Ding ein wenig von mir zurückgewichen war. Es war ein ausgewachsener Panther, die Mutter des Jungen, an die ich bisher keinen Augenblick gedacht hatte.

Ich stand alsbald auf. Die Bestie, welche ihren Sprung verfehlt hatte, war zwölf Fuß vor mir niedergefallen. Sie duckte sich, peitschte die Erde mit ihrem langen Schweife und blickte mich wild an. Unsere Augen begegneten sich, und ich gestehe, daß mir aller Muth zu entsinken begann. Ich hatte allerdings meine Büchse, aber die mindeste Bewegung, um sie anzulegen, würde dem Thiere als Signal zum Sprunge gedient haben. Endlich kroch es noch immer geduckt zurück und erweiterte die Entfernung um etwa dreißig Fuß, dann machte es einen Kreis um mich, ohne seine Augen von meinem Gesichte zu verwenden, denn das Junge spielte noch immer zu meinen Füßen. Hätte das kleine Thier zwischen mir und der Mutter gelegen, so zweifle ich nicht, daß sie es genommen und damit fortgelaufen wäre. So aber fühlte ich mich in einer höchst seltsamen Lage. Fliehen konnte ich nicht, und der Panther war nicht geneigt, sein Junges zurückzulassen, sondern umkreiste mich fortwährend, und ich drehte mich gleichfalls, die Mündung der Büchse gegen die Bestie hinhaltend.

Mittlerweile erhob ich, ohne die Augen von dem Thiere zu verwenden, Zoll um Zoll mein Gewehr, bis der Schaft meine Schulter erreicht hatte; ich nahm mein Absehen und hielt den Athem an. Das Junge machte einen Sprung, bei dem es sich verletzte, und maute; die Mutter antwortete mit einem zornigen Geheul und war eben im Begriffe, auf mich loszuspringen, als ich abdrückte; sie taumelte zurück und war auf der Stelle todt. Meine

Kugel war ihr unter dem linken Auge eingedrungen, hatte den Schädel durchbohrt und einen Theil des Gehirns mit hinausgenommen.

Es war ein schreckliches Thier; hätte ich es gefehlt, so würde mich ein einziger Streich seiner Pfote zu Brei zermalmt haben. Sogar im Tode noch erfüllte mich die Bestie mit Entsetzen, denn sie lag da, die Klauen ausgereckt, als wollte sie ihre Beute erfassen, während ihr die blutende Zunge zum Rachen heraushing. Ich zog ihr die Haut ab, hängte sie an einen Baum, nahm das Junge auf und eilte nach Hause, denn der Fischappetit war mir für den Abend vergangen.

Eine Woche später langte eine Compagnie Händler von St. Louis an. Sie waren von den Indianern angegriffen worden und boten einen kläglichen Anblick. Während ihrer Reise hatten sie einmal sechs Tage nichts zu essen gehabt und mit welkem Grase vorlieb nehmen müssen. Es wird hier am Orte seyn, mit einigen Worten den Ursprung dieser Binnenland-Handelszüge und die Gefahren zu berühren, von welchen sie bedroht sind.

Im Jahre 1807 that Kapitän Pike, der von einer Untersuchungsreise in das Innere des amerikanischen Festlands zurückkehrte, den Kaufleuten der Vereinigten Staaten zu wissen, daß sie einen sehr einträglichen Verkehr mit den Centralprovinzen des nördlichen Mexiko herstellen könnten, weshalb 1812 eine kleine Abtheilung von Abenteurern, nicht über ein Dutzend, unter denen sich Miller Knight, Chambers, und Beard befanden, mit einer kleinen Waarenpartie den mühsamen Zug von St. Louis nach Santa Fé unternahmen.

Nun gehörte es von jeher zu der Politik der Spanier, Fremde nicht in das Innere ihrer Colonieen eindringen zu lassen. Da obendrein um diese Periode Mexiko im Aufstande begriffen war, so wurden Fremde, namentlich Amerikaner, mit um so größerem Mißtrauen betrachtet. Die gedachten Kaufleute wurden deshalb ergrif-

fen, ihre Güter konfiscirt, sie selbst aber in die Gefängnisse von Chihuahua eingeschlossen, wo sie mehrere Jahre eine sehr grausame Behandlung erlitten. Im Frühlinge des Jahres 1821 kehrte Chambers mit den übrigen Gefangenen nach den Vereinigten Staaten zurück, und bald nachher wurde der Handel auf gedachtem Wege gesetzlich. Die Berichte der ersten Abenteurer veranlaßten einen Kapitän Glenn von Cincinnati, sich ihnen zu einer Handelsunternehmung anzuschließen, und nun brach abermals eine zwanzig Mann starke Caravane nach Santa Fé auf. Sie suchten einen kürzeren Weg, um auf den Arkansasfluß zu treffen; aber ihr Unternehmen schlug fehl, denn statt von der Gabel des Canadianstromes aufwärts zu fahren, gingen sie schon an's Land, wo der Hauptfluß den Missouriweg schneidet.

In dieser schrecklichen Gegend, die sich bis zum Cimaronfluß ausdehnt, gibt es keinen Tropfen Wasser, und sie hatten alle Plagen des Durstes durchzumachen. Um ihre vertrockneten Lippen anzufeuchten, mußten sie ihre Hunde tödten und ihren Maulthieren zur Ader lassen. Dennoch ging Niemand von der Gesellschaft zu Grunde; aber ganz entmuthigt, wechselten sie ihre Richtung und kehrten bis zum nächsten Punkte des Arkansasflusses zurück, wo sie wenigstens Wasser im Ueberfluß haben konnten. Mittlerweile waren ihre Lastthiere so erschöpft geworden, daß sie keine Dienste mehr leisten konnten. Die Güter wurden daher verscharrt, und sie langten ohne weite Beschwerlichkeit in Santa Fé an, wo sie sich andere Maulthiere verschafften und zu ihrer Cachette zurückkehrten.

Viele Leser wissen vielleicht nicht, wie die Händler ihre Ladung, ihre Waffen, und sogar ihren Mundvorrath verbergen. Dies geschieht durch eine große krugförmige Aushöhlung der Erde, in welcher die Gegenstände niedergelegt werden. Der Boden der Cachette wird zuerst mit Holz und Leinwand bedeckt, um eine allenfallsige Verderbniß durch Feuchtigkeit zu verhindern. Beim Cachayen (ein canadischer Ausdruck) besteht die Hauptsache darin,

daß man keine Spur zurückläßt, welche den Indianern zum Leitfaden dienen könnte. Um dies zu bewerkstelligen, nimmt man die Erde in Decken mit sich fort und wirft sie in großer Entfernung ab. Der Platz, der in der Regel für eine Cachette gewählt wird, ist eine Anhöhe in der Prairie, hoch genug, um gegen Ueberschwemmung gesichert zu seyn, und die dabei genommenen Maßregeln sind so vortrefflich, daß die Händler selten etwas von ihren verlorenen Gütern verlieren, sey es nun durch die Indianer, oder durch den Wechsel des Klimas und die Erdfeuchtigkeit.

Schon im Frühling 1820 zog von Franklin im Westen des Missouri aus eine Gesellschaft, die zwölf mit Gütern beladene Maulthiere bei sich hatte, nach Santa Fé. Sie kreuzten Prairieen, die noch nie der Fuß eines Weißen betreten hatte, ohne andere Führer zu haben, als die Sterne des Himmels, die Morgenwinde vom birge her und vielleicht einen Taschenkompaß. Täglich hatten sie durch die Gebiete feindlicher Völker zu ziehen, aber demungeachtet und trotz der vielen andern Schwierigkeiten, die durch den Mangel an Wasser und ihre Unbekanntschaft mit den Gebirgspässen herbeigeführt wurde, langten sie in Santa Fé an.

Die Abenteurer kehrten im Herbst nach Missouri zurück und hatten einen ungeheuern Gewinn gemacht, obgleich ihr Handels-Kapital nur sehr klein gewesen war. Ihre günstigen Berichte erregten gewaltiges Aufsehen, und im Frühlinge des nächsten Jahres brachen Obrist Cooper mit einigen Genossen, zweiundzwanzig an der Zahl, von vierzehn wohlbeladenen Maulthieren begleitet, nach Santa Fé auf. Diesmal lief das Unternehmen sehr glücklich ab; die Kaufleute von St. Louis wurden immer kühner und bildeten im Jahre 1822 eine Karavane von siebenzig Mann, welche für vierzigtausend Dollars Waaren mit sich führten.

So begann dieser Verkehr, der bald einen regelmäßigen Charakter annahm. Gesellschaften brachen im Frühlinge auf, um mit unglaublichem Gewinn im Herbst wieder zurückzukehren; der Handel

vergrößerte sich, und die Kaufleute verminderten die Anzahl ihrer Kondukteure, bis endlich wiederholte Angriffe von Seiten der Wilden zu einer Vereinigung nöthigten, um sicher reisen zu können.

Anfangs schienen die Indianer geneigt, die Wanderer ohne Störung irgend einer Art ziehen zu lassen; im Sommer 1826 begannen sie jedoch, Maulthiere und Pferde zu stehlen, obgleich bis 1828 kein Todtschlag vorfiel. In diesem Jahre kehrte eine kleine Karavane von Santa Fé zurück und folgte dem Strome der nördlichen Gabel des Canadianflusses. Zwei von den Händlern, die ihrer Reisegesellschaft vorausgeeilt waren, um Wild zu suchen, schliefen an dem Rande eines Baches ein. Sie wurden von einer Indianerrotte erspäht, welche sie überraschte, sich der Büchsen bemächtigte, ihre Scalpe nahm und sich wieder zurückzog, noch ehe die Karavane den Bach, der als Sammelplatz bezeichnet gewesen, erreicht hatte. Als die Gesellschaft nachkam, war eines der Opfer noch am Leben; sie brachten den Mann nach Cimaron, wo er starb und nach Prairiebrauch beerdigt wurde.

Diese Ceremonie war kaum beendigt, als auf einem benachbarten Hügel vier Indianer erschienen, die augenscheinlich von dem Vorfalle keine Kunde hatten. Die aufgebrachten Kaufleute luden sie in ihr Lager ein und ermordeten sie bis auf einen, dem es trotz seiner Verwundung gelang, zu entkommen.

Diese grausame Vergeltung hatte eine schwere Strafe zur Folge. Die Indianer gelobten von dieser Zeit an einen ewigen Krieg — einen Krieg bis zum Messer „in den Forsten und in den Prairieen, inmitten der Flüsse und der Seeen, sogar zwischen den mit ewigem Schnee bedeckten Gebirgen."

Bald nach diesem Ereignisse wurde eine andere Karavane von den Wilden angefallen. Letztere erbeuteten dabei fünfunddreißig Scalpe, zweihundertundfünfzig Maulesel und Güter im Werthe von dreißigtausend Dollars.

Derartige schreckliche Dramas wiederholten sich ohne Unterlaß in

jenen weiten westlichen Einöden, und das Schicksal der unglücklichen Kaufleute blieb unbekannt, bis vielleicht eines Tages ein mit Blut und Staub bedecktes, ausgehungertes, lebendiges Skelet einen der militärischen Gränzposten erreichte, um über das blutige Trauerspiel Bericht zu erstatten, dem es allein entronnen war.

Im Jahre 1831 durchzog Mr. Sublette und seine Gesellschaft die Prairie mit fündundzwanzig Frachtwagen. Er und seine Begleiter waren alte Ansiedler unter den Rocky Mountains, welche der Durst nach Gold in Kaufleute umgewandelt hatte; sie reisten ohne Führer, und Keiner aus ihrer Mitte hatte je zuvor den Weg gemacht. Sie wußten nur, daß sie von diesem bis zu jenem Breitegrade zu ziehen hatten. Sie erreichten den Arkansasfluß; aber von dort aus führte kein Weg nach dem Cimaron, als etwa die zahlreichen, Büffelspuren, welche die Prairie durchschneiden und sehr oft die Reisenden täuschen.

Als die Karavane diese Wüste betrat, war der Boden ganz trocken, und die Ansiedler, welche ihren Weg verfehlten, wanderten mehrere Tage fort, unter einer glühenden Sonne alle Schrecken eines fieberhaften Durstes erfahrend. Oft wurden sie durch das Aussehen eines Büffelfährte verführt, und in dieser gefährlichen Lage beschloß Kapitän Smith, einer der Eigenthümer der Karavane, eine solche Spur zu verfolgen, weil er meinte, sie werde ohne Zweifel zu einem Wasserquell oder zu einem Sumpfe führen. Er war allein, hatte aber nie die Furcht gekannt. Er war der entschlossenste Abenteurer, der je die Rocky Mountains überschritt, und wenn nur die Hälfte von dem, was man sich von ihm erzählt, wahr ist, so würden seine gefahrvollen Reisen und sein oft haarscharfes Entkommen viele Bände füllen, die weit romantischer und interessanter wären, als die besten Werke der amerikanischen Novellisten. Der arme Mann! Nachdem er durch eine lange Reihe von Jahren stets den Pfeilen und Kugeln der Indianer entronnen, war es sein Geschick,

unter dem Tomahawk zu fallen, und seine Gebeine sollten auf dem Sande der Wüste bleichen.

Er war etwa zwanzig Meilen von seinen Kameraden entfernt, als er hinter einem kleinen Hügel den langgesuchten Gegenstand seiner Wünsche bemerkte. Ein kleiner Strom wand sich glatt in der Mitte der Prairie vor ihm hin. Es war der Fluß Cimaron. Er eilte vorwärts, um seine trockenen Lippen anzufeuchten, aber wie er sich eben über das Wasser vorbeugte, sank er von zehn Pfeilen durchbohrt nieder. Ein Haufen von Comanchen hatte ihn erspäht und lauerte ihm auf. Aber dennoch kämpfte er tapfer. Die Indianer haben seitdem anerkannt, daß Kapitän Smith, trotz seiner Verwundung, noch drei ihrer Leute getödtet habe, ehe er starb.

Dies war der Beginn des Handels von Santa Fé, und derartigen Gefahren ist man sogar noch jetzt in den großen Einöden des Westens ausgesetzt.

Vierzehntes Kapitel.

Die Zeit entschwand, und sowohl ich, als meine Begleiter waren unserer Unthätigkeit herzlich müde. Ich hatte außerdem Heimweh, und in der Ansiedelung befanden sich noch Gegenstände von großem Werthe, mein Eigenthum, um deren willen ich etwas unruhig wurde. Wir beschlossen daher eines Tages, allein aufzubrechen und auf einem andern Wege zurückzukehren. Von Santa Fé aus ritten wir nordwärts, und erst als wir Taos, die letzte mexikanische Niederlassung im Rücken hatten, fühlten wir uns wieder wohl. Gabriel kannte den Weg; unsere Anzahl war zu klein,

als daß wir nicht reichlich hätten Nahrung finden sollen, und was die feindlichen Indianer betraf, so mußten wir eben auf das gute Glück vertrauen. Ein paar Tage, nachdem wir Santa Fé verlassen hatten und unter den 38° nördlicher Breite in die Nähe der spanischen Picke gekommen waren, trafen wir mit einer großen Abtheilung von Comanchen zusammen.

Es war das erstemal, daß wir sie in Masse zu Gesicht bekamen — in der That ein großartiger Anblick: lauter rüstige Reiter mit guten Pferden. Sie waren in einem Kriegszuge gegen die Pawnee-*) Loups begriffen und benahmen sich gegen uns mit der größten Güte und Gastfreundlichkeit. Der Häuptling kannte Gabriel und lud uns ein, sie nach ihrem Lagerplatze zu begleiten. Er war ein hoher, schöner, sehr symmetrisch gebauter Mann, sprach gut Spanisch, und wir führten die Unterhaltung in dieser Sprache bis zum Abend. Nun redete ich ihn in der Zunge der Shoshonen

---

*) Das Wort Pawnee bedeutet einen „Verbannten"; aus dem gemeinschaftlichen Namen, welche die drei Stämme tragen, folgt also nicht, daß sie derselben Nation angehören.

Die großen Pawnees, der Stamm, unter welchen Mr. Murray wohnte, sind von Dahcotah-Abkunft und leben an den Ufern des Platteflusses; die Pawnee-Loups gehören zu der Algonquin-Race, reden eine ganz andere Sprache und haben ihre Sitze zwischen den nördlichen Gabeln desselben Flusses. Beide Stämme sind den Jägern als die „Krähen des Ostens" bekannt, das heißt, sie sind diebisch und verrätherisch. Sie schneiden ihre Haare kurz ab, den Scalp ausgenommen, wie dies unter den Nationen, von denen sie abstammen, üblich ist.

Der dritte Stamm des gleichen Namens besteht aus den Pawnee-Picten; sie sind Abkömmlinge der Comanchen und gehören daher zu der Shoshonen-Race; sie tragen langes Haar und reden dieselben Sprache, wie alle großen Prairiestämme im Westen. Sie leben an dem Red River, der die Gränze zwischen Nord-Texas und Arkansas bildet. Mr. Catlin hat sie besucht und gedenkt ihrer in seinem Werke. Die Picten sind ohne Unterlaß mit den beiden andern Pawneestämmen im Kriege, und obgleich ihre Dörfer fast tausend Meilen von denen ihrer Feinde entlegen sind, so suchen ihre Reiterhaufen doch ohne Unterlaß die Verbannten des Ostens (Pawah-nejs) heim.

an, die den Comanchen, Apachen und Arrapahoes gemeinschaftlich ist, und erzählte ihm die Geschichte unserer Gefangenschaft an den Ufern des westlichen Colorado. Der Häuptling war über meinen Bericht ganz stumm vor Erstaunen, bis er zuletzt den gewöhnlichen indianischen Anstand bei Seite setzte und mich fest bei der Hand fäßte. Er wußte, daß ich weder ein Yankee, noch ein Mexikaner war, und schwor, daß um meinetwillen jeder Canadier oder Franzose, der in ihre Hände falle, als Freund behandelt werden solle. Nach unserem Mahle setzten wir uns behaglich um das Feuer und lauschten auf die verschiedenen Reden und die Erzählungen der Krieger.

Während meiner Unterhaltung mit dem wackern Häuptling fiel mir besonders Ein Punkt auf. Seiner Angabe zufolge hatten die Comanchen früher auf sehr freundschaftlichem Fuße mit den Texanern gestanden, denn sie waren damals tapfer und auch edelmüthig. Nachher aber, fuhr er fort, seyen sie mit der Vergrößerung ihrer Anzahl und der Erhöhung ihrer Macht ein schuftiges, feiges und mordgieriges Volk geworden; namentlich hatte ein Umstand das Blut der Comanchen in's Feuer gejagt, und seit dieser Zeit führen sie einen unaufhörlichen Vertilgungskrieg gegen Texas.

Ein alter Comanche hatte sich mit seiner Tochter von dem Stamme getrennt. Er gehörte zu den Häuptlingen, war aber unglücklich gewesen, und da er sich krank fühlte, so zog er nach St. Antonio, um die Kraft der großen Blaßgesichts-Arznei zu versuchen. Seine Tochter war ein edles und schönes Mädchen von achtzehn Jahren. Sie hatte sich noch nicht lange an dem erwähnten Orte aufgehalten, als sie die Aufmerksamkeit eines gewissen Doktors auf sich zog, eines jungen Kentukiers, der in den Vereinigten Staaten wegen Mordes hätte gerichtet werden sollen. Er war der größte Schurke von der Welt, zugleich aber auch wegen seines verzweifelten Charakters von seinen Mitbürgern gefürchtet, die ihm natürlich alle äußere Ehre erwiesen.

Als er bemerkte, daß er seine Absichten auf das Mädchen nicht ausführen könne, so lange sie sich bei ihrem Vater befand, wußte er es einzuleiten, daß der alte Mann in's Gefängniß geworfen wurde; er veranlaßte sie sodann, nach seinem Hause zu kommen, damit er mit ihr besprechen könne, was sich für seine Befreiung thun lasse. Hier mißbrauchte er sie nun auf das Schändlichste, indem er zu Erringung seines Zweckes Schläge und Gewalt anwendete, und zwar in einem Grade, daß sie für todt liegen blieb. Gegen Abend kam sie wieder einigermaßen zu Kräften und fand ein Obdach in der Wohnung eines menschenfreundlichen Mexikaners.

Der alte Indianer wurde bald in Freiheit gesetzt; er fand seine Tochter auf dem Sterbebette, erfuhr die Umstände der schändlichen Behandlung, welche ihr zu Theil geworden, und gelobte in seinem Innern Rache. Ein ehrenhafter Mexikaner führte, entrüstet über eine so feige Unthat, im Namen der beleidigten Natur und Menschheit Klage, aber der Doktor wurde von der Texas-Jury auf den Grund hin freigesprochen, daß die Gesetze nicht zum Besten der Comanchen gemacht seyen.

Die Folgen lassen sich in wenigen Worten zusammen fassen. Eines Tages wurde der Doktor Cobbet in einem anstoßenden Feld erdolcht und scalpirt gefunden. Der Indianer entwich, traf mi einer Abtheilung Comanchen zusammen und erzählte ihnen die Geschichte seiner Kränkung, wie auch der geübten Rache. Sie nahmen ihn wieder in den Stamm auf, aber die Schmach wurde als eine Nationalbeschimpfung betrachtet, die noch nicht hinreichend bestraft wäre. In derselben Woche verloren dreiundzwanzig Texianer ihre Scalpe, und vierzehn ihrer Weiber wurden in die Wildniß geführt, um dort in der Gefangenschaft zu sterben.

Der Comanchen-Häuptling rieth uns, an den Ufern des Rio Grande zu bleiben, damit wir nicht unter die Haufen der Pawnee Loups geriethen, und war so erfreut über uns, daß er beschloß, von seinem Wege abzugehen und uns mit seinen Leuten etlich und

dreißig Meilen zu begleiten, bis wir beziehungsweise außer Gefahr wären. Am andern Morgen brachen wir auf; der Häuptling ritt neben mir, und wir unterhielten uns über die Shoshonen. Zum Zeichen der Freundschaft tauschten wir unsere Messer, und als wir schieden, versammelte er alle seine Leute, in deren Gegenwart er folgende Rede hielt:

„Der junge Häuptling der Shoshonen kehrt zurück zu seinem braven Volke über das zackige Gebirg. Merket Euch seinen Namen, damit Ihr Euern Kindern sagen könnt, sie hätten einen Freund in Owato Wanisha. Es ist weder ein Shacanath (ein Engländer), noch ein Kishemoc Comoanak (ein Langmesser oder Yankee). Er ist ein Häuptling unter dem Stamme unserer Urgroßväter — ja, ein Häuptling, trotz seiner sehr großen Jugend."

Nun kamen alle Krieger heran, um mir die Hand zu drücken; als diese Ceremonie vorüber war, nahm der Häuptling wieder auf:

„Owato Wanisha, wir haben uns als Fremde getroffen und scheiden als Freunde. Sage Deinen jungen Kriegern, Du seyest unter den Comanchen gewesen, und daß es uns lieb wäre, sie kennen zu lernen. Sage ihnen, sie sollen kommen, wenige oder viele, zu unsern Waikiams (Hütten). Sie werden den Moshkotaj (Büffel) in Menge finden.

„Lebewohl, junger Häuptling, mit dem blassen Gesichte und einem indianischen Herzen; die Erde sey leicht für Dich und die Deinigen. Möge der weiße Manitou für Dich den Gebirgspfad lichten, und mögest Du nie Opishka Toaki (den weißen Raben) vergessen, der Dein Comanche-Freund ist und gerne mit Dir seine Heimath, seine Reichthümer und seine weiten Prairieen theilen würde. Ich habe gesprochen. Junger Bruder, lebe wohl."

Die Thränen standen uns in den Augen, als der tapfere Haufen sich umwandte. Wir sahen ihm nach, bis er am Horizont verschwunden war. Und diese edlen Menschen waren Indianer;

wären sie Texaner gewesen, so würden sie uns um unserer Pferde und unserer Büchsen willen ermordet haben.

Zwei Tage später kreuzten wir den Rio-Grande und betraten den traurigen Gebirgspfad in dem feindlichen und ungastliche Gebiete der Nawahoes und der Krähen*).

Wir waren acht Tage durch eine schreckliche Felsengegend gewandert, bis wir endlich die Quellen des westlichen Colorado erreichten, fühlten uns aber jetzt äußerst erschöpft, denn in den letzten fünf Tagen hatten wir nichts genossen, als zwei kleine Klapperschlangen und einige Beeren, die wir an dem Wege auflasen. Am Morgen hatten wir einen großen, grauen Bären aufgejagt, aber ohne Erfolg; unsere armen Pferde und wir selbst, waren zu erschöpft, um das Thier lange zu verfolgen, und mit seinem Verschwinden ging auch unsere Hoffnung auf ein Mittagsmahl in Dunst auf.

Es war Abend, ehe wir den Fluß erreichten, und der Hunger hatte uns nachgerade so wüthend gemacht, daß wir allen Ernstes darauf dachten, eines unserer Pferde zu tödten. Zum Glück erspähten wir in diesem Augenblicke Rauch, der in einem kleinen Thale aus einem Indianerlager aufstieg. Wir zweifelten nicht, auf Feinde zu treffen; aber der Hunger kann Helden machen und wir nahmen uns vor, auf anderer Leute Kosten zu speisen. Die Bursche hatten Glück gehabt, denn um ihre Zelte hingen an Pfählen große Stück Fleisch zum Trocknen. Sie besaßen keine Pferde und nur einige

*) Die Krähen sind rüstige Reiter; aber obgleich sie die Sitten und Gewohnheiten der Shoshonen angenommen haben, gehören sie doch zu der Dahcotah-Race. Die Shoshonenstämme sind von den Krähen sehr verschieden. Letzteren fehlt der ritterliche Geist, der die Comanchen, die Arrapahoes und die Shoshonen auszeichnet — jener Seelenadel, der es verschmäht, von den ungünstigen Verhältnissen eines Feindes Nutzen zu ziehen. Ich könnte sagen, die Shoshonenstämme sind die Löwen, die Krähen dagegen die Tiger dieser Einöden.

Hunde, welche das Lager umstreiften. Wir zogen an dem Gebirge hin, und gegen Einbruch der Dunkelheit waren wir ihnen auf dreihundert Schritte nahe gekommen, durch die vorspringenden Felsen gedeckt, welche eine Art von Gürtel um das Lager bildeten. Nun war unsere Zeit gekommen. Unter dem Kriegsgeschrei der Shoshonen und einem Lärm, den wir nach Kräften steigerten, spornten wir unsere Pferde, und nach wenigen Augenblicken hatte jeder von uns ein Stück Fleisch von den Pfählen abgelangt. Das Lager enthielt fünfzehn Krähen und drei Arrapahoes; als erstere unsern Kriegsruf hörten, nahmen sie voll Schrecken Reißaus, ohne wieder zurückzublicken, aber die Arrapahoes hielten Stand und griffen uns, sobald sie sich von der ersten Ueberraschung erholt hatten, tapfer mit ihren Lanzen und Pfeilen an.

Roche wurde durch den Sturz seines Pferdes schwer gequetscht und meine Pistole rettete sein Leben, indem sie seinen Gegner, der mit dem Tomahawk herankam, unschädlich machte. Gabriel hatte ganz ruhig den Lasso nach seinem Gegner geschleudert und denselben bereits erdrosselt, während der dritte gleich im Anfang des Kampfes von meinem Pferde überrannt worden war. Gabriel sprang von seinem Rosse, trat in die Hütten, zerschnitt alle Bogensehnen die er finden konnte, sammelte noch mehr Fleisch, und dann brachen wir in vollem Galopp auf, weil wir nicht Lust hatten, zu warten, bis sich die Krähen von ihrem panischen Schrecken erholt hatten. Obgleich unsere Pferde sehr müde waren, so ritten wir doch in derselben Nacht dreizehn Meilen weiter und langten gegen zehn Uhr an einem schönen Orte mit reichlichem Graswuchs und kühlem Wasser an; dort streckten wir uns mit aller Behaglichkeit aus, ehe wir an's Mahl gingen, und die Pferde folgten unserem Beispiele.

Bei dem Fleische der Gebirgsziegen ließen wir unserer Heiterkeit den Zügel, aber doch ärgerte ich mich über unsere Heldenthat; sie war zwar mit vieler Tapferkeit ausgeführt, blieb übrigens im Grunde doch nichts Anderes, als ein Straßenraub. Freilich, der

Hunger ist ein gutes Beschwichtigungsmittel des Gewissens, und nachdem wir unsere Thiere, die sich die Waide vortrefflich schmecken ließen, gut gerieben hatten, legten wir uns zur Ruhe, ohne jedoch die Nothwendigkeit der Wache zu versäumen, in der je nach drei Stunden einer den andern ablöste.

Um Mittag des andern Tages trafen wir unerwartet auf Gesellschaft. Als wir unseres Weges zogen, bemerkten wir in der Entfernung zwei Männer, die dicht nebeneinander auf dem Boden saßen und augenscheinlich in einer lebhaften Unterhaltung begriffen waren. Da wir sie als Weiße erkannten, so stiegen wir ab, banden unsere Pferde an und krochen schweigend vorwärts, bis wir in die Nähe der Fremden kamen. Es waren ein paar recht sonderbar aussehende Geschöpfe — der Eine davon lang und mager, der Andere klein und beleibt.

„Gott behüte mich," sagte der Kleine, „Gott behüte mich, Pat Swiney, aber ich denke, die Frenschers*) werden nie wieder zurückkommen, und wir müssen hier wie die Hunde verhungern."

„Ach," antwortete der Magere, „sie sind ausgezogen, um Wild zu tödten. Beim heiligen Patrik, ich wollte, es käme einmal, gleichviel, ob roh oder gekocht, denn meine Eingeweide drehen sich wie Würmer an einer Angel."

„Oh, Pat, seyd doch so gut, einige Beeren zu holen; mein Magen ist wie ein leerer Sack."

„Alle Welt, meine Beine sind nicht besser, als die Eurigen," antwortete der Irländer, mit unwilliger Geberde seine Kniee streichelnd. Und jetzt bemerkten wir zum erstenmal, daß Beiden die Beine gewaltig aufgeschwollen waren.

„Wenn wir nur auf die welschen Indianer, oder auf eine Goldmine treffen könnten," nahm der Kleine wieder auf.

---

*) Franzose.

„Papperlapapp," rief sein reizbarer Begleiter. „Zum Henker mit Allen, den welschen Indianern und den welschen Engländern."

Wir sahen, daß der Hunger die armen Teufel etwas streitsüchtig gemacht hatte und legten uns deshalb freundlich mit einem furchtbaren Kriegsgeschrei in's Mittel. Der Kleine schloß seine Augen und sank rücklings nieder, während sich sein Leidensgefährte trotz des üblen Zustandes seiner Beine erhob.

„Kommt," brüllte er, „kommt immerhin, ihr spitzbübischen rothen Teufel und thut erbarmenlos euer Schlimmstes, denn ich bin lahm und hungrig."

Es lag etwas Edles in seinem Wesen und viel Pathos in seiner Geberde. Roche legte die Hand auf seine Schulter und flüsterte ihm einige irische Worte in's Ohr, worüber der arme Kerl vor Freude fast einen Luftsprung machte.

„Meiner Treu," sagte er, „wenn Ihr nicht ein Corkerjunge seyd, so müßt Ihr der Teufel seyn; aber Teufel, oder nicht, um der Landsmannschaft willen gebt uns etwas zu essen — mir und diesem armen welschen Träumer. Ich fürchte, Euer höllisches Gezeter hat ihm das Lebenslicht ausgeblasen."

Das war nun nicht der Fall, denn bei den Worten „etwas zu essen" riß der Bursche seine Augen weit auf und rief:

„Die welschen Indianer, beim heiligen David!"

Wir antworteten ihm mit einem schallenden Gelächter, das ihn ziemlich verblüffte, und sein Begleiter antwortete:

„Ja, welsche Indianer oder irische Indianer, so viel ich weiß. Wollt Ihr aufstehen, Ihr fauler Fleischklumpen, und diesen Herren in aller Höflichkeit sagen, daß in den letzten drei Tagen nichts über unsere Lippen gekommen ist?"

Natürlich verloren wir keine Zeit, Feuer anzuzünden und unsere Pferde herbeizubringen. Das Fleisch war bald gekocht, und wir konnten uns nicht genug wundern, wie schnell es zwischen den Kinnbacken unserer zwei neuen Freunde verschwand. Wir hatten

noch ungefähr zwölf Pfund bei uns und kamen nun in ein Land, wo man täglich Wild findet, so daß wir ihnen ihren außerordentlichen Appetit nicht übel nahmen, sondern sie im Gegentheil noch aufmunterten. Nachdem die ersten Anforderungen des Hungers ein wenig beschwichtigt waren, blickten sie uns mit feuchten und dankbaren Augen an.

„Ach," sagte der Irländer, „was Ihr aber doch für freundliche Herren seyd, daß Ihr uns ein so gutes Mahl reicht, während Ihr vielleicht selbst nichts mehr habt."

Roche drückte ihm die Hand.

„Eßt nur fort, Kamerad," entgegnete er, „eßt fort und fürchtet nichts; wir wollen dann sehen, was mit Euren Beinen anzufangen ist."

Der Welsche oder Waleser sprach eine volle halbe Stunde keine Sylbe. Er sah zwar auf, konnte aber weder reden noch hören, so emsig war er mit einem ungeheuren, halbgaren Stücke Fleisch beschäftigt, das er wie ein hungriger Wolf zerriß und hinunterschluckte. Alles nimmt jedoch ein Ende, und sobald an die Stelle des Mangels Sättigung getreten war, erzählten sie uns, wie sie hieher gekommen.

Sie hatten als Reisende eine kleine Karavane begleitet, die von St. Louis nach Astoria ging. An dem grünen Flusse waren sie von einem Kriegshaufen der Schwarzfüße angegriffen worden, bei welcher Gelegenheit alle ihre Begleiter umkamen; sie selbst verdankten ihre Rettung der Geistesgegenwart des Irländers, der seinen fetten Begleiter in eine tiefe Erdspalte schob und ihm nachsprang. So hatten sie ihre Haut salvirt, und bald darauf machten sie die tröstliche Entdeckung, daß die Wilden sich mit den Gütern und Maulthieren nordwärts entfernten. Drei Tage waren sie im Süden umhergewandert, in der Hoffnung, mit einigen Jägern zusammen zu treffen; auch hatten sie richtig am nämlichen Morgen ein paar Franzosen aufgefunden, welche ihnen sagten, sie sollten an Ort und Stelle bleiben und sich ausruhen, bis sie mit Wildpret zurückkämen.

Während sie uns ihre Geschichte erzählten, langten die beiden Jäger mit einem fetten Hirsche an. Es waren alte Bekannte unseres Gabriel, mit dem sie viel umhergestreift und gejagt hatten. Wir beschloßen, heute nicht weiter zu ziehen, und sie lachten sehr, als wir ihnen unsere Bravour gegen die Krähen erzählten. Die Anwendung einiger gequetschten Blätter des Gibsonkrauts auf die Beine der beiden Leidenden stillte sogleich den Schmerz, und am andern Morgen fühlten sie sich im Stande, Roche's und Gabriels Pferde zu benützen und uns nach Brownhall, einem amerikanischen Stapelplatze für Pelzwaaten, zu folgen, wo wir nach zwei Tagen anlangten.

Dort trennten wir uns von unsern Begleitern und setzten rasch unsere Reise nach der Ansiedelung fort. Zehn Tage lang zogen wir durch ein schönes Land, in welchem uns alle Augenblicke Wild über den Weg huschte. Dann kamen wir in das öde Gebiet der Bonnaxes und hatten kaum noch zwei Tagmärsche bis zur östlichen Shoshonengränze, als das Unglück uns wieder einmal mit unsern alten Feinden, den Arrapahoes, zusammenführte. Diesmal waren wir jedoch fest entschlossen, uns nicht wieder auf spärliche Hundfleisch-Rationen setzen zu lassen, sondern im Nothfalle für unsere Freiheit zu kämpfen.

Wir waren umzingelt, aber noch nicht gefangen. Da wir noch Raum hatten, so bauten wir auf unsere Büchsen und hofften zu entkommen, denn wir wußten wohl, daß unser Gegnerhaufen nicht mit Feuerwaffen versehen war. Sie schloßen ihre Kreise immer enger und enger, bis sie nur noch etwa hundertundfünfzig Schritte von uns standen. Ihre Pferde waren wohl genährt, aber von der kleinen, wilden Raçe und nicht im Stande, sich mit unsern schlanken und schönen mexikanischen Rennern zu messen. In diesem Augenblick erhob Gabriel seine Hand, wie zu einem Signale, und wir drei schoßen sämmtlich wie der Blitz durch die Linie der Krieger, die zu sehr überrascht waren, um auch nur von ihren Bogen Ge-

brauch zu machen. Sie erholten sich bald von ihrem Erstaunen und erhoben das Kriegsgeschrei, indem sie uns mit einem wüthenden Gezeter getäuschter Hoffnung in vollem Galopp nachsetzten.

Ihre Pferde konnten, wie bereits gesagt, mit den unsrigen nicht gleichen Schritt halten, obschon sie bei einer langen Verfolgung im Vortheil gewesen wären, da unsere Thiere bereits eine lange Reise gemacht hatten. In den ersten zwei Stunden verloren wir unsere Feinde aus dem Gesicht, aber, als es dunkelte und unsere Rosse ermatteten, sahen wir ihre Gestalten am Horizont immer deutlicher werden, und um unsere Flucht noch schwieriger zu machen, trafen wir jetzt auf eine zwar nicht hohe, aber doch sehr steile und zackige Gebirgskette.

„Vorwärts! vorwärts! wir sind geborgen!" rief Gabriel.

Natürlich war jetzt keine Zeit zur Erklärung, und zehn Minuten später befanden wir uns am Fuße des Gebirgs.

„Kein Wort gesprochen, sondern thut, was ich thue," rief mein Begleiter abermals.

Wir folgten seinem Beispiel, indem wir unseren Pferden die Sättel und Zügel abnahmen, mit welch' letzteren wir sie von hinnen peitschten. Trotz ihrer Erschöpfung galoppirten die armen Thiere nach dem Süden, als wüßten sie die bevorstehende Gefahr zu würdigen.

„Ich verstehe, Gebriel, sagte ich; „die Wilden können uns in dem Schatten dieser Berge nicht sehen; sie werden unseren Pferden nach dem Ohre folgen."

Gabriel kicherte.

„Ganz recht," entgegnete er; „ganz recht. Aber das ist noch nicht Alles. Ich weiß auf der andern Seite des Gebirgs ein Boot und der Ogdenfluß wird uns bis in die Nähe der Buona-Ventura bringen."

Ich stutzte. „Da waltet ein Irrthum ab, lieber Freund; ein

traurigier Irrthum, denn wir sind mehr als dreißig Meilen von dem Flusse entfernt.“

„Von dem Hauptfluß, ja,“ antwortete er, indem er mir die Hand drückte; „aber in einem hübschen See, etwa zwei Meilen von hier, an der südlichen Seite dieses Berges, habe ich manchen Otter geschossen. Ich habe in der Nähe ein Boot hoffentlich gut versteckt, und es ist ein Plätzchen, wo wir alle Arrapahoes und die Krähen obendrein auslachen können. Von jenem See bis zu dem Flusse sind's nur dreißig Meilen, ein hübscher Ruderkanal vorhanden, den entweder die Natur oder eine frühere Menschenraçe angelegt hat.“

Ich brauche nicht zu sagen, wie wohlgemuth wir diese zwei Meilen weiter zogen, trotz des Gewichts unserer Sättel, unserer Büchsen und des übrigen Zugehörs. Wir waren bald hinangestiegen, und als wir in einen kleinen gewundenen Hirschpfad einbogen, bemerkten wir unter uns eine durchsichtige Wasserfläche, in welcher sich bereits das bleiche zitternde Licht einiger Sterne wiederspiegelte. An dem Ufer des See's angelangt, fanden wir uns von ungeheuren, edeln Ruinen umgeben, ähnlich denen an Buona-Ventura, nur viel romantischer. Gabriel hieß uns auf seinem Jagdgrunde, als Gebieter über diese Domäne, willkommen und brachte bald einen netten, kleinen Rindenkahn zum Vorschein, den er unter einem alten Gewölbe versteckt hatte.

„Dieses Kanoe,“ sagte er, „gehörte vordem einem der armen Teufel, die mit dem Fürsten Seravalle ermordet wurden. Wir brachten es vor sechs Jahren mit größter Heimlichkeit hieher; es kostete ihn zwanzig Dollars, eine Büchse und sechs Decken. In der Mitte dieses See's befindet sich eine Insel, wo wir Beide, er und ich, zusammenlebten. Wir können Monate dort bleiben, ohne uns vor den Indianern oder vor dem Hunger fürchten zu müssen.“

Wir traten in den Kahn und ließen unsere Sättel zurück, um sie am folgenden Tage nachzuholen. Nachdem wir eine Stunde ge-

rudert, erreichten wir die Insel, die ein wahrhaft prachtvoller Ort war. Auch hier befanden sich Ruinen; anmuthige Obelisken waren von dem dicken Blätterwerke ungeheurer Bäume beschattet, und das sanfte Licht des Mondes, das auf die Trümmer alter Monumente niederschien, verlieh dem Ganzen den Charakter einer italienischen Landschaft.

„Hier sind wir geborgen," sagte Gabriel, „und morgen werdet sie entdecken, daß es meinem alten Ruheplätzchen auch nicht an Bequemlichkeit fehlt."

Da wir sehr müde waren, legten wir uns nieder und schliefen bald ein, in diesem kleinen Paradies die Gefahr und die Anstrengung des Tages vergessend. Die Ruhe unseres Wirthes währte jedoch nicht so lange, als die meinige, denn lange vor Anbruch des Morgens hatte er sich auf den Weg gemacht, um unsere Sättel zu holen. Roche und ich würden wahrscheinlich bis zu seiner Rückkehr geschlafen haben, wären wir nicht durch den Knall einer Büchse gestört worden, der sich in tausend Echo's wiederholte. Eine Stunde der Todesangst entschwand, bis wir endlich Gabriel auf uns zurudern sahen. Der Knall hatte jedoch unsern Versteck an die Feinde verrathen, und als sich Gabriel der Insel näherte, begann es auf dem jenseitigen Ufer von unsern getäuschten Feinden zu schwärmen, die wahrscheinlich in der Nähe ein Lager geschlagen hatten. Als mein Freund landete, wollte ich ihm seine Unklugheit verweisen, daß er unter den gegenwärtigen Umständen von der Büchse Gebrauch gemacht hatte; aber ein Blick belehrte mich mit Einemmale, daß er ein ähnliches Abenteuer bestanden hatte, wie ich in der Nähe von Santa Fé. In dem Kanoe lag die Haut eines großen, schön gefleckten Jaguars, und dabei ein Junges, das arglos mit dem Scalpirmesser spielte, welches noch von dem Blute seiner Mutter dampfte.

„Konnt's nicht ändern — Selbstvertheidigung," rief er, indem er an's Ufer sprang. „Jetzt wissen freilich die rothen Teufel, wo wir sind, aber 's ist eine Kenntniß, die ihnen wenig Gutes bringen soll.

Der See ist zehn Faden tief und sie werden unter der Mündung unserer Büchsen nicht drei Meilen weit schwimmen wollen. Wenn sie's satt haben, uns fischen zu sehen und lachen zu hören, so werden sie davon schleichen, wie getäuschte Füchse."

Und so war es auch. Am nämlichen Tage nahmen wir unsere Büchsen, stiegen in's Boot und näherten uns den Indianern an dem Seeufer bis auf achtzig Ellen. Wir fischten Forellen und luden sie ein, an unserer Belustigung Theil zu nehmen. Sie schrieen erbärmlich und schimpften uns, was ihnen die Wuth in den Mund gab — Weiber, Hunde von Blaßgesichtern, Memmen, Diebe und so weiter. Endlich zogen sie sich jedoch in der Richtung des Flusses zurück und hofften uns dennoch in ihre Gewalt zu bekommen; wir hatten übrigens so wenig zu fürchten, daß wir uns vornahmen, einige Tage auf der Insel zu verbringen, um nach so vielen Anstrengungen auszuruhen.

Als wir uns zu Fortsetzung unseres Wegs entschloßen, mußten Gabriel und Roche ihre Sättel und Zäume zurücklassen, da das Kanoe für uns und unser Gepäck zu klein war. Dieses Unglück ließ sich jedoch in der Ansiedelung leicht wieder gut machen, und bis dahin waren uns Sättel natürlich nutzlos. Jeden Tag kamen wir lustig vierzig bis fünfzig Meilen vorwärts und hatten dazu das durchsichtigste und kühlste Wasser von der Welt unter uns. Während der Nacht landeten wir, um an dem Ufer zu schlafen. Wild war in Fülle vorhanden, denn fast alle Minuten kamen wir an einem trinkenden Hirsch oder Büffel vorbei, bisweilen nur auf zwanzig Ellen Entfernung.

Während dieser Fahrt auf dem Ogdenflusse kamen wir durch vier andere prachtvolle Seen, aber keiner davon zeigte ähnliche Spuren früherer Civilisation, wie wir sie an dem Ufer des ersten, der uns zum Schirme diente, gefunden hatten. Wir verließen den Fluß zweihundertundvierzig Meilen unter der Stelle, wo wir unsere Fahrt begonnen, und trugen unser Kanoe auf einem Landwege drei Meilen

weit, um es, zweihundert Meilen nordöstlich von der Ansiedelung, nach einem Strome zu bringen, der in die Buona=Ventura mündet.

Die Strömung war uns nun ganz günstig, und nach weiteren vier Tagen landeten wir unter unsern guten Freunden, den Shoshonen, welche uns nach einer Abwesenheit von neun Monaten mit fast kindischer Freude aufnahmen. Sie hatten uns für todt gehalten und in der Meinung, die Krähen hätten bei unserem Verschwinden die Hand im Spiele, einen Anfall in ihr Gebiet gemacht. Sechs Tage nach unserer Ankunft sahen wir auch unsere drei Pferde über den Fluß schwimmen; die treuen Thiere waren gleichfalls den Feinden entronnen und fanden den Weg zurück zu ihren Herren und ihren heimischen Prairien.

Fünfzehntes Kapitel.

Während meiner langen Abwesenheit und Gefangenschaft unter den Arrapahoes hatte ich oft darüber nachgedacht, welche großen Vortheile wohl daraus erwachsen dürften, wenn es möglich wäre, die verschiedenen Stämme von Shoshonen=Abkunft in einen großen Bund zu vereinigen, und je reiflicher ich die Sache erwog, desto fester wurzelte mein Entschluß, im Rathe der Häuptlinge diesen Vorschlag zu machen, falls ich je wieder die Ansiedelung erreichen sollte.

Die Stärke dieser Stämme mochte sich etwa folgendermaßen verhalten. Die Shoshonen beliefen sich ungefähr auf sechszigtausend, ohne die Gebirgsstämme, die wir gleichfalls zu zehntausend anschlagen können, die Apaches auf vierzigtausend, die Arrapahoes auf

zwanzigtausend und die Comanchen, nebst den von ihnen ausgehenden Stämmen, wenigstens auf weitere sechszigtausend. Da sie dieselbe Zunge redeten, die gleiche Religionsform hatten und auch in Sitten und Gebräuchen nicht von einander abwichen, so glaubte ich, mein Vorschlag müsse ganz leicht ausgeführt werden können. Die Arrapahoes waren der einzige Stamm, der in der Regel im Streite mit uns lebte; indeß hatten sie sich später als alle Uebrigen von dem Mutterstamme getrennt und waren daher sogar noch mehr Shoshonen, als die Apachen und Comanchen.

Kurz nach meiner Rückkehr that ich, wie ich mir vorgenommen hatte. Ich rief alle Häuptlinge unserer Nation zu einer großen Berathung zusammen, die im Monat August 1839 außerhalb der Mauern unserer Ansiedelung statt fand. Nach den Einleitungsceremonien redete ich sie folgendermaßen an:

„Shoshonen! tapfere Kinder der großen Schlange! mein Wunsch ist, euch glücklich, reich und mächtig zu machen. Dies ist mein Sinnen bei Tag und der Traum meines Schlafes. Endlich aber habe ich große Gedanken gehabt, — Gedanken, die von dem Manitou ausgehen. Hört jetzt Worte von Owato Wanisha. Er ist jung, sehr jung, seine Haut ist die eines Blaßgesichts, aber sein Herz ist das eines Shoshonen. Als ihr euch weigertet, den Boden zu bebauen, thatet ihr wohl daran, denn es lag nicht in eurer Natur — die Natur eines Mannes kann nicht so leicht verändert werden, wie die einer Motte. Und doch verstandet ihr damals wohl, welche Mittel einem großen Volke Kraft geben können. Reichthum allein kann die Ueberlegenheit behaupten, welche die Tapferkeit gewonnen hat. Reichthum und Tapferkeit geben Kraft — eine Kraft, welche nur durch den großen Herrn des Lebens gebrochen werden kann.

„Die Shoshonen wissen dies schon lange; sie sind tapfer, besitzen aber keinen Reichthum, und wenn sie noch immer ihre Ueberlegenheit behaupten, so liegt der Grund in dem Umstande, weil ihre Feinde eingeschüchtert sind durch die Stärke und die Schlau-

heit der Shoshonenkrieger. Zu Sicherung ihres Gebietes werden aber die Shoshonen eines Tages genöthigt seyn, stets an ihren Gränzen zu schlafen und ihre Feinde zurückzutreiben. Sie werden zu sehr beschäftigt seyn, um fischen und jagen zu können. Ihre Squaws und Kinder werden Hunger sterben! Selbst jetzt hat das Uebel schon begonnen. Welche Jagd und welche Fischerei habt ihr im letzten Jahre gehabt? Keine! Sobald die Tapfern auf ihrem Jagdgrunde angelangt waren, mußten sie zurückkehren, um ihre Weiber zu vertheidigen und ihre Feinde zu strafen.

„Warum sollten sich nun die Shoshonen nicht mit Einemmale über den Bereich solcher Zufälligkeiten erheben? Warum sollten sie nicht reich werden? Sie wollen kein Korn und keinen Tabak pflanzen. Sie thun wohl daran, da andere Leute dies für sie thun können; aber es gibt noch viele sonstige Mittel, Kraft und Reichthum zu gewinnen. Diese will ich meinem Stamme lehren.

„Die Shoshonen bekriegen die Krähen, weil die Krähen Diebe sind — die Flachköpfe, weil diese sich unsere Büffel belieben lassen — die Umbiquas, weil sie Pferde stehlen. Wären diese nicht, so brauchten die Kinder der großen Schlange nie zu fechten; ihre Hütten würden sich füllen mit Schätzen und ihr Reichthum könnte ihnen alle die guten Dinge kaufen, welche die weißen Männer aus fernen Ländern bringen. Die weißen Männer kamen zu den Wachinangoes (Mexikanern), um die Häute ihrer Ochsen und die Wolle ihrer Schafe zu kaufen. Sie würden zu uns kommen, wenn wir ihnen etwas anzubieten hätten. So wollen wir sie denn rufen, denn wir haben viel tausend Büffelhäute; wir haben das Pelzwerk des Bibers und des Otters; wir haben eine Menge von Kupfer in unseren Gebirgen und Gold in unseren Strömen.

„So hört mich denn. Wenn ein Shoshonenhäuptling glaubt, daß die Krähen seine Hütte angreifen wollen, ruft er seine Kinder und Verwandten um sich. Eine Nation kann dasselbe thun. Die

Shoshonen haben viele tapfere Kinder in den Prairieen des Südens und noch weit mehr an den Gränzen der Yankees. Alle denken und reden, wie ihre Vorfahren; sie sind dasselbe Volk. Würde es nun nicht gut und weise seyn, statt der Kräben, der Cayusen und Umbiquas alle diese tapferen Enkel als Nachbarn und Verbündete zu haben? Ja, gewiß. Wer würde es wagen, vom Norden aus durch ein Land zu kommen, das von den kriegerischen Comanchen bewohnt wird, oder vom Süden und vom Aufgange der Sonne durch die Wigwams der Apachen? Die Shoshonen würden dann mehr als dreißigtausend Krieger haben; sie würden das Gebiet beherrschen vom Meere an bis zu den Gebirgen, von dem Flusse des Nordens (Columbian) bis zu den Städten der Wachinangoes. Wenn die weißen Männer in ihren großen Kähnen kommen würden als Händler und Freunde, so nähme man sie gut auf, wollten sie aber als Feinde kommen, so könnten wir sie auslachen und wie Hunde peitschen. Dies sind die Gedanken, die ich den Shoshonen mittheilen wollte.

„Während meiner Abwesenheit habe ich die Apachen und Comanchen gesehen. Beide sind große Nationen. Laßt uns einige weise Männer zu ihnen schicken, welche sie einladen, zu ihren Vätern zurückzukehren; unsere Häuptlinge mögen ihnen Wald, Land und Wasser anbieten. Ich habe gesprochen."

Während meiner Rede hatte in der ganzen Versammlung das tiefste Stillschweigen geherrscht; sobald ich mich aber niedergelassen hatte und zu rauchen begann, entstand eine allgemeine Bewegung, welche zeigte, daß meine Worte Eindruck gemacht hatten. Endlich erhob sich jedoch der alte Häuptling und das Gemurmel kam zum Schweigen. Er begann folgendermaßen:

„Owato Wanisha hat gesprochen. Ich habe seine Stimme gehört. Es war ein seltsames Gesicht, ein schöner Traum. Mein Herz wurde wieder jung, mein Körper leichter und mein Auge schärfer. Dennoch kann ich nicht in die Zukunft sehen; ich muß

fasten und beten, muß den großen Herrn des Lebens anflehen, daß er mir seine Weisheit leihe.

„Ich kenne die Comanchen, die Apachen und die Arrapahoes. Ich weiß, sie sind unsere Kinder. Die Comanchen haben uns schon vor langer, langer Zeit verlassen, aber die Apachen und Arrapahoes sind noch eingedenk der Jagdgründe, wo ihre Väter geboren wurden. Als ich noch ein junger Jäger war, pflegten sie mit jedem Schnee zur Hütte unseres Manitou zu kommen und ihm Geschenke zu bringen. Das war lange Zeit früher, ehe noch ein Blaßgesicht über das Gebirge gekommen war. Seitdem sind die Blätter der Eichen achtzigmal gewachsen und wieder abgefallen — eine lange Zeit für einen Menschen, aber für eine Nation, als wäre es seit gestern. Sie sind unsere Kinder — es würde gut seyn, sie bei uns zu haben; sie könnten unsere Jagdgründe und unsern Reichthum theilen. Dann würden wir stark seyn. Owato Wanisha hat gut gesprochen; er hat viele Geheimnisse gelernt von den Macota Conaya (Mönchen), er ist weise. Aber dennoch müssen, wie ich gesagt habe, die Rothhauthäuptlinge Weisheit sich erbitten von dem großen Meister. Er wird uns wissen lassen, was gut und was schlimm ist. Mit dem nächsten Monde wollen wir zurückkehren zu der Berathung. Ich habe gesprochen."

Alle Häuptlinge brachen auf, um sich zu ihrem Fasten und ihren Ceremonien vorzubereiten, während Gabriel, Roche, mein alter Diener und ich die Maßregeln besprachen, um meinem Vorschlage Kraft zu geben. Meinen Diener schickte ich nach Monterey, Gabriel zu dem nächsten Dorfe der Apachen, und da es mit den Ansichten der Indianer im Einklang stand, daß ich während der Ceremonien nicht zugegen sey, damit so aller Einfluß auf irgend einen Häuptling vermieden würde, so zog ich mich mit Roche nach dem Bootshaus zurück, um daselbst die Zeit bis zum neuen Mond zu verbringen.

An dem anberaumten Tage trafen wir wieder auf dem Be-

rathungsgrunde an dem Ufer der Buona=Ventura zusammen. Die Häuptlinge und Aeltesten des Stammes hatten eine feierliche Haltung angenommen, und sogar die Männer der schwarzen Thaten (die Aerzte) nebst den Hütern der geheiligten Hütten, waren in der Kleidung ihrer Würde erschienen, um den Anwesenden die Bedeutsamkeit der bevorstehenden Verhandlung recht nahe zu legen. Einer von der heiligen Hütte erhob sich zuerst, machte ein Zeichen mit der Hand und schickte sich an zu sprechen: —

„Shoshonen," begann er, „jetzt ist die Zeit gekommen, in welcher unsere Nation sich entweder wie der Gebirgsadler über alle kleinen Vögel erheben oder niedersinken und von der Oberfläche der Erde verschwinden muß. Wären wir so geblieben, wie wir waren, ehe die Blaßgesichter das Gebirge kreuzten, so hätten wir zu Erdrückung unserer Feinde keine andere Hülfe nöthig gehabt, als ein Shoshonenherz und unsere scharfen Pfeile. Aber die Blaßgesichter haben ebensogut doppelte Herzen, als eine doppelte Zunge. Sie sind Freunde oder Feinde, je nachdem ihr Durst nach Reichthum sie leitet. Sie handeln mit den Shoshonen, zu gleicher Zeit aber auch mit den Krähen und mit den Umbiquas. Der junge Häuptling Owato Wanisha hat unserem Stamm einen neuen Pfad vorgeschlagen; er ist jung, hat aber seine Weisheit von den Schwarzröcken empfangen, die von allen Menschen die weisesten sind. Ich habe gleich unseren alten Häuptlingen gehört, von welchen Mitteln er sich Erfolg verspricht; wir haben gefastet und zu dem Herrn des Lebens gebetet, er möchte uns den Pfad zeigen, dem wir folgen sollen. Shoshonen, wir leben in einer wundersamen Zeit. Der große Manitou gebietet uns Rothhäuten, dem Blaßgesichte zu gehorchen und ihm in Sieg oder Tod zu folgen. Ich habe gesprochen. Der Häuptling von vielen Wintern wird jetzt seine Krieger und Freunde anreden!"

Ein Gemurmel lief durch die ganze Versammlung, die augenscheinlich sehr bewegt war durch diese politische Rede eines Mannes,

den sie für einen Dolmetscher des himmlischen Willens betrachteten und nur mit Furcht anzusehen gewöhnt waren. Der alte Häuptling — derselbe, welcher schon bei der früheren Berathung gesprochen hatte — stand jetzt auf und begann mit zitternder aber doch bestimmter Stimme:

„Ich habe gefastet, ich habe gebetet, ich habe geträumt. Alte Männer, die an dem Ende ihrer Tage stehen, können besser die Wünsche des großen Manitou lesen, welche die Zukunft betreffen. Ich bin ein Häuptling und zwar schon seit sechszig Sommern. Ich bin stolz auf meine Stellung, und da ich am tiefsten in das Herz unserer Feinde geschlagen habe, so bin ich eifersüchtig auf diese meine Macht und möchte sie Niemand abtreten, wenn es nicht der große Herr des Lebens beföhle. Aber sobald diese Sonne verschwunden seyn wird hinter dem Salzwasser, bin ich nicht länger ein Häuptling! Owato Wanisha wird unsere Krieger führen, er wird im Rathe oben ansitzen, denn zwei Götter sind mit ihm — der Manitou der Blaßgesichter und der Manitou der Rothhäute.

„Hört meine Worte, Shoshonen! Ich werde bald zu meinem Vater und Großvater in die glücklichen Jagdgründe gehen, denn ich bin alt; aber doch wird, ehe man meine Gebeine am Fuße der Berge begräbt, mein Herz noch aufleuchten über den Ruhm der Shoshonen und zwar, ich weiß es, in kurzer Zeit. Hört meine Worte! Vor langer, langer Zeit haben einige unserer Kinder, welche unsere Jagdgründe nicht weit genug fanden für das Ziel ihrer Pfeile, uns verlassen. Sie wanderten zuerst nach dem Süden und nach den schönen Prairieen im Osten, einem Klima, das von dem großen Geiste gesegnet ist. Sie mehrten und mehrten sich, bis ihre Familien so zahlreich wurden, als die unsrigen, und da sie Krieger und ihre Herzen groß waren, so verbreiteten sie sich; sie kreuzten bald die hohen Gebirge, und ihr Adlerauge sah jetzt auf jeder Seite ihres Gebiets das Salzwasser des Sonnenaufgangs und

das Salzwasser des Sonnenuntergangs. Dies sind die Comanchen, eine mächtige Nation. Die Comanchen haben sogar jetzt noch ein Shoshonenherz und eine Shoshonenzunge. Owato Wanisha ist unter ihnen gewesen; er sagt, sie seyen Freunde und haben nicht vergessen, daß sie die Kinder der großen Schlange sind.

„Lange, lange nachher, aber doch nicht lang genug, daß es der Erinnerung und den Berichten unserer heiligen Männer entgehen könnte, beschlossen andere von unsern Kindern, welche von der Macht, dem Reichthum und dem schönen Lande der Comanchen hörten, uns gleichfalls zu verlassen und sich im Süden auszubreiten. Dies sind die Apachen. Von dem Gipfel der stets mit Schnee bedeckten hohen Berge sehen sie in das Bett der Sonne. Sie sehen das grüne Gras der Prairie unter sich und in der Ferne das blaue Salzwasser. Ihre Haufen sind so zahlreich, wie die Sterne am Himmel, und ihre Krieger so dicht gesäet, wie die Muscheln in dem Grunde unserer Seen. Sie sind tapfer, sind gefürchtet von den Blaßgesichtern — von Allen, und wissen obendrein, daß wir ihre Väter sind. Ihre Zunge ist unsere Zunge, ihr Manitou ist unser Manitou, ihr Herz ein Theil von unserem Herzen, und nie hat das Messer eines Shoshonen das Blut eines Apachen getrunken oder der Gürtel eines Apachen den Scalp eines Shoshonen getragen.

„Und nachher gingen wieder Kinder von uns aus. Aber diesmal verließen sie uns, weil wir ihnen zürnten. Es waren einige Häuptlingsfamilien, die stark und stolz geworden. Sie wünschten Herren zu seyn über unsere Wigwams, und wir trieben sie fort, wie die Pantherin ihre Jungen verjagt, wenn diese ihre Klauen und Zähne gegen die Mutter kehren. Dies sind die Arrapahoes. Sie sind stark und unsere Feinde, aber dennoch ein edles Volk. Ich habe in meiner Hütte zwanzig ihrer Scalpe, und sie haben viele von den unsrigen. Sie fechten am hellen Tage mit der Lanze, mit Bogen und Pfeilen. Verrath ist ihnen verhaßt. Aber wenn auch Rebellen und unnatürliche Kinder, sind sie nicht den=

noch die Kinder der Shoshonen? Wer hätte je davon gehört, daß die Arrapahoes bei Nacht den Kriegspfad betreten? Niemand! Sie sind keine Krähen, keine Umbiquas, keine Flachköpfe. Sie wissen den Tod zu geben und hinzunehmen — gerade und aufrecht, Knie an Knie, Brust an Brust, und ihr Auge trinkt den Blick ihres Feindes.

„Nun, diese Arrapahoes sind unsere Nachbarn. Oft, sehr oft, — nur zu oft, können viele unserer Wittwen sagen — haben sie ihre Tomahawks ausgegraben und den Kriegspfad gegen die Shoshonen angetreten. Warum? Können auch zwei Sonnen leuchten auf derselben Prairie, oder zwei männliche Adler sitzen auf dem nämlichen Neste? Nein. Und doch erscheinen Nachts zahllose Sterne am Himmel, die einig unter einander sind und dem Monde gehorchen. Amseln und Staaren vereinigen ihre zahlreichen Stämme und nehmen denselben Flug, um einen gemeinsamen Schutz und Ruhepunkt für die Nacht zu finden; das ist Gesetz der Natur. Die Rothhäute kennen keine anderen Gesetze, als die der Natur. Der Shoshone ist ein Adler auf den Bergen, eine glänzende Sonne in der Prairie, und das Gleiche ist bei den Arrapahoes der Fall; sie sollten nicht mit einander kämpfen und fechten, bis die eine Sonne in Nacht untergegangen ist, oder der eine Adler blind und flügellahm die Felsen herunterstürzt, um das ganze Nest seinem Sieger zu überlassen. Die Arrapahoes fechten mit keinem memmenhaften Krähen, es sey denn zur Selbstvertheidigung, denn er riecht nach Aas, und eben so wenig mag ein Shoshone mit einem Krähen anbinden.

„Krähen, Umbiquas und Flachköpfe, Cayusen, Bonnaxes und Callapoos kommen alle, gemeinschaftlich zu jagen und bei einander auszuruhen; sie sind die Amseln und Staaren; sie müssen so handeln, denn sonst störte sie bei Tag der Adler oder bei Nacht der Igel.

„Nun hat uns Owato Wanisha oder sein Manitou zu einem kühnen Schritte angewiesen. Ich habe darüber nachgedacht und zu den Geistern der Rothhäute gesprochen; sie sagten, es sey gut,

und ich sage gleichfalls so. Ich bin ein Häuptling von vielen Wintern und weiß, was gut oder schlimm ist. Shoshonen, hört mich! meine Stimme ist schwach — kommt näher, horcht auf meine Worte! Bst! ich höre ein Flüstern in dem Plätschern des Wassers — höre es in dem Wehen des Grases — und fühle es in den Lüften! — Bst, so flüstert der Herr des Lebens — Bst!"

In diesem Augenblicke versank der ehrwürdige Häuptling in eine tiefe Träumerei, und sein Gesicht glühte; dann folgte eine Verzückung, als verkehre er mit einem unsichtbaren Geiste. Stumm und aufmerksam beobachteten die Krieger das Zucken auf seinen edlen Zügen. Die Zeit war gekommen, in welcher der Geist der Shoshonen sich seiner Vorurtheile entschlug und auf eine künftige Allgemeinherrschaft über den westlichen Kontinent von Amerika hinzublicken wagte. Der alte Häuptling erhob seine Hände abermals und sprach: —

„Kinder, denn ihr seyd meine Kinder! Krieger, denn ihr seyd Alle tapfer! Häuptlinge, denn ihr seyd Alle Häuptlinge! Ich habe ein Gesicht gehabt. Es war eine Wolke und der Manitou befand sich auf derselben. Die Wolke entwich, und hinter ihr sah ich ein zahlloses Volk, große Städte, reiche Wigwams, fremde Boote und große Kriegerabtheilungen, deren Fährte so lang war, daß ich weder Anfang noch Ende absehen konnte. Es war in einem Lande, das sich, wie ich in meinem Innern fühlte, von Norden aus wo Alles Eis ist, bis hinab zu dem Feuer des Südens ausdehnte! Dann ließ sich eine gewaltige Stimme vernehmen! es war kein Kriegsgeschrei, es war nicht das Gellen der Feinde, nicht das Stöhnen des Gefangenen am Marterpfahl, nein, es war die Stimme des Ruhms, die den Namen der Shoshonen rief — denn Alle waren Shoshonen. Keine Blaßgesichter unter ihnen! Owato Wanisha war zwar da, aber er hatte eine rothe Haut und sein Haar war schwarz; das Nämliche war der Fall bei seinen zwei Vätern, aber sie sahen aus wie Jünglinge — bei seinem alten und demü=

thigen Freunde, aber seine Glieder schienen alle Kraft und Thätigkeit der Jugend wieder gewonnen zu haben — und bei seinen zwei jungen Freunden, welche so tapfer an dem Posten fochten, als die feigen Umbiquas in unser Land geschlichen kamen. Dies ist Alles, was ich gehört und gesehen habe; und als das Gesicht entschwunden, sagte die Flüsterstimme zu mir: ‚verliere keine Zeit, alter Häuptling, der Tag ist gekommen! sage Deinen Kriegern, sie sollen auf das junge Blaßgesicht hören. Der große Geist der Rothhäute wird seine Brust durchdringen und ihm einige Worte leihen, die der Shoshone verstehen wird.‘ Ich bin alt und schwach; ich bin müde, erhebe Dich, mein Enkel, Owato Wanisha, und rede zu meinen Kriegern. Thu' ihnen kund die Wünsche des großen Geistes. Ich habe gesprochen."

So aufgefordert, näherte ich mich dem Platze, welchen der Häuptling geräumt hatte, und begann:

„Shoshonen, Väter, Brüder, Krieger — ich bin zwar ein Blaßgesicht, aber ihr Alle wißt, daß mein Herz das eines Shoshonen ist. Ich bin zwar jung, aber kein Kind mehr. Vor kurzer Zeit war ich noch ein Jäger, aber seitdem hat mich der Manitou zu einem Krieger gemacht und zu fremden und fernen Stämmen geführt, wo er mich lehrte, was ich thun solle, um die Shoshonen zu einem großen Volke zu machen. Hört meine Worte, denn ich habe nur Eine Zunge; es ist die Zunge meines Herzens, und in meinem Herzen weilt jetzt der gute Geist. Verwundert euch nicht, wenn ich den Ton des Befehls annehme, denn es geschieht nicht in meinem, sondern in Manitous Namen.

„Die zwölf weisesten Häupter der Shoshonen werden zu den Arrapahoes gehen. Sie werden Geschenke mitnehmen, aber auch zehn Söhne von Häuptlingen, die selbst schon Streiter auf den Kriegspfad geführt haben, und zehn junge Mädchen, schön anzusehen, die Töchter von Häuptlingen, deren Stimmen weich sind, wie das Trillern der Vögel im Herbst. Bei der großen Berathung

der Arrapahoes sollen die zehn Mädchen zehn großen Häuptlingen angeboten werden, nnd zehn große Häuptlinge werden ihre eigenen Töchter unsern jungen zehn Kriegern anbieten. Sie werden Frieden wünschen für immer, alle Scalps austauschen und dabei sagen, daß ihre Väter, die Shoshonen, noch einmal ihre Arme ausbreiten gegen ihre tapfern Kinder. Unser bester Jagdgrund soll der ihrige seyn; sie werden den Salm fischen aus unsern Flüssen; sie werden Arrapahoes-Shoshonen seyn, und wir wollen Shoshonen-Arrapahoes werden. Ich habe bereits meinen alten Blaßgesichtsfreund mit dem tapfern Herzen und dem scharfen Auge zu den Wachinangoes geschickt; bald werden wir an dem Posten ein Schiff mit Waffen, Munition und Geschenken für das Volk sehen. Ich selbst will aber mit einer Kriegerabtheilung nach den Prairieen der Apachen und unter die Commanchen gehen.

„Doch ich höre in meinem Innern noch eine andere, starke Stimme, der ich gehorchen muß. Mein Großvater, der alte Häuptling, hat gesagt, er werde nicht mehr Häuptling seyn. Das ist unrecht, sehr unrecht; der Manitou zürnt. Ist der Büffel weniger ein Büffel, wenn er alt wird, oder der Adler weniger ein Adler, wenn hundert Winter seine Schwingen weiß gemacht haben? Nein! ihre Natur kann sich nicht verändern, und eben so wenig die eines Häuptlings, namentlich wenn dieser ein Häuptling der Shoshonen ist!

„Owato Wanisha wird bleiben, was er ist, denn er ist zu jung, um der große Häuptling des ganzen, großen Volkes zu seyn. Seine Absicht ist gut, aber seine Weisheit ist von gestern — er kann nicht herrschen. Das Herrschen ist Sache derjenigen, welche durch langjährige Erfahrung bewiesen haben, daß sie es verdienen. Nein! Owato Wanisha wird seine Krieger führen auf den Kriegspfad oder auf die Fährte des Büffels. Er wird gehen und mit den Enkeln der Shoshonen reden; aber weiter kann er nicht thun.

„Laßt nun die Weiber das Abschiedsmahl zurichten und den

grünen Anstrich bereit halten; morgen werde ich mit fünfzig meiner jungen Männer aufbrechen. Ich habe gesprochen."

Die Berathung löste sich nun auf, und ich mußte jetzt die Ceremonie des Pfeifenrauchens und Händedrückens mit denjenigen durchmachen, welche sich Krieger nennen konnten. Am andern Morgen waren fünfzig reichgezäumte, prächtige Pferde auf den Rasen vor der Berathungshütte geführt, und bald erschienen fünfzig Krieger in ihren Festgewändern, alle mit Lanze, Bogen, Lasso und der über der Schulter hängenden Büchse bewaffnet. Es folgte nun eine Procession des ganzen Stammes, der in zwei Haufen getheilt war, der erste von den Häuptlingen und heiligen Männern, der andere von den Jungfrauen angeführt. Dann begannen die Tänze. Die Aeltesten sangen die Heldenthaten ihrer entschwundenen Tage als Musterbilder für ihre Kinder; die jungen Leute übten sich an dem Kriegspfahle, und die Matronen, Weiber, Mütter oder Schwestern der Abziehenden malten die Gesichter der Boten roth und grün, zum Zeichen ihrer friedlichen Sendung. Nachdem dies geschehen war, bildete die ganze Procession wieder ihre Reihen und vereinigte sich in einen Chorgesang, in welchem sie den Manitou um guten Erfolg baten und uns Lebewohl sagten. Ich gab das Zeichen zum Aufbruch. Alle meine Leute sprangen in ihre Sättel und das rüstige Häuflein galoppirte, nachdem es zweimal um die Versammlungshütte geritten, in die Prairie hinaus. Zwei Tage nach uns sollte eine weitere Abtheilung nach dem Gebiete der Arrapahoes ziehen, um zwischen beiden Stämmen eine Versöhnung zu erwirken.

Sechszehntes Kapitel.

Um diese Zeit hüllten sich die sonst so glänzenden Aussichten Californiens in düsteres Gewölk. Das mexikanische Gouvernement hatte eine große Umwandlung erlitten, in deren Folge neue Individuen zu Macht und Ansehen gelangten, welche ihre Anhänger mit Aemtern und Würden belohnten. Da jedoch diese Aemter vorher durch Andere besetzt gewesen waren, so mußten Letztere nothwendig abgedankt werden, was der Regierung natürlich immer mehr Feinde zuzog.

So ging es auch in Californien. Um jedoch dem Leser die Ereignisse, welche nun folgen sollen, verständlich zu machen, ist es nöthig, daß ich in einem kurzen Umrisse das Land schildere. Ich habe bereits gesagt, daß Californien vierhundert Meilen Küstenland am stillen Weltmeere einnimmt. Die östliche Gränze bildet der Golf von Californien, der einen langen Halbinselstrich vom Festlande trennt. Um aus dem Innern von Mexiko zu Lande nach Californien zu kommen, muß man viele hundert Meilen nördlich durch die wilden Wüsten von Sonora und durch Indianerstämme reisen, die von frühesten Zeiten an stets Feinde der Spanier und natürlich auch der Mexikaner waren. Ungeachtet dieser weiten Entfernung, welche es der Regierung von Mexiko unmöglich macht, Californien gegen die Einfälle der Indianer oder die nicht seltenen Raubzüge der Piraten zu schützen, versäumt das Gouvernemrnt doch nicht, von den verschiedenen Niederlassungen Steuern zu erheben, und zwar so belästigende und ungeheure Steuern, daß diese Striche nie werden können, was sie unter einer bessern Staatsverwaltung seyn könnten.

Die nördlichste mexikanische Besitzung am stillen Weltmeere ist San Franzisco; dann folgen Monterey, San Barbara, St. Luis Obispo,

Buona Ventura und endlich San Diego; außer diesen Seehäfen gibt es noch viele Städte, die weiter von der Küste entlegen sind, zum Beispiel San Juan Campestrano, Los Angelos (die größte Stadt in Californien) und San Gabriel. Die Unwissenheit und Käuflichkeit der mexikanischen Regierungsbeamten veranlaßt in diesen Gegenden oft Unruhen, mit deren Dämpfung stets neue Individuen beauftragt wurden. Diese sind in der Regel Menschen von zu Grunde gerichteten Vermögens-Umständen und verzweifeltem Charakter, deren Erpressungen zuletzt so unerträglich werden, daß sich die Californier trotz ihrer Schläfrigkeit endlich gegen ihre kleinen Tyrannen erheben. So ging es nun auch zu Monterey, wo ein neuer Gouverneur angelangt war; dem alten General Morreno hatte man unter falschen Vorwänden entlassen und nach Mexiko zurückberufen, wo er sich wegen vieler gegen ihn angebrachten Anschuldigungen verantworten sollte.

Der neue Gouverneur, ein ausschweifender Mensch aus der Hefe des Volks, halb Mönch und halb Soldat, der sich durch Mord, Raub und die kriechendste Unterwürfigkeit gegen seine Vorgesetzten einen Weg gebahnt hatte, begann bald eine eherne Faust über die Einwohnerschaft auszustrecken. Die Montereyer können zwar viel ertragen, aber doch liegt unter ihrer scheinbaren Fügsamkeit und moralischen Apathie ein Feuer verborgen, das, wenn es einmal geweckt wird, in zerstörenden Flammen auflodert. Außerdem hatten die Fremden, die sich in Monterey niedergelassen, seit geraumer Zeit Privilegien genossen, die sich nicht aufgeben mochten, und da sie im Allgemeinen reich waren, so übten sie einen nicht unbedeutenden Einfluß über die niedrigeren Klassen der Mexikaner.

Unmittelbar nach der ersten Erpressung von Seite des neuen Gouverneurs erhob sich die Bevölkerung in Masse und entwaffnete die Garnison. Das Präsidio wurde von den Insurgenten besetzt und der Tyrann durfte sich Glück wünschen, an Bord eines englischen Schiffes nach Acapulko zu entkommen.

Demungeachtet warfen bei dieser Gelegenheit die Bewohner von

Monterey das Joch der mexikanischen Regierung nicht ab; sie verlangten bloß Gerechtigkeit und verwalteten dieselbe eigenhändig. Einer der reichsten Bürger wurde pro tempore einstimmig zum Gouverneur erwählt, bis ein anderer anlangte, und nun kehrten sie wieder zu ihren gewöhnlichen Belustigungen und zu ihrer früheren Gleichgültigkeit zurück, als sey ganz und gar nichts Außerordentliches vorgefallen. Der in der gedachten Weise vertriebene Gouverneur hieß Fonseca. Weil er wohl wußte, daß nur der Erfolg sein Benehmen gerechtfertigt haben würde, so versuchte er es nicht, nach Mexiko zurückzukehren, sondern schloß sich einigen Piraten an, welche damals die Küste von Guatimala verheerten, und faßte, von Rache und Habsucht gestachelt, den Entschluß, Californien für sich zu erobern. Es gelang ihm, hundertundfünfzig Landstreicher aus allen Theilen der Welt in seinen Dienst zu locken — meist entlaufene Matrosen, flüchtige Verbrecher, unter andern aber auch etliche und vierzig Sandwichs-Insulaner, tapfere, entschlossene Bursche, die er durch Vorspiegelung reicher Beute an sich gelockt hatte.

Ich muß hier bemerken, daß eine große Anzahl der gedachten Insulaner in Californien zu finden ist, da zwischen den Sandwichsinseln und dem amerikanischen Küstenlande ein sehr lebhafter Verkehr besteht. Die zu diesem Zweck verwendeten Fahrzeuge sind stets doppelt bemannt, da an dem Ufer von Californien in der Regel die Hälfte der Matrosen desertirt. An ein warmes Klima und ein unthätiges Leben gewöhnt, fühlen sie sich ganz gemächlich und glücklich in dem neuen Lande. Sie verdingen sich hin und wieder als Gesellen zum Einschlagen der Häute und führen von ihrem Verdienste ein eigentliches Säuferleben, das einen auffallenden Gegensatz zu der bekannten Enthaltsamkeit der Spanier bildet. Derartige Leute hatte Fonseca in seine Dienste genommen, und sobald er einigermaßen mit Waffen und Munition versehen war, die er sich gewaltsam zu verschaffen wußte, schickte er sich zu seinem Feldzuge an.

Mittlerweile hatte der Gouverneur von Sonora von den Be-

wegungen zu Monterey Nachricht erhalten; er nahm es auf sich, die Aufrührer zu züchtigen, und meinte, sein Eifer werde von der mexikanischen Regierung höchlich belohnt werden. Um dieselbe Periode waren Truppen von Chihuahua gekommen, um einen Aufstand der unterjochten Indianer zu unterdrücken; er stellte sich selbst an ihre Spitze und rückte gegen Californien. Verlassen wir indeß den Exgouverneur Fonseca und den Gouverneur Sonora für eine Weile, um zu meinen Operationen unter den Indianern zurückzukehren.

Ich habe bereits angegeben, daß ich zu Unterstützung des Entschlusses der Shoshonen, die Stämme zu vereinigen, meinen alten Diener nach Monterey und Gabriel nach dem nächsten Apachendorfe geschickt hatte. Der Letztere hatte einen zahlreichen Haufen dieses Stammes an den Ufern des westlichen Colorado gefunden und kam, von der ganzen Partie begleitet, in die Richtung, welche ich selbst eingeschlagen hatte. Wir trafen bald zusammen. Die Apachen hörten mit größter Freude auf die Vorschläge, die ich ihnen machte, und entschieden sich dahin, daß hundert ihrer Häuptlinge und Krieger auf meinem Heimwege mit mir ziehen sollten, um mit den Stammesältesten den Friedensvertrag abzuschließen.

Auf dem Heimwege kamen wir durch das Gebiet der Arrapahoes, welche bereits meine Boten empfangen und die Bräute, welche als ein unlösliches Vereinigungsband dienen sollten, sowohl angenommen, als wieder gegeben hatten. Da die Comanchen zu ferne wohnten und durch die Hin- und Herreise nothwendig viele Zeit verloren werden mußte, so verschob ich meine Gesandtschaft an sie, bis die drei Völker der Shoshonen, Apachen und Arrapahoes so fest zusammengekittet waren, daß keine Auflösung mehr zu besorgen stand. Die Arrapahoes folgten dem Beispiele der Apachen, und hundert wohlberittene Krieger schlossen sich uns an, um ihre Väter, die Shoshonen, zu besuchen und mit ihnen das Calumet des ewigen Friedens zu rauchen.

Wir bildeten nun ein schönes Häuflein, denn wir waren zweihundertundfünfzig Mann stark, und um für den Unterhalt so vieler Personen Wild zu finden, mußten wir einen weiten Umweg durch den Süden machen, damit wir auf die Prairieen an der Buona Ventura träfen. Der Zufall verflocht uns jedoch in einen Kampf, in den ich später tief verwickelt wurde. Wir hatten nämlich kaum den Fluß erreicht, als wir auf eine Gesellschaft von fünfzehn Personen stießen, unter denen sich einige meiner alten Montereyer Freunde befanden. Sie waren auf dem Wege nach der Ansiedelung begriffen und wollten mich um Hülfe gegen den Gouverneur von Sonora bitten. Auch die Indianer theilten einmüthig den Wunsch, ihn zu züchtigen, und um uns die Geneigtheit der reichen Einwohnerschaft von Monterey zu sichern, fügte ich mich in die Umstände und änderte unsere Richtung südwärts. Mein alter Diener befand sich in dem Gefolge der Deputation, und von ihm erfuhr ich die ganze Lage der Dinge.

Dem Vernehmen nach hatte der Gouverneur von Sonora erklärt, er wolle die Einwohnerschaft von Monterey wie Hunde durchpeitschen und die Vornehmsten davon, namentlich die angelsächsischen Ansiedler, deren Habe er für sich zu confisciren wünschte, aufknüpfen lassen. Dies wäre ihm wahrscheinlich auch gelungen, wenn er nur den Mund hätte halten können; so aber erfuhren die Montereyer seine Absichten, noch ehe er die Gränzen von Californien erreicht hatte.

Es wurden nun Deputationen an die benachbarten Städte geschickt, und alsbald brach ein Häuflein entschlossener Männer auf, um die Pässe zu besetzen, durch welche der Gouverneur ziehen mußte. Da erfuhren sie nun mit Entsetzen, daß die Streitkräfte, mit welchen sie zu kämpfen hatten, wenigstens zehnmal so groß seyen, als ihre eigenen; sie waren indeß zu tapfer, um sich zurückzuziehen, ohne für die Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit einen Streich geführt zu haben. Da sie sich zugleich ihrer vertrauten Bekanntschaft mit mir erinnerten und den natürlichen Groll der

Indianer gegen die Wachinangoes oder Mexikaner kannten, so beschlossen sie, uns um Hülfe zu bitten und uns dagegen einen Theil ihres Reichthums an Vieh, Waffen, Munition und andern Artikeln, die unter den Wilden einen großen Werth haben, anzubieten.

Die Armee des Gouverneurs belief sich auf fünfhundert Mann — zweihundert davon uniformirte Soldaten, der Rest Halbzucht-Nachzügler, die wohl beutegierig, aber gleichwohl zu feig waren, um den Raub zu kämpfen. Es wurde ausgemacht, daß ich und meine Leute, die sämmtlich beritten waren, die Prairie besetzen sollten, wo wir uns in einem Hinterhalte verbergen konnten. Die Montereyer und ihre Freunde sollten bei der Annäherung des Gouverneurs zurückweichen, als scheuten sie sich, ihm den Boden streitig zu machen, und wenn dann die ganze feindliche Armee in vollem Nachsetzen begriffen war, konnten wir derselben in die Flanken fallen und sie mit Stumpf und Stiel ausrotten. Es ging, wie wir vorausgesehen. Wir hatten über dreihundertundfünfzehn Mann zu gebieten, die unter einem einzigen, gemeinschaftlichen Antriebe handelten und schon zum Vöraus des Sieges gewiß zu seyn glaubten. Der Gouverneur rückte mit seinen Helden heran.

Es war ein eigenthümlicher Anblick und die Armee selbst ein lärmender Haufen; demungeachtet konnten wir aber doch entdecken, daß sie sich vor möglichem Widerstand ein wenig fürchtete, denn sie machte an dem Fuße des Hügels Halt und schickte, als sie in der Höhe des Passes acht oder zehn Montereyer sah, eine weiße Flagge ab, um zu versuchen, ob nicht eine Art von Vergleich erzielt werden könne. Unsere Freunde thaten aber, als seyen sie zu sehr erschrocken, und flüchteten sich in die Prairie hinunter. Als die Gegner dies sahen, wurden sie außerordentlich tapfer. Sie marschirten, galoppirten und stürzten ordnungslos vorwärts, bis sie ganz in unserer Macht waren; und nun erhoben wir unser Kriegsgeschrei, das durch ein tausendfältiges Echo nur noch furchtbarer gemacht wurde.

Wir schossen keine Kugel, nicht einmal einen Pfeil ab, und errangen doch einen entscheidenden Sieg. Die Soldaten und Nachzügler warfen sich auf den Boden, um dem Tode zu entgehen, während der Gouverneur, auf die Geschwindigkeit seines Rosses bauend, von hinnen jagte, um sich zu retten. Seine Feigheit kostete ihn jedoch das Leben, denn sein Thier stürzte und brach den Hals. So ging das einzige Opfer dieses Feldzugs zu Grunde.

Wir nahmen unsern besiegten Feinden Gewehre und Munition ab, indem wir je einem Häuflein von zehn Mann nur eine einzige Muskete und eine entsprechende Anzahl von Patronen ließen, damit sie auf dem Heimwege nicht Hungers stürben. Ihr Führer wurde verscharrt, wo er gefallen war, und so endete dieser possirliche Feldzug. Indeß war noch eine andere Schlacht zu schlagen, die zwar auch siegreich, aber doch nicht in so komischer Weise endigte.

Fonseca hatte mittlerweile an der Küste gekreuzt, wegen der Südostwinde aber nicht zu Monterey landen können, weshalb er in die Bay von San Francisco einfuhr. Die dortige Niederlassung ist sehr reich und wird von den Abkömmlingen englischer und amerikanischer Kaufleute bewohnt, welche sich durch den Verkehr über das stille Weltmeer ein Vermögen erworben hatten; sie heißt Yerba Buena (das gute Gras), von den schönen Wildklee-Wiesen, welche sich hundert Meilen weit um sie ausdehnen.

Dort hatte Fonseca mit etwa zweihundert Schurken seines Gelichters gelandet und seine Heldenthaten damit eröffnet, daß er die kleine Stadt plünderte und zerstörte. Die Einwohner flüchteten sich natürlich in alle Richtungen, und als sie auf uns trafen, versprachen sie den Indianern die Hälfte der Gegenstände, welche ihnen geraubt worden waren, wenn sie die Piraten überwältigen und ihnen ihre Beute wieder abjagen könnten. Ich nahm mir vor, die Schurken mitten in ihrer Schlemmerei zu überraschen, und theilte meine Armee in drei Haufen, das Kommando der Apachen Gabriel übergebend, welcher die Ufer der Bay besetzen und die Boote zer=

stören sollte, damit die Feinde nicht nach ihren Schiffen entkommen könnten. Die Arrapahoes wurden in der Prairie gelassen, welche die Stadt umgab, um diejenigen aufzufangen, welche den Versuch machen sollten, auf dem Landwege zu entkommen. Die dritte Abtheilung kommandirte ich selber. Sie bestand aus fünfzig wohl bewaffneten Shoshonen und vierundfünzig Küsten-Mexikanern, meist Söhnen der englischen oder amerikanischen Ansiedler.

Früh am Morgen betraten wir die Trümmer, die vor ein paar Tagen noch ein hübsches Städtchen gewesen waren, jetzt aber den Blicken nur noch einen Steinhaufen boten, unter dem ein paar Zelte für die Nacht aufgeschlagen waren. Die Matrosen und Seeräuber waren sämmtlich betrunken und lagen in tiefem Schlaf auf dem Boden umher. Die Sandwichsinsulaner befanden sich zu Hauf und in der Nähe der Zelte, bei welchen eine Menge Kisten, Tonnen, Säcke und sonstige geraubte Gegenstände aufgethürmt standen. Ohne Zweifel hätten wir das Raubgesindel ohne Blutvergießen ergreifen können, wenn nicht das Bellen der Hunde die Sandwicher geweckt haben würde, welche in einem Nu auf den Beinen waren. Sie schlugen Lärm, griffen nach ihren Waffen und eröffneten einen verzweifelten Kampf mit meinem linken Flügel, der durch die weißen Streiter gebildet wurde.

Diese litten bedeutend und wurden mehrfach durchbrochen; aber ich machte eine Schwenkung und umzingelte die Bursche mit meinen Shoshonen, welche nicht einmal von ihren Büchsen Gebrauch machten, sondern in aller Stille mit Lanze und Tamahawk ihr tödtliches Werk verrichteten. Dies geschah mit solcher Behendigkeit, daß in zehn Minuten nur wenige dieser unglücklichen Insulaner übrig waren, um sich über ihre Wunden zu beklagen. Meine Mexikaner, die sich nun wieder gesammelt hatten, griffen Fonseca an und erschlugen viele der Seeräuber in ihrem viehisch trunkenen Zustande. Nur Wenige versuchten zu kämpfen, denn die Mehrzahl wankte nach der Küste hin, um sich in die Boote zu retten. Aber

die Apachen hatten bereits ihre Pflicht erfüllt, indem sie die kleinsten Boote an's Land zogen, die größeren aber durchlöcherten und versenkten. Sie führten nun einen Angriff auf die elenden Flüchtlinge, die sie mit den Speeren erschlugen, und unser Sieg war jetzt vollständig.

Als die Seeräuber, welche an Bord der beiden Schiffe geblieben waren, bemerkten, wie die Sachen standen, so begrüßten sie uns mit ein paar Kartätschenladungen, die keine Wirkung thaten, denn die Matrosen, meist ausgerissene Yankees, waren wahrscheinlich so betrunken, wie ihre Spießgesellen am Lande. Endlich gelang es ihnen, die Anker zu lichten und unter einem günstigen Landwinde aus der Bai zu kommen. Seitdem hat man nie wieder etwas von ihnen gehört.

Fonseca benahm sich, sobald er sein Geschick entschieden sah, so gemein und feig, als er vor seiner Niederlage tyrannisch gewesen war. Er machte mir viele glänzende Erbietungen, wenn ich ihn ziehen und anderswo sein Glück versuchen lassen wolle. Da er jedoch bemerkte, wie sehr ich ihn verachtete, so wandte er sich an die Mexikaner, um bei ihnen seinen Zweck zu erreichen. Als er endlich gewahrte, daß er auf keine Gnade zu hoffen hatte, brach er in so schreckliche Gotteslästerungen aus, daß ich ihn knebeln lassen mußte.

Am andern Morgen langten zwei Kompagnieen von Monterey an; es wurde ein Kriegsrath gehalten, und zwanzig Bewohner des Städtchens bildeten sich zu einer Jury. Fonseca wurde vor Gericht gestellt und wegen Seeräuberei und Landesverraths verurtheilt. Der Tod des Erschießens erschien zu ehrenvoll für einen solchen Elenden, weshalb man ihn in Gemeinschaft mit den noch lebenden wenigen Sandwichern aufhing.

Unser Haufen hatte im Anfange des Treffens ein wenig gelitten, denn drei Mexikaner waren gefallen und achtzehn verwundet, desgleichen auch zwei Apachen. Meine Shoshonen hatten nicht den mindesten Schaden genommen und die Arrapahoes, welche man in

der Prairie zurückgelassen, schlossen sich uns kurz nach der Schlacht mit einigen Scalpen an.

Die Leute von San Francisco hielten ihr Versprechen. Die gerettete Beute wurde in zwei gleiche Hälften getheilt, von denen die eine der Uebereinkunft gemäß den Indianern zufiel. Am Abende unserer Abreise wurden uns zum Beweis der Dankbarkeit Geschenke gemacht und die Indianer nahmen natürlich den siegreichen und einträglichen Feldzug, den sie im ersten Augenblicke ihrer Vereinigung angetreten hatten, für eine gute Vorbedeutung. Da man ihrer Dienste nicht länger bedurfte, so wandten sie sich nordwärts und brachen unter Roches Kommando nach der Ansiedelung auf, um ihre ursprüngliche Absicht, den Besuch bei den Shoshonen, auszuführen, während ich selbst in San Francisco zurückblieb.

Siebenzehntes Kapitel.

Bis zu dem gegenwärtigen Abschnitte meiner Erzählung hatte ich fast ausschließlich mit Indianern und einigen Weißen gelebt, die sich in die Indianerbräuche fügten. Das civilisirte Leben war mir fremd geblieben, denn obgleich ich mich eine kurze Zeit zu Monterey aufgehalten hatte, so ist dies doch der allerletzte Platz in der Welt, an dem man sich eine wirkliche Menschenkenntniß sammeln kann. Ich war freimüthig, zutraulich und ehrenhaft, wie alle Indianer, bis sie oft getäuscht und gekränkt worden sind, und da ich wußte, ich könne auf meine Shoshonen bauen, so glaubte ich, auch denen vertrauen zu können, welche den Namen Christen führten

und sich des Vortheils der Civilisation erfreuten. Der Leser muß übrigens wohl im Auge behalten, daß ich erst neunzehn Jahre alt und als Shoshone erzogen worden war. Mein Jugendfeuer loderte in Folge unserer letzten siegreichen Kämpfe hoch auf. Hätte ich mich begnügt, den Indianerbund zu befestigen, so wäre es gut gewesen, aber meine Ideen führten jetzt weiter. Die kürzlichen Vorfälle weckten in meiner Seele den Plan, ganz Californien unabhängig zu machen, und ich setzte meinem Ehrgeize das schöne Ziel, der Befreier des Landes zu werden. Ich kannte die großen Hülfsquellen des Gebietes und die undurchdringlichen Schranken, welche sich jedem großen Heerhaufen, der aus dem Mittelpunkte von Mexiko einen Einfall wagen wollte, in den Weg stellten. Je länger ich daher über das Unternehmen nachdachte, desto mehr überzeugte ich mich von seiner Ausführbarkeit. Den Californiern zu San Francisco machte ich die Vorstellung, sie könnten unter obwaltenden Umständen einer Macht, welche die Regierung von Akapulco aus auf dem Wasserwege heraufschickte, keinen erfolgreichen Widerstand leisten, und ihre Tyrannen würden sich nur zu glücklich schätzen, einen Vorwand zur Plünderung gefunden zu haben, und ihnen keine Gnade erzeigen; wenn sie übrigens mit Einemmale ihre Unabhängigkeit erklärten und ihre Häfen den Fremden öffneten, so würden sie in kurzer Zeit reich und mächtig genug seyn, um jedes Heer, das man gegen sie ausrücken lasse, zu schlagen. Zugleich machte ich ihnen den Vorschlag, ich wolle ihnen, da sie keine stehenden Truppen hätten, mit tausend Kriegern Beistand leisten; in diesem Falle erwarte ich aber an der neu zu errichtenden Regierung Antheil zu haben. Meine San Francisco-Freunde hörten mir aufmerksam zu, und es entging mir nicht, daß ihnen mein Vorschlag einleuchtete; indeß sprachen sich nur Wenige unter den Vielen aus, und auch diese wollten keine schließliche Antwort geben, bis sie sich mit ihren Landsleuten zu Monterey benommen hätten. Sie gaben mir ihr Ehrenwort, gleich nach ihrer Ankunft in jener Stadt

die Angelegenheit zu betreiben, Boten nach den südlichen Niederlassungen zu schicken und mir dann das Ergebniß mitzutheilen.

Es war nutzlos, nach meiner Ansiedelung zurückzukehren, ehe ich weiteren Bescheid wußte, weshalb ich beschloß, in einem Missionsposten an der Bay, der von lebensfrohen, französischen Mönchen besetzt war, Quartier zu nehmen.

In dem Kloster oder Missionshause entschwand mir die Zeit recht angenehm; die guten Väter waren lauter Männer von gesunder Erziehung, die man überhaupt bei allen Ordensgeistlichen Mexiko's trifft. Auch ihnen kam eine Trennung Californiens von der mexikanischen Regierung sehr gelegen, und zwar nicht ohne Ursache, denn das Gouvernement hatte sie ihres Eigenthums beraubt und alle californischen Produkte mit fast zweihundert Procenten besteuert. Außerdem mußte man von dem Pelzwerk und den Häuten, welche fremde Händler an sich brachten, die Hälfte des Kaufschillings an die Regierung abtreten, während die andere Hälfte durch das mexikanische Verfahren, auf alle an der Küste gelandete Güter einen Zoll von zweihundert Procenten zu legen, zu einem Achtel verkümmert wurde. Die Mönche gaben mir zu verstehen, im Nothfalle würden mich die Missionen mit fünfzehn-, zwanzig-, ja mit dreißigtausend Dollars unterstützen.

Mit diesen Vätern, die lauter Bonvivants waren, verbrachte ich meine Zeit recht angenehm. Ihre Keller waren mit Constantia-Wein gefüllt, ihre Gärten herrlich cultivirt, ihr Geflügel fett und zart, und ihr Wildpret stets von einem besonderem Wohlgeschmacke. Ihr träges, gemächliches Leben sagte meinem Geschmack so sehr zu, daß ich wohl selbst das Gelübde abgelegt haben würde, wenn ich noch einige Monate länger unter ihnen verweilt hätte. Die Californier hatten jedoch durch ihre Thätigkeit ihrer Zusage Ehre gemacht, und ihre Emissäre kamen nach San Francisco, um die Bedingungen zu bereinigen, unter welchen ich meinen Beistand leihen sollte. Die Ereignisse drängten sich, so daß ich an keinen Rückzug denken durfte,

sondern mich zum Handeln vorbereiten mußte. Nach einem hastigen, obgleich herzlichen Abschied von meinen frommen und freigebigen Wirthen kehrte ich nach der Ansiedelung zurück, um das Drama vorzubereiten, welches Einige von uns entweder zu unbedingter Gewalt oder auf's Schaffot führen mußte.

Sechs Wochen, nachdem ich San Francisco verlassen, stand ich wieder im Feld und im Begriffe, den Truppen entgegenzuziehen, welche von St. Miguel in Sonora und anderen Garnisonen des mittleren Mexika's ausgeschickt worden waren. Auf die Kunde von der Niederlage der beiden Gouverneure schlossen sich ungefähr hundertundzwanzig Californier von Monterey und San Francisco meinen Streitkräften an; vielleicht leitete sie ihr natürlicher kriegerischer Muth, wahrscheinlich aber auch ehrgeizige Absichten, die den meinigen ähnlich waren.

Ich hatte zwölfhundert wohlbewaffnete und gutberittene Indianer bei mir, aber bei dem gegenwärtigen Anlasse überwog die Anzahl meiner Shoshonen die unserer neuen Alliirten; denn erstere bestanden aus achthundert Kriegern und bildeten zwei Schwadronen, deren gute Mannszucht sogar auf einer europäischen Parade Bewunderung erregt haben würde. Außerdem waren dreihundert Arrapahoes und hundert Apachen in meinem Gefolge.

Da der bevorstehende Kampf einen ernsteren Charakter annahm, als unsere beiden früheren Scharmützel, so traf ich einige Abänderungen in dem Kommando und nahm zweihundertundfünfzig Shoshonen nebst der mexikanischen Kompagnie, welche vier kleine Feldstücke mitgebracht hatte, unter meinen unmittelbaren Befehl. Den Rest meiner Indianer theilte ich in Schwadronen von je hundert Pferden, denen ich ihre beziehungsweisen Häuptlinge vorsetzte. Gabriel, Roche, mein alter Diener und zwei oder drei gewandte junge Californier behielt ich als Adjutanten bei mir. Wir näherten uns dem Passe und fanden, daß der Feind in der Ebene unten Lager geschlagen hatte. Unsere Dispositionen wurden sofort getroffen

und unsere Feldstücke in einer fast unangreifbaren Stellung etliche Meilen unterhalb des Passes, wo wir bereits früher den Gouverneur von Sonora geschlagen hatten, hinter Brustwerken aufgefahren. Der Feind stand uns an Zahl nach, war aber gut disciplinirt und besaß vier Feldstücke von schwererem Kaliber, als die unsrigen waren. Er mochte ungefähr neunhundertundfünfzig Mann betragen, meist leichte Infanterie, mit einem kleinen Artilleriepark und dreihundert Pferden.

In unserer gebirgigen Stellung konnten uns natürlich unsere Rosse nichts nützen, und ein Angriff in der Ebene war ein zu gefährliches Wagniß, da wir einer überlegenen Bewaffnung und Mannszucht nur sechshundert Büchsen entgegenzustellen vermochten. Wäre das Terrain waldig gewesen und hätten sich die Indianer durch Bäume decken können, so würden wir das Kriegsgeschrei erhoben und den Feind vernichtet haben, ohne ihm Zeit zu lassen sich umzusehen; so aber ließ ich die Apachen absteigen und beschloß, im Vertrauen auf die natürliche Sicherheit unserer Stellung, ruhig zu bleiben, bis uns vielleicht eine falsche Bewegung oder ein übereilter Angriff von Seiten des mexikanischen Militärs Gelegenheit gab, es mit Einem Schlage zu erdrücken.

Ich spielte jetzt um einen hohen Einsatz, und der übersprudelnde Muth, der früher meine Bewegungen geleitet, hatte mich verlassen. Sorge und — ich muß es gestehen — auch Argwohn drückten mich; aber es war zu spät zum Rückzuge, und ich war zu stolz, das Begonnene nicht zu Ende zu führen, selbst wenn es mich das Leben kosten sollte. Zum Glück gab Gabriels und Roches wohlwollende Freundschaft meinen Gedanken eine lichtere Färbung; ich wußte, daß ich in ihnen zwei Freunde besaß, die mich vielleicht im Glücke, nimmermehr aber im Unglücke verlassen würden, denn wir hatten so lange zusammen ein Jägerleben geführt und sowohl Ueberfluß als Mangel getheilt, daß unsere Herzen durch die stärksten Bande an einander gefesselt waren.

Der uns entgegengeschickte Befehlshaber war ein alter, erfahrener Offizier, und wir hätten ihm gegenüber sicherlich keine Aussicht gehabt, wäre er nicht einer von jenen Männern gewesen, welche von der früheren Regierung geschätzt wurden und daher bei der gegenwärtigen keine sonderliche Gunst, wohl aber Mißtrauen und Argwohn fanden. Da er der einzige tüchtige Offizier im fernen Westen war, so hatte man ihm aus Noth die Truppenführung übertragen, aber nur nominell, denn Agenten der Regierung mußten ihn beaufsichtigen, die sich eine besondere Freude daraus machten, allen seinen Planen entgegenzuarbeiten. Die Letzteren bestanden aus jungen Leuten ohne alle Erfahrung, die kein anderes Verdienst hatten, als mehr oder weniger mit den Mitgliedern der bestehenden Regierung verwandt zu seyn. Jeder davon wollte den General spielen und betrachtete den alten Feldherrn bloß als eine bequeme Person, auf die er im Falle einer Niederlage alle Verantwortung abladen konnte, während er im Gegentheil Willens war, dem alten Krieger die Lorbeern zu stehlen, die vielleicht errungen wurden.

Der Name dieses Befehlshabers war Martinez; er hatte während des Unabhängigkeitskrieges ritterlich gegen die Spanier gekämpft, aber das war schon lange her und seine Dienstleistung inzwischen in Vergessenheit gerathen. Er hatte bloß aus Patriotismus gehandelt und war zu ernst, zu stolz und zu ehrenhaft, um ein Höfling zu werden und sich vor den Emporkömmlingen zu beugen, weshalb er mit Widerwillen Montezumas Hallen verließ. Demgemäß blieb er unbeachtet, unbefördert und wurde nur hie und da in Zeiten der Gefahr hervorgeholt, aber wieder vernachlässigt, sobald man seiner nicht mehr bedurfte.

Ich konnte deutlich bemerken, wie wenig Einigkeit unter den Führern unserer Gegner herrschte. Bisweilen bekundete die Stellung der Armee einen überlegenen militärischen Geist, dann aber gab die Infanterie Blößen und die Kavallerie machte zwecklose Schwenkungen. Es war augenscheinlich, daß zwei Kräfte miteinander kämpften, von

denen die eine bemüht war, eine regelrechte Disciplin zu handhaben, die andere aber nur dem Impulse einer unbestimmten und übermüthigen Laune folgte. Diese Entdeckung flößte mir natürlich etwas mehr Selbstvertrauen ein, und der Gedanke, daß ich meine Armee allein kommandirte, erfüllte mich mit nicht geringem Stolze.

Meine Shoshonen, die bereits einsehen gelernt hatten, welche Kräfte sich durch ein gleichzeitiges Handeln entwickeln lassen, boten einen schönen Anblick. Auch die Apachen hatten in ihren häufigen Scharmützeln mit den regulären Truppen einigermaßen die Kavallerietaktik kennen gelernt. Alle Reisende in Mexiko, welche mit diesen unerschrockenen Kriegern zusammentreffen, wundern sich über ihre ritterliche und gleichförmige Haltung. Die Californier bei denen jetzt soviel auf dem Spiele stand, benahmen sich ebenfalls ganz anders, als man dies von ihrer sonstigen Indolenz hätte erwarten sollen, und das Vertrauen, das sie seit unserem Siege über Fonseca zu mir gewonnen hatten, wurde noch gesteigert durch die Vergleichung meiner Dispositionen mit denen der Gegner. Ja, die Hoffnung eines sicheren Sieges feuerte sie in einem Grade an, daß sie mich oft zu einem unverweilten Angriffe drängten, ohne daß ich mich jedoch von dem Plane, den ich mir einmal vorgenommen hatte, abbringen ließ.

Die Arrapahoes zeigten sich ein wenig unlenksam. Tapfer und so vortreffliche Reiter, daß sie fast die Fabel von den Centauren zu realisiren schienen, blitzesschnell im Angriff und ebenso hurtig im Wiederverschwinden, baten sie mich alle Augenblicke, den Kampf zu eröffnen; ich kannte jedoch die Stärke einer regelmäßigen Infanterie zu gut und wußte wohl, daß leichte Reiterei gegen ihre Bajonette nicht viel auszurichten vermochte. Ich sah mich deshalb genöthigt, ihren Eifer durch alle nur erdenklichen Beweisgründe zu zügeln, wobei ich ihnen namentlich zu verstehen gab, daß wir durch einen vorschnellen Angriff zuverlässig die Beute verlieren würden.

Endlich kam der Augenblick heran. Die Klugheit des alten Befehlshabers war augenscheinlich durch seine unwissenden Gehülfen überstimmt worden. Die Infanterie setzte sich in Bewegung, die Reiterei auf der einen und die Artillerie auf der andern Seite. Es war in der That ein höchst klägliches Manöver, für das sie theuer bezahlen mußten. Ich schickte die Arrapahoes aus, um die feindliche Cavallerie zu umgehen und ihr auf ein gegebenes Zeichen in die Flanke zu fallen, während die Apachen Angesichts des Fußvolks, auf das wir mit unsern vier Feldstücken ein zerstörendes Feuer eröffneten, langsam hinunterstiegen.

Die Infanterie hielt sich tapfer; sie wich nicht zurück, sondern hielt ritterlich Stand, wie sich's für brave Soldaten ziemt. Die Arrapahoes erhielten das Zeichen zum Angriff, und in demselben Augenblicke brachen die Shoshonen, welche bisher unthätig mit mir hinter dem Hügel gelegen hatten, in vollem Galopp auf den Feind los. Der Angriff der Arrapahoes war rasch und schrecklich. Als sich die Rauch- und Staubwolken ein wenig verzogen hatten, bemerkte ich sie eine Meile weit in der Ebene, wie sie die mexikanische Reiterei, welche um die Hälfte ihrer Zahl geschmolzen war, vor sich hertrieben. Die Shoshonen waren vermittelst einer raschen Bewegung zwischen dem Fußvolk und der Artillerie durchgebrochen und zwangen die Kanoniere, ihre Geschütze zu verlassen; dann schlossen sie ihre Glieder, machten eine Schwenkung und stürzten ungestüm auf die rechte Flanke der Infanterie zu.

Als ich den Arraphoes das Angriffssignal gab, beschleunigten die Apachen ihre Eile und banden mit dem Feinde von vorne an; sie wurden jedoch durch das laufende Feuer der wohldisciplinirten Truppen im Zaume gehalten und fanden, trotz ihrer entschlossenen Tapferkeit, in den mexikanischen Bajonetten eine Stahlbarriere, welche ihre Lanzen nicht zu durchdringen vermochten.

Dennoch stand die Aussicht für uns sehr günstig. Die mexikanische Artillerie war in unserer Gewalt, ihre Reiterei zersprengt

und fast aus unseren Blicken entschwunden, und das Fußvolk, obgleich bewunderungswürdig disciplinirt, sowohl vorn, als von den Seiten schwer bedrängt. Bei diesem Stand der Dinge schickte ich Gabriel aus, damit er die Arrapahoes nach dem Kampfplatze zurückrufe, denn ich wußte wohl, daß sich die mexikanische Cavallerie nicht formiren würde, ehe sie die Gränzen von Sonora erreicht hatte. Natürlich waren mit der flüchtigen Reiterei auch die Coadjutoren des alten Generals verschwunden, dem sie es überließen, die verlorenen Vortheile wieder einzubringen und die Folgen ihrer eigenen Feigheit und Trägheit auszubaden.

Jetzt war dieser talentvolle Offizier Meister über seinen Bewegungen und verzweifelte nicht an dem Erfolg. Durch ein bewunderungswürdiges Manöver theilte er sein Fußvolk in zwei Divisionen, um unsere beiden Reiterhaufen im Schach zu halten, bis er ein gutes Quarée bilden konnte, welches dann durch einen ungestümen Angriff auf die Shoshonen die genommenen Feldstücke wieder eroberte; dann zog es sich langsam zurück und erreichte ohne weiteren Verlust den Grund, den es vor dem Angriff eingenommen und dessen Unebenheit die Infanterie in den Stand setzte, unseren Reiterhaufen einen tüchtigen Widerstand entgegenzusetzen.

Dieses Manöver des alten Generals, vermittelst dessen er seine Truppen aus ihrer gefährlichen Stellung herauszog und die Feldstücke wieder eroberte, war noch außerdem mit dem Vortheile begleitet, daß unsere Artillerie keine weiteren Dienste thun konnte, denn wir waren nicht im Stande, sie den Berg hinunterzuschaffen. Da jedoch die Schlacht ausgekämpft seyn mußte, so beschloß ich, meinen Angriff zu verfolgen, ehe sich noch der Feind verschnaubt und von der kürzlichen Anstrengung erholt hatte.

Bisher waren die Kalifornier bloße Zuschauer des Kampfes gewesen. Ich stellte mich nun an ihre Spitze und griff mit ihnen das mexikanische Quarée von vorne an, während die Shoshonen links und die Apachen rechts ein Gleiches thaten.

Fünf- oder sechsmal wurden wir zurückgeworfen; aber stets rückten wir wieder an, während der alte Feldherr allenthalben seine Anweisungen gab und die Mannschaft ermunterte. Roche und ich, wir Beide waren verwundet, fünfzehn von den Californiern todt, die Reihen der Shoshonen durch das unablässige Artilleriefeuer sehr gelichtet und die Apachen in wirrem Zurückweichen begriffen. Schon verzweifelte ich an dem Erfolg, als Gabriel, dem es gelungen war, die Arrapahoes von Verfolgung der flüchtigen Cavallerie zurückzurufen, die Reihen derselben ordnete, und auf der einzigen Seite des Quarées, welche noch verschont gebliebeu waren, einen wüthenden Angriff machte. Dies geschah in demselben Augenblicke, als eine letzte verzweifelte Anstrengung der Shoshonen und meiner Californier die Reihen des Feindes vorne in Verwirrung gebracht hatte.

Als der tapfere alte Feldherr bemerkte, daß er seinen Grund nicht länger behaupten konnte, zog er sich langsam zurück, um das felsige Terrain am Fuße des hinter ihm liegenden Gebirges zu erreichen, wo ihm unsere Kavallerie nichts mehr anhaben konnte.

Ich bemerkte seine Absicht und beschloß, ihm wo möglich diesen Rückzug abzuschneiden. Da sich die Arrapahoes wieder mit uns vereinigt hatten, so bildeten wir uns in einen compacten Haufen und machten einen letzten entscheidenden Angriff, der sich unwiderstehlich erwies. Wir brachen durch die Reihen des Feindes und zerstreuten ihn. Für eine Zeitlang wurde keinem meiner Befehle mehr gehorcht. Die Indianer würgten ihrer Gewohnheit gemäß ohne Erbarmen und scalpirten die Erschlagenen. Die Hälfte der merikanischen Infanterie wurde vernichtet, aber dennoch gelang es Martinez, mit dem Reste die beabsichtigte Stellung zu erreichen.

Die merikanischen Truppen hielten es übrigens für nutzlos, länger zu kämpfen, und bald nachher ritt der alte General selbst mit einer Flagge auf uns zu, um zu hören, unter welchen Bedingungen wir seine Unterwerfung annehmen würden. Der arme Mann! Er war in der That ein sehr schätzenswerther Offizier.

Die Indianer öffneten ihre Reihen, um ihn durchzulassen, während sämmtliche Californier, die seinen Schmerz zu würdigen wußten, als Zeichen der Achtung das Haupt entblößten. Der alte General verlangte freien Abzug nach Sonora, und große Thränen traten ihm in die Augen, als er diesen Vorschlag machte. Kein Schmähwort glitt über seine Lippen, als er von seinen jungen Helfern sprach, obgleich das leichte Kräuseln seiner Lippe die Bitterkeit seiner Gefühle bekundete. Auch wußte er, daß sein Schicksal besiegelt war und er allein die Schmach der Niederlage zu tragen haben würde.

Sein Ansehen unter den Californiern stand so hoch, daß sein Gesuch augenblicklich genehmigt wurde, sobald er die Versicherung abgegeben hatte, er werde nie wieder als Feind nach Californien zurückkehren. Als Martinez abzog, bemerkte ein Shoshonenhäuptling, daß das Pferd des alten Degen schwer verwundet war; er stieg deshalb von dem seinigen ab und redete ihn folgendermaßen an:

„Häuptling der Wachinangoes (Mexikaner) und Bruder, tapferer Krieger! Ein Shoshone weiß ebenso gut einen Feind zu ehren, als ihn zu bekämpfen. Nimm dieses Pferd, es ist das Thier eines Rothhautkriegers gewesen und wird auch dem Blaßgesichte treu seyn."

Der General verbeugte sich in seinem Sattel, stieg ab und entgegnete in wenig Worten, er habe jetzt die Indianerkrieger schätzen gelernt, da sie ihn an diesem verhängnißvollen Tage sowohl durch ihre Tapferkeit als durch ihren Edelmuth besiegt hätten. Als der Indianer die Sättel wechseln wollte, hieß ihn Martinez inne halten:

„Nein, Bruder," sagte er, „behalte ihn mit den Halftern und ihrem Inhalt; sie passen mehr für einen Sieger und jungen Krieger, als für einen geschlagenen Greis mit gebrochenem Herzen."

Mit diesen Worten spornte er sein neues Roß und hatte sich bald seiner Mannschaft wieder angeschlossen. Wir kehrten nach dem Lager zurück, und zwei Stunden später sahen wir die Mexikaner in vollem Rückzuge dem Osten zuziehen.

Es folgte nun ein Abend der Trauer, denn, obgleich unser Sieg vollständig gewesen, war er doch theuer erkauft worden. Nur die Arrapahoes hatten nicht gelitten, die Apachen aber dreißig Mann verloren; die Shoshonen zählten hundertundzwölf Todte und Verwundete, während von Seiten der Montereyer mehrere ihrer geachtetsten jungen Bürger auf dem Wahlplatze lagen. Am folgenden Tage begruben wir unsere Todten, worauf wir, in der Ueberzeugung, daß wir eine beträchtliche Zeit unbelästigt bleiben würden, nach St. Francisco zurückkehrten — die Indianer, um die versprochenen Hülfsgelder in Empfang zu nehmen, und ich, um wegen unserer weiteren Bewegungen Maßregeln zu treffen.

Aus dem Mitgetheilten kann sich der Leser einen richtigen Begriff von dem bilden, was in Californien stattgefunden hatte. Ich erhielt später die mexikanischen Zeitungen, welche die Vorfälle gleichfalls veröffentlichten, und da dies die Organe sind, durch welche die Europäer über die Ereignisse in jenen fernen Gegenden belehrt werden, so will ich den Artikel anführen, um zu zeigen, wie die Wahrheit entstellt werden kann:

> „Chihuahua. — Neuigkeiten aus dem Westen — Rebellion in Californien. — Heute langte in unserer Stadt eine Estaffette des Bischofs von Sonora an, welche sehr wichtige Depeschen, das Wohl unserer Regierung betreffend, überbrachte. Der Geist der Rebellion greift um sich. Texas hat sich bereits von uns getrennt, Yucatan bemüht sich, diesem verderblichen Beispiele zu folgen, und nun hat auch Californien die Fackel des Bürgerkrieges angezündet.
>
> „Es scheint, daß die Bewohner von Mexiko, durch die schlimmen Rathschläge von Ausländern aufgeregt, ihren ritterlichen Gouverneur zwangen, seinen Herd zu verlassen. Dieser kriegerische Offizier fand Mittel, Depeschen nach Sonora zu schicken, während er selbst, ein Häuflein tapferer

und treuer Bürger um sich sammelnd, in der Bay von St. Francisco landete, um die Aufrührer zu züchtigen. Mittlerweile war der Gouverneur von Sonora mit dem Kerne der unter seinem Befehle stehenden Armee zu seiner Hülfe vorgerückt, wurde aber unter einem feindlichen Vorwande in das Rebellenlager gelockt und daselbst schändlich ermordet.

„Es ist noch ehrenvoll, annehmen zu dürfen, daß nicht einmal ein mexikanischer Rebell sich eines so schnöden Verbrechens schuldig machen konnte. Der feige Bube, der die That beging, war ein Franzose, der unter den Indianern des Westens lebt und für eine erbärmliche Summe Geldes herkam, um den Aufrührern mit vielen tausend Wilden Beistand zu leisten. Sein nächster Schritt bestand darin, daß er nach Franzisco zog, wo er Schauderthaten verübte, die uns an die blutigen Scenen der großen Revolution seines Landes erinnern. Was ließ sich übrigens von einem Franzosen erwarten? Fonseca wurde als ein Uebelthäter hingerichtet, die Stadt geplündert und die Beute unter die rothen Krieger vertheilt, außerdem auch eine ungeheure Geldsumme von den übrigen Ansiedelungen erhoben, oder vielmehr erpreßt, ganz so, wie es vor Alters die Buccanier hielten.

„Die Kunde davon gelangte vor die Centralregierung des Westens, und General Martinez übernahm die Verantwortung eines Feldzuges, der, wie der Thatbestand lehrt, seinen Mangel an Kenntniß und seine völlige Unwissenheit in Betreff militärischer Taktik auf's Klarste bekundet. Er traf auf zehntausend Indianer und eine gewaltige Artillerie, die von der Mannschaft vieler Küstenschiffe — Schiffe von ziemlich zweideutigem Charakter — bedient wurde. Zu spät entdeckte er seinen Irrthum; aber er besaß nicht die Ritterlichkeit, ihn wieder gut zu machen und wie ein Mexikaner zu sterben. Fast beim Beginne des Kampfes flüchtete er

sich von dem Schlachtfelde, so daß ohne die verzweifelten Anstrengungen der Reiterei und der wahrhaft wunderbaren, militärischen Talente, welche von drei oder vier jungen Offizieren seines Gefolges entwickelt wurden, die ganze kleine Armee vernichtet worden wäre. Wir zählten im Ganzen fünfhundert Mann und hatten nur wenige Todte und Verwundete, während von feindlicher Seite mehr als zwölfhundert Erschlagene auf dem Wahlplatze blieben.

„Die taferen jungen Offiziere würden nach San Francisco vorgerückt seyn und ihren Sieg verfolgt haben, wenn die kleine Armee mit dem nöthigen Mundvorrath und hinreichender Munition versehen gewesen wäre; aus Unfähigkeit oder Verrath hatte es jedoch General Martinez versäumt, auf diese beiden wesentlichen Bedürfnisse einer Armee Rücksicht zu nehmen. Wir schätzen uns glücklich und sind stolz darauf, sagen zu können, daß Emanuel Bustamente, der ausgezeichnete junge Offizier von angesehener Familie, der sich während des letzten Kampfes in Yucatan so sehr hervorthat, die Reiterei befehligte; seiner Geschicklichkeit verdanken die Mexikaner den Ruhm, daß ihrer Flagge ein unverwischbarer Flecken erspart blieb.“

Nachschrift. — „Wir erfahren, daß der feile und memmenhafte Martinez die wohlverdiente Strafe seines Verraths bereits erhalten hat. Während seiner Flucht traf er auf einige Indianer, von denen er ermordet wurde. Möge die Vorsehung alle Verräther an der mexikanischen Regierung also züchtigen!“

Ich bedaure, sagen zu müssen, daß diese letzte Mittheilung gegründet war. Der tapfere Martinez, der bis auf den letzten Augenblick Stand gehalten und in vielen Schlachten dem Tode getrotzt hatte, war schändlicherweise ermordet worden, aber nicht, wie der Bericht angibt, durch einen Indianer; er war unter dem Mes-

ser eines Meuchelmörders gefallen — eines Mexikaners, den man zu dieser Schandthat bestochen hatte.

Bisher war Alles günstig abgelaufen. Man nannte mich den „Befreier und Beschützer von Californien“. Glänzende Anerbietungen wurden mir gemacht, und die Unabhängigkeit Californiens wäre gesichert gewesen, hätte ich nur zwei kleine Schiffe gehabt, um die südlichen Seehäfen zu besetzen, die sich noch nicht erklärt hatten. Vielleicht fürchteten sie die Folgen eines Aufstandes, oder konnten sich nicht mit der Idee versöhnen, ihre Befreiung einem ausländischen Condottiere und einem indianischen Kriegsheere zu verdanken.

Die Apachen kehrten mit achtzig Maulthierlasten Beute zurück und die Arrapahoes erhielten fast ebenso viel. Meine Shoshonen beschwichtigte ich mit Versprechungen und zog mit ihnen nach der Ansiedelung, um mich für die weiteren Ereignisse vorzubereiten.

Ich habe früher erwähnt, daß ich meinen alten Diener nach Monterey schickte. Er hatte einen beträchtlichen Theil meiner Juwelen und meines Goldes mitgenommen, um Einkäufe zu machen, welche meine Macht über die indianische Alliance befestigen sollten. Ein kleiner, mit den erkauften Gütern beladener Schooner brach von Monterey auf, kam mir aber nie wieder zu Gesichte, da er wahrscheinlich in die Hände der Piratenschiffe fiel, welche von Franzisco entkommen waren.

Ich hatte auf diese Ladung gezählt, um nach meiner Ankunft in der Ansiedelung die gerechten Anforderungen meiner Indianer zufrieden zu stellen; der Verlust derselben war daher ein schwerer Schlag für mich. Der alte Häuptling war gestorben und demnach die Gewalt ganz auf mich übergegangeu. Bei meinem Antritt des Kommandos sollte ich mich nun nach indianischem Brauche freigebig zeigen, und dies war in der That so nothwendig, daß ich über St. Francisco nach Monterey zurückzukehren beschloß, um das Nöthige zu besorgen. Dieser Schritt wurde verhängnißvoll für mich, wie

man sehen wird, wenn ich erzähle, was sich in meiner Abwesenheit zugetragen hatte.

Auf die Kunde von unsern Bewegungen im Westen sprach die mexikanische Regierung einige Tage lang von nichts, als von Vertilgung. Der Stand der Dinge lehrte sie jedoch anders denken; sie hatte bereits alle Hände voll zu thun, und Californien war weit entlegen. Die Machthaber ersannen deshalb einen Plan, der ihre Schwäche zeigte und zugleich bewies, wie genau sie die menschliche Natur kannten. Während ich noch immer Schlösser in die Luft baute, kamen im Geheim mexikanische Agenten nach Monterey und brachten die Sache zur Entscheidung.

Sie sprachen zuerst bei den in Monterey ansäßigen Amerikanern ein, die zu den bemittelsten und einflußreichsten Bewohnern gehörten und fragten sie, was sie von der Regierung verlangten. Verminderung der Steuern lautete die Antwort. Zugestanden. Was dann? Verminderung des Zolls auf fremde Güter. Gleichfalls gewährt Dann? Einige andere Privilegien und Würden. Alles dies wurde genehmigt.

Für ihre Willfährigkeit verlangten die mexikanischen Agenten ihrerseits, daß um des Beispiels willen ein Paar von den gemeinen Mexikanern gehängt, ferner der Franzose und seine zwei weißen Begleiter in die Stadt gelockt und der Regierung überliefert würden.

Die ehrenhaften, ansäßigen Amerikaner zeigten sich hiezu bereit und trafen Vorkehrungen, mich, der so viel für sie gethan hatte, zu opfern. Sie hatten bereits Alles mit den Agenten abgemacht, als ich höchst unglücklicherweise mit Gabriel und Roche wieder in dem Missionshause erschien. Sobald sie unsere Ankunft vernahmen, baten sie uns, sie bei einem öffentlichen Festmahle, das zu Ehren unseres Sieges gehalten würde, mit unserer Gegenwart zu erfreuen!! Es war ein Judasmahl. Wir wurden ergriffen und den mexikanischen Agenten überliefert. An Händen und Füßen gebunden, brachen wir am nächsten Morgen unter einer Bedeckung

von dreißig Mann auf, um die Wüsten und Prairieen von Sonora zu durchziehen und in der Hauptstadt von Mexiko den Tod am Galgen zu erleiden.

Dies war der Dank und der Lohn derjenigen, welche uns zur Hülfe herbeigerufen hatten*) — die erste Lehre, die mir die Civilisation ertheilte.

Achtzehntes Kapitel.

Da mich Umstände, welche ich noch zu berichten habe, hinderten, zu den Shoshonen zurückzukehren, und mir daher auf diesen Blättern nichts Weiteres über ihre Bewegungen zu sagen bleibt, so möchte ich ihnen, ehe ich fortfahre, noch gerne den gebührenden Tribut zollen. Ich wünsche nämlich, daß der Leser erfahre, um wie viel höher die westlichen Indianer auf der Leiter der Humanität stehen, als die Stämme des Ostens, die von Cooper und andern amerikanischen Schriftstellern so gut geschildert sind; denn in den Bewohnern der westlichen Prairieen lebt ein ritterlicher Geist, der von den geschichtlichen Helden der alten und neuen Zeit nicht übertroffen wird. Die vier Stamme der Shoshonen, der Arrapohoes, der Comanchen und der Apachen versuchen es nie, nach der Weise der Dahcotahs, Algonquins und anderer östlicher Völker einen Feind zu überraschen. Allerdings nehmen sie seinen Scalp, thun dies

*) Amerikaner oder Europäer, welche sich in Mexiko niederlassen, müssen sich zum Katholicismus bekehren, wenn sie Eigenthum erwerben und einen ständigen Handel treiben wollen. Derartige Abtrünnige um des Goldes willen waren es gewesen, die mich verrathen hatten.

aber an hellem Tage und morden nie Weiber, Kinder oder Greise, die schutzlos zurückbleiben, wenn die Reiterhaufen sich auf ihrem Kriegspfade befinden. Sie sind ebenso ehrenwerthe und edle Feinde, als aufrichtige und zuverlässige Freunde, und haben so viele Züge der alten Ritterlichkeit an sich, daß ich glauben muß, sie seyen von den ersten Einwanderern mitgebracht worden. Jeder Krieger hat seinen Neffen, den er als Pagen wählt. Dieser verrichtet den Dienst eines Schildknappen der alten Ritterzeit, besorgt Pferd, Waffen und dergleichen, und erfüllt diese Obliegenheiten, bis er alt genug ist, um seine eigenen Sporen zu verdienen. Die Falkenbeitze gehört gleichfalls zu ihren Lieblingsbelustigungen und die Häuptlinge pflegen mit einem derartigen Thier oder einem kleinen Adler auf der Hand oder auf der Schulter auszureiten.

Selbst während der Kriegszüge glaubt man sich unter den Rittern des Alterthums zu befinden. Mit dem Schilde und einer langen Lanze bewaffnet, wählt sich etwa ein Arrapahoe-Krieger einen Shoshonen, den er herausfordert; sie rennen gegen einander, und wenn beiderseits der Stoß parirt wurde, kehren sie höflich zurück und begrüßen sich gegenseitig als Anerkennung der Tapferkeit nnd Gewandtheit des Feindes. Bei derartigen Herausforderungen oder überhaupt in jedem Einzelnkampfe bedient sich keiner der Indianer des Vortheils einer überlegenen Waffe. Ist der eine im Besitz einer Büchse und der Gegner nicht, so wirft er dieselbe ab und macht nur von derjenigen Wehr Gebrauch, welche auch dem Feinde zu Gebot steht. Ich will nun einige charakteristische Züge berichten, welche den Adel dieser Indianer beweisen*).

*) Es ist alle Aussicht vorhanden, daß die nordwestlichen Stämme in ihrem gegenwärtigen primitiven Zustande verbleiben, oder sich sogar mehr und mehr veredeln; denn nichts kann sie veranlassen, Branntwein zu berühren. Sie wissen, daß die östlichen Indianer durch den Gebrauch desselben erniedrigt und besiegt wurden, weshalb sie das Anerbieten eines Trunkes von Seiten eines amerikanischen Händlers für einen indirecten Versuch auf ihr Leben und ihre Ehre halten.

Um die Zeit der jährlich wiederkehrenden religiösen Ceremonieen theilen die ältesten Männer und Stammältesten unter diejenigen Jünglinge, welche sich am meisten ausgezeichnet haben, Preise aus. Der beste Krieger erhält eine schwarze Adlerfeder, der geschickteste Jäger ein Gewand von Büffelhaut, auf dessen innere Seite eine seiner kühnsten Thaten gemalt ist; dem Tugendhaftesten wird eine goldne oder silberne Krone zu Theil, und diese Preise werden als Ehrenzeichen in den Wigwams aufgehängt; sie gehen auf Kinder und Enkel über und bilden so eine Art von Wappen, das die Familie adelt.

Bei einer dieser Preisvertheilungen wurde ein zweiundzwanzigjähriger Jüngling von den Häuplingen aufgefordert, den Preis der Tugend in Empfang zu nehmen. Der Indianer näherte sich den Häuptlingen, und ein Stammältester erhob sich, um die ganze Versammlung anzureden. Er bezeichnete den Jüngling als ein nachahmenswerthes Musterbild und berichtete unter andern preiswürdigen Handlungen, wie er es auf sich genommen habe, die Wittwen und Kinder dreier, im letzten Kriege gegen die Krähen gefallenen Krieger so lange zu ernähren, bis die Knaben herangewachsen wären, um für sich und ihre Mütter sorgen zu können, obgleich die Gefallenen die größten Feinde seiner Familie gewesen. Seit dieser Zeit habe er ihnen seine ganze Jagdbeute gebracht und nichts für sich zurückbehalten, als was er unumgänglich für seinen eigenen Unterhalt bedurfte. Dies sey eine edle und tugendhafte Handlung, an welcher der Manitou Wohlgefallen habe, und ein Beispiel, dem alle Shoshonen folgen sollten.

Der junge Mann verbeugte sich; aber als der ehrwürdige Häuptling ihm den Reif auf das Haupt setzen wollte, trat er zurück, und weigerte sich zum Erstaunen aller Anwesenden, den Preis anzunehmen.

„Häuptlinge, Krieger und Aelteste der Shoshonen, vergebt mir! Ihr kennt das Gute, das ich gethan habe, aber nicht meine

Fehler. Mein erstes Gefühl drängte mich, die Krone anzunehmen und das Schlimme zu verbergen, aber eine Stimme in meinem Herzen verbietet mir, das an mich zu bringen, was Andere vielleicht besser verdient haben.

„Hört mich, Shoshonen, denn ich will die Wahrheit bekennen; hört meine Schande! Eines Tages befand ich mich auf der Jagd in der großen Prairie und war hungrig. Ich hatte kein Wild getödtet und scheute mich, unter unsere Jünglinge mit leeren Händen zurückzukehren. Ich blieb drei Tage auf der Jagd, und doch sah ich weder Büffel noch Bären. Endlich bemerkte ich das Zelt eines Arrapahoes. Ich ging hinein — Niemand war da, aber es befand sich voll gut eingesalzten Fleisches. Ich hatte fünf Tage nichts gegessen; ich war hungrig und wurde ein Dieb. Ich nahm ein großes Stück hinweg und eilte von hinnen, wie ein feiger Wolf. Ich habe gesprochen: der Preis kann nicht mein werden."

Ein Gemurmel lief durch die ganze Versammlung, und der Häuptling, die heiligen Männer und die Aeltesten beriethen sich. Endlich trat der alte Häuptling abermals auf den jungen Mann zu und ergriff seine beiden Hände.

„Mein Sohn," sagte er, „mein guter, edler und braver Sohn! das Zugeständniß Deines Fehlers und Deine Selbstverläugnung in einem solchen Augenblicke macht Dich so rein wie einen guten Geist in den Augen des großen Manitou. Das Böse, das man bekennt und bereut, wird vergessen; beuge daher Dein Haupt, mein Sohn, daß ich Dir die Krone aufsetze. Du hast den Preis doppelt verdient und bist zwiefach desselben werth."

Ein Shoshonenkrieger besaß eine schöne Stute, der es kein Pferd in der Prairie an Geschwindigkeit gleichthun konnte; auch fand sie an der Büffel- oder Bärenjagd eine eben so große Freude, als ihr Herr, denn sie jagte muthig neben den stämmigen Bestien einher. Man mochte ihm das Roß oft abkaufen oder andere dagegen geben, aber er mochte nichts davon hören. Das stumme

Thier war sein Freund, sein einziger Begleiter; sie hatten oft die Gefahren der Schlacht und die Entbehrungen eines Prairiezugs mit einander getheilt, warum sollte er sich davon trennen? Der Ruf dieser Stute verbreitete sich soweit, daß ihm bei einem Abstecher, den er nach St. Francisco machte, mehrere Mexikaner große Geldsummen boten; indeß vermochte nichts seinen Entschluß zu erschüttern. In diesen Gegenden werden Pferde zwar oft um den geringen Preis von einem einzigen Dollar gekauft, aber wenn ein Thier als ein guter Jäger oder rascher Läufer bekannt ist, zahlt man es oft ebenso theuer, als einen schönen Renner in England.

Einer der Mexikaner, ein wilder junger Mann, beschloß, unter allen Umständen die Stute an sich zu bringen, und legte sich eines Abends, als der Indianer von einer benachbarten Pflanzung zurückkehrte, in ein Gebüsch am Wege, wo er stöhnende Klagelaute ausstieß. Der gute, wohlwollende Indianer, welcher dies hörte, stieg ab und bot dem angeblich Leidenden seinen Beistand an; es war bereits dunkel, und obgleich er in dem Mann ein Blaßgesicht erkannte, so vermochte er doch dessen Züge nicht zu unterscheiden. Der Mexikaner bat um einen Trunk Wasser, und der Indianer begab sich in ein benachbartes Dickicht, um das Gewünschte herbeizuschaffen. Sobald er sich aber in hinlänglicher Entfernung befand, sprang der Mexikaner auf das Thier und rief dem Indianer zu:

„Du Dummkopf von einer Rothhaut, Du bist lange nicht schlau genug für einen Mexikaner. Du hast mein Geld zurückgewiesen, jetzt aber habe ich Dein Thier umsonst und kann die Jäger lachen machen, wenn ich ihnen erzähle, wie leicht ich einen Shoshonen überlistet habe."

Der Indianer sah den Mexikaner einige Augenblicke schweigend an, denn das Herz schwoll ihm und der schändliche Verrath verletzte ihn in tiefster Seele. Endlich begann er —

„Blaßgesicht, um Anderer willen mag ich Dich nicht tödten.

Behalte das Thier, da Du unehrlich genug bist, einem armen Mann sein einziges Eigenthum zu stehlen; behalte es, aber sage Niemand, wie Du dazu gekommen bist, damit nicht später ein Shoshone mißtrauisch werde und der Stimme des Leidens und der Noth kein Gehör schenke. Fort, fort mit dem Pferde, und laß mich's nie wieder sehen, denn in einer schlimmen Stunde könnte mich der Wunsch der Rache zu einem bösen Manne machen."

Der Mexikaner war wild, unüberlegt und nicht sonderlich bedenklich, aber nicht ohne Gefühl; er stieg von dem Pferde, legte die Zügel in die Hand des Shoshonen und sagte:

„Bruder, ich habe Unrecht gethan; verzeih' mir! Von einem Indianer muß ich Tugend lernen und in Zukunft will ich Deiner gedenken, wenn ich im Begriffe bin, eine ungerechte Handlung zu begehen."

Zwei Apachen liebten dasselbe Mädchen; der Eine war ein großer Häuptling, der Andere ein junger Krieger, der erst vor kurzer Zeit den Kriegspfad betreten hatte. Die Eltern des Mädchens wiesen natürlich die Bewerbung des Kriegers zurück, sobald der Häuptling die seinige begonneu hatte. Die Zeit entschwand, und der junge Mann vernachlässigte mit gebrochenem Herzen alle die kriegerischen Uebungen, in welchen er sich sonst ausgezeichnet hatte. Er suchte die Einsamkeit, brach früh am Morgen von seinem Wigwam auf und kehrte erst spät in der Nacht wieder zurück, wenn die Feuer ausgelöscht waren. Der Häuptling war an demselben Tage, an welchem er seine Braut heimführen sollte, im benachbarten Gebirge auf der Bärenjagd und traf auf einen grauen Bären, gegen den er seine Büchse anlegte; aber in demselben Augenblicke, als er den Drücker herührte, glitt sein Fuß aus und er stürzte nieder. Das gewaltige Thier, welches nur verwundet war, raste jetzt, wüthend vor Schmerz, auf ihn los. Der Häuptling hatte sich im Fallen verletzt und fühlte sich unfähig zur Vertheidigung; er wußte, daß er verloren war, schloß die Augen und er-

wartete den Todesstreich, als ihn mit Einemmale der Knall einer Büchse und das Aufspringen des Bären im Todeskampfe veranlaßte, wieder aufzusehen. Er erhob sich und sah das gewaltige Ungeheuer daliegen; daneben stand der junge Krieger, welcher ihn in einem so gelegenen Augenblicke noch gerettet hatte.

Der Häuptling erkannte seinen Nebenbuhler, und die Gefühle des Dankes überwältigten alle andern Empfindungen; er nahm ihn bei der Hand und drückte sie fest.

„Bruder," sagte er, „Du hast mir das Leben gerettet in einer Zeit, als es süßer war, wie gewöhnlich; laß uns Brüder seyn."

Die Brust des jungen Mannes hob sich unter widerstrebenden Leidenschaften; aber auch er war ein edler Mensch.

„Häuptling," antwortete er, „als ich den Bären auf Dich zustürzen sah, glaubte ich, der Manitou habe Mitleid gehabt mit meinem Kummer, und mein Herz fühlte sich für einen Augenblick leicht und glücklich; wie aber der Tod Dir nahe war, sehr nahe, da flüsterte mir der gute Geist seine Wünsche zu, und ich habe Dich gerettet für eine glückliche Zukunft. Ich bin es, der sterben muß! Ich bin nichts, habe keine Freunde, Niemand, der Sorge für mich trüge, mich liebte, und mir die langweiligen Abendstunden in der Hütte angenehm machte. Häuptling, lebe wohl!"

Er wollte sich entfernen, aber der Häuptling faßte ihn fest am Arme:

„Wo willst Du hingehen? Kennst Du die Liebe eines Bruders? Hat Dir nie von einem Bruder geträumt? Ich habe gesagt, wir müssen Brüder seyn; komm nach dem Wigwam."

Sie kehrten schweigend nach dem Dorfe zurück, und als sie an der Thüre der Berathungshütte anlangten, rief der Häuptling männiglich zusammen, um zu hören, was er mitzutheilen habe; auch befahl er den Eltern des jungen Mädchens, seine Braut zu bringen.

„Blüthe der Magnolie," begann er, ihn bei der Hand nehmend,

wirst Du mich als Bruder weniger lieben, denn als Gatten? Sprich, flüstere mir deine Gedanken zu! Träumtest Du nie von einer andern Stimme, als der meinigen, von einer jüngern, die Liebe und Verzweiflung athmete?" Dann führte er das Mädchen an die Stelle, wo der junge Krieger stand.

„Bruder", fuhr er fort, „nimm Dein Weib und meine Schwester." Hierauf wandte er sich an den Aeltesten und streckte seinen rechten Arm aus, zum Zeichen, daß sie auf ihn hören sollten. „Ich habe euch zusammengerufen, damit eine Handlung der Gerechtigkeit geschehe; vermehrt meine Worte: —

„Eine junge Antilope liebte meine Lilie; sie stand unter dem Schatten einer Sycamore, an der Seite eines kühlen Stromes. Täglich kam die Antilope, um zu sehen, wie sie weißer und schöner wurde; und sie liebte die Blume sehr, bis eines Tages ein großer Stier kam und die Lilie pflückte. War das gut? Nein! Die arme Antilope floh in die Gebirge und wünschte nie wieder zurückzukehren unter den kühlenden Schatten der Sycamore. Eines Tages traf sie den Stier, wie er eben von einem großen Bären zerfleischt werden sollte. Sie rettete ihn, nur auf die Flüsterstimme ihres Herzens hörend; sie rettete den Stier, obgleich dieser die schöne Lilie weggenommen hatte von der Stelle, wo sie am kühlen Strome stand. Es war gut, es war recht! Der Stier sagte zu der Antilope: ‚Wir werden Brüder seyn in Freud und Leid!' Und die Antilope sagte, für sie gebe es keine Freude mehr seit die Lilie dahin sey. Der Stier überlegte; er dachte, ein Bruder müsse große Opfer bringen für einen Bruder, und sagte zu der Antilope: ‚Sieh! da ist die Lilie; nimm sie, bevor sie dahin welkt; trage sie in Deinem Herzen und sey glücklich.' Häuptlinge, Weise und Krieger! Ich bin der Stier; sehet hier meinen Bruder, die Antilope. Ich habe ihm die Blüthe der Magnolie gegeben; sie ist die Lilie, die an der Seite des Stromes aufwuchs unter dem Sycamore. Ich habe recht gehandelt, habe viel gethan, aber doch nicht genug für

einen großen Häuptling — nicht genug für einen Bruder, nicht genug für die Gerechtigkeit! Weise und Krieger, hört mich Alle! Die Blüthe der Magnolie kann nur liegen an dem Busen eines Häuptlings. Mein Bruder muß ein Häuptling werden! Er ist ein Häuptling, denn ich theile mit ihm die Macht, die ich besitze. Meine Habe, meine Hütte, meine Pferde, meine Maulthiere, mein Pelzwerk — kurz, Alles ist sein! Ein Häuptling hat nur Ein Leben, und es ist ein großes Gut, das nicht zu hoch bezahlt werden kann. Ihr hörtet meine Worte — ich habe gesprochen!"

Dies klingt so ziemlich wie ein Roman, aber die Geschichte hat sich unter den Apachen zugetragen und wurde mir von einem ihrer großen Häuptlinge während eines Abendlagers erzählt.

Ein Apache, der im Augenblick der Leidenschaft einen Stammangehörigen erschlagen hatte, eilte zu den Häuptlingen, um sich der Gerechtigkeit auszuliefern. Auf dem Wege traf er den Bruder des Getödteten, dem nach den Gesetzen der Indianer die Pflicht oblag, Vergeltung zu üben. Sie waren Freunde und drückten sich die Hände. „Aber ich muß Dich tödten, Freund," sagte der Bruder." „Du mußt es," antwortete der Mörder; es ist Deine Pflicht. Wirst Du Dich aber auch erinnern der Gefahren, die wir mit einander durchgemacht haben — wirst Du für diejenigen, die ich in meiner Hütte zurücklasse, sorgen und sie trösten?"

„Ich will's," antwortete der Bruder. „Dein Weib soll meine Schwester seyn in ihrem Wittwenstande und Deinen Kindern soll es nie an Wild fehlen, bis sie selbst den springenden Hirsch tödten können."

Die beiden Indianer gingen schweigend ihres Weges, bis mit Einemmale der Bruder des Ermordeten Halt machte.

„Wir werden die Häuptlinge bald erreichen," sagte er, „ich, um den Tod eines Bruders zu rächen, Du, um für immer Deinen Stamm und Deine Kinder zu verlassen. Hast Du noch einen Wunsch? Denke darüber nach und nenne mir denselben."

Der Mörder blieb unschlüssig stehen. Sein Blick schweifte verstohlen nach der Richtung seiner Hütte. Der Bruder fuhr fort:

„Geh' nach Deiner Hütte. Ich will bis zum Sonnenuntergang vor der Thüre der Berathungshütte auf Dich warten. Geh', Deine Zunge ist stumm, aber ich kenne den Wunsch Deines Herzens. Geh'!"

Derartige Züge sind unter den Indianern gewöhnlich. Mißtrauen existirte nicht unter den Kindern der Wildniß, bis es durch das Benehmen der Weißen geweckt wurde. Tausend ähnliche Geschichten, die den Triumph der Tugend und der Ehre über Gemeinheit und Laster bekunden, erzählen die Aeltesten jeden Tag ihren Jünglingen und Kindern. Die Abendlager sind eine große Sittenschule, in welcher der Rothhautweise die geheiligten Lehren der Tugend in Beispielen vorträgt. Ein Reisender, der Zeuge einer solchen Scene wäre, und die Worte verstehen könnte, müßte glauben, er habe einige Weise des alten Griechenlands vor sich, wie sie ihren Schülern jene Vorschriften mittheilen, durch die ihre Namen seit mehr als zwei Jahrtausenden zu leuchtenden Sternen geworden sind.

Ich habe bereits der heiligen Männer unter den Indianern gedacht; sie sind die Hüter der geheiligten Hütten und bewahren die Kunde von den großen Thaten auf, welche der Stamm verrichtet hat. Indeß thut sich das Volk in der Regel auf die großen Tugenden der Einzelnen mehr zu gut, als auf die Kühnheit seiner tapfersten Krieger. „Ein tugendhafter Mann," sagen sie, „hat das Ohr des Manitou; er kann ihm die Leiden der indianischen Nation mittheilen und ihn bitten, daß er sie mildere."

Selbst die Mexikaner, denen doch die Apachen*) am meisten aufsässig sind, müssen ihnen die wohlverdiente Gerechtigkeit widerfahren lassen. Der Weg zwischen Chihuahua und Santa Fé ist fast ganz verlassen — so sehr sind die Apachen gefürchtet; aber

*) Was hier von den Apachen gesagt ist, gilt ebensogut von der ganzen Shoshonen-Race.

doch werden sie von den Mexikanern nicht halb so sehr gehaßt, wie die Texianer oder Amerikaner. Sie leben zwar allerdings in beharrlichem Kriege mit den Bewohnern von Mexiko, haben aber nie eine von jenen feigen Schandthaten begangen, welche jede Seite der Geschichte Texas besudeln. Die Apachen morden nicht mit kaltem Blute und mißhandeln keinen Gefangenen. Wer in ihre Hände fällt, weiß, daß er entweder den Tod zu erleiden hat, oder in den Stamm aufgenommen wird, braucht aber nie das langsame Feuer oder die grausamen Foltern zu fürchten, die in der Regel von den Indianern in den Gebieten der vereinigten Staaten in Anwendung gebracht werden.

Ihr Edelmuth kennt keine Gränzen und aus der Behandlung, die ich von ihnen erfuhr, kann sich der Leser ein Bild dieses wackern Volkes entwerfen. Nie verletzen sie einen Fremden, der zu ihnen kommt; ein grüner Zweig in seiner Hand ist das Zeichen des Friedens. Sie breiten für ihn die besten Decken aus, die ihr Wigwam bietet, achten sorgfältig auf seine Bedürfnisse, rauchen mit ihm die Friedenspfeife, und wenn er von hinnen zieht, darf er nur fordern, was er von der Habe des Stammes wünscht, um es zu erhalten.

Gabriel wurde eines Tages in der Nähe von Santa Fé durch einige ehrliche Yankeehändler angegriffen und seines ganzen Gepäckes beraubt. Er traf mit einer Abtheilung Apachen zusammen, denen er seinen Unfall mittheilte. Sie gaben ihm einige Decken und ließen ihn in der aufgeschlagenen Jägerhütte bei ihren jungen Leuten. Am andern Tage kehrten sie mit mehreren Yankeegefangenen zurück, die sie wohl gebunden hatten, um ihr Entwischen zu verhüten. Es waren die Diebe, und das geraubte Gut wurde Gabriel natürlich zurückgegeben. Einer der Indianer sagte, die Yankees hätten das Land durch Diebstahl befleckt und verunreinigt, weshalb sie die Strafe der Hunde erleiden sollten. Da es jedoch unter der Würde eines Apachen war, sie zu schlagen, so gab man

ihnen Stricke und befahl ihnen, sich gegenseitig für ihre Schuftigkeit zu züchtigen. Die Halunken mußten sich fügen, denn die Furcht, scalpirt zu werden, wirkte zu kräftig auf sie, als daß sie sich hätten weigern mögen. Anfangs schienen sie sich nicht sonderlich weh zu thun; als aber einige davon die Hiebe kräftiger verspürten, erwiederten sie dieselben in gutem Ernst, und nun geriethen sie Alle in solchen Grimm, daß sie unbarmherzig auf einander losschlugen und sich in einigen Minuten kaum mehr rühren konnten. Nichts übertrifft das komische Gemälde, welches Gabriel von diesem kleinen Vorfalle zu entwerfen pflegte.

Ein Umstand machte Epoche in der Geschichte der westlichen wilden Stämme — ich meine die schreckliche Verwüstung durch die Pocken; indeß sind die Apachen, Comanchen, Shoshonen und Arapahoes so reinlich und pünktlich in ihrem ganzen Hauswesen, daß sie nur sehr wenig oder gar nicht von dieser Plage litten — wenigstens erinnere ich mich nicht eines einzigen Falles, der in diesen Stämmen einen tödtlichen Ausgang nahm, um so mehr, da sich die Shoshonen, wie bereits bemerkt, der Vaccination bedienen. Anders verhielt sich's jedoch bei den Club-Indianern des westlichen Colorados, bei den Krähen, den Flachköpfen, den Umbiquas und den Schwarzfüßen. Namentlich litten die Letzteren mehr von dieser Heimsuchung, als je irgend ein Volk der Erde an was immer für einer Pest oder Seuche. Die Mandanen sind gänzlich ausgestorben; aber ihre Anzahl war klein, während die Schwarzfüße ohne Zweifel der zahlreichste und mächtigste Stamm in der Nähe der Gebirge waren. Ihre Kriegerhaufen bestrichen das Land von den nordenglischen Posten am Sklavensee bis hinunter an die Gränze der Shoshonen, und viele derselben hatten ihre Scalpe von den Osagen in der Nähe des Mississippi und sogar von den großen Pawnees geholt. Zwischen den Red River und dem Platte hatten sie vordem hundert Dörfer und viele tausend Pferde. Sie zählten mehr als sechstausend Krieger. Sie waren auf dem nörd-

lichen Continent von Küste zu Küste zum Schreckbild geworden, und in den östlichen Staaten hatten kleine Kinder, welche nicht einmal die zwei Meilen von ihren Wohnungen entlegenen Stämme kannten, schon den Namen der Schwarzfüße fürchten gelernt. Jetzt ist aber durch diese fürchterliche Geißel ihr Stamm zu einer verhältnißmäßigen Unbedeutendheit herunter gesunken. Sie starben zu Tausenden dahin; ganze Städte und Dörfer wurden verödet, und selbst heutzutage treffen die Jäger von den Gebirgen oft auf zahlreiche in Trümmern liegende Hütten und auf die bleichenden Skelette ganzer Haufen von unbegrabenen Indianern. In weniger als drei Wochen starben gegen zehntausend Angehörige ihres Stammes dahin.

Viele der nur weniger bekannten Stämme haben in demselben Grade gelitten. Die vorgedachten Club-Indianer, welche vor der Epidemie viertausend Köpfe zählten, sind jetzt auf dreißig oder vierzig Individuen zusammengeschmolzen, und einige Apachen erzählten mir, als sie um jene Zeit an den Ufern des Colorado wanderten, hätten sie hunderte von Sterbenden am Rande des Wassers gefunden, wohin sie sich geschleppt hätten, um ihren brennenden Durst zu kühlen, denn in ihrer Mitte war nicht Einer gesund oder kräftig genug, den Andern beizuspringen. Die Nawahoes, welche in der Nachbarschaft der Club-Indianer wohnten, sind ganz verschwunden, und daher die Angaben unrichtig, welche einige neuere Reisende über ihr Vorhandenseyn machen. Mr. Farnham erwähnt ihrer in seiner „Reise nach dem Gebirge“, verwechselt aber wahrscheinlich den Stamm mit einem andern, wenn er nicht vielleicht durch die Unwissenheit der Jäger getäuscht wurde, denn die Nawahoes bewohnten einen Strich, der ganz aus seiner Route liegt und nie von amerikanischen Händlern oder Jägern besucht wurde Mr. Farnham kam bei wenigstens sechshundert Meilen nicht in die Nähe ihrer Sitze.

Die Dörfer der Nawahoes sind verödet, obgleich viele der

Hütten noch stehen; letztere dienen jedoch nur zahlreichen Rudeln von Hunden als Obdach, die sich ungeheuer vermehrt haben und, seit sie Niemand mehr tödtet und ißt, die Gebieter unermeßlicher Distrikte geworden sind, in denen sie haufenweise jagen. Um der Anzahl und Wildheit dieser Bestien willen mögen die benachbarten Stämme ihre Streifzüge nicht nach Gegenden ausdehnen, wo sie mit diesen vierfüßigen Jägern zusammentreffen könnten.

Die gedachte Epidemie, welche sich im Norden bis zu den Ohakallagans an den Küsten des stillen Weltmeeres oberhalb des Forts Vancouver erstreckte, hat ihre Verheerungen auch bis zu der westlichen Abdachung des Arrahuac unter dem 30° nördl. Br. ausgedehnt, wo fünfzig Nationen, die alle ihre besondern Namen führten, jetzt vergessen sind und die Reisenden nur noch durch Haufen unbegrabener Gebeine an ihr früheres Vorhandenseyn erinnern.

Wie sich die Ansteckung auf die Schwarzfüße verpflanzte, ist schwer nachzuweisen, da ihre nächsten Nachbarn im Osten verschont blieben. Indeß war die Lage ihrer Dörfer wohl geeignet, die Krankheit allgemeiner und schrecklicher zu machen, denn ihre Niederlassungen liegen gewöhnlich im Herzen der Gebirge oder in tiefen Thälern, wo aller Luftwechsel gehemmt ist; es ist also leicht begreiflich, wie die Atmosphäre tödtlich werden mußte, da sie einmal mit dem Ansteckungsstoffe geschwängert keinen Abzug hatte.

Die Dörfer der Shoshonen, Apachen und Arrapahoes dagegen sind in der Regel an den Ufern tiefer und breiter Flüsse erbaut. Da sie ein warmes Clima bewohnen, so ist ihnen die Reinlichkeit anfangs zur Nothwendigkeit, dann zur andern Natur geworden. Die Häute werden nie in der unmittelbaren Nachbarschaft ihrer Hütten, sondern in einer großen Entfernung getrocknet, wo die Ausdünstungen nicht mehr schädlich werden können. Das Innere ihrer Hütten ist trocken und stets mit einer Umkleidung von hartem, weißem Ton bedeckt — eine gute Vorsichtsmaßregel gegen Insekten und Reptilien, die um des Gegensatzes der Farbe willen augenblick-

lich auffallen. Außerdem haben sie stets Ueberfluß an Nahrungsmitteln, sind mäßig in ihren Gewohnheiten und erlauben sich nie Ausschweifungen, während die Krähen, Schwarzfüße und Clubs oft wochenlang hungern müssen und, sobald sich Gelegenheit bietet, gerne im Uebermaße essen. Ihre Magen sind daher immer in krankhaftem Zustande (der Hauptgrund ihrer Wildheit), und man darf sich deshalb nicht wundern, wenn sie unter solchen Umständen das Opfer dieser grausamen Pest wurden.

Jahrhunderte werden entschwinden, ehe sich die Anzahl der Indianer, die in diesem Jahre zu Grunde ging, ersetzt hat; es war eine Epoche, welcher man noch nach vielen Generationen eingedenk seyn wird.

Neunzehntes Kapitel.

In dem vorletzten Kapitel habe ich angegeben, daß ich mit meinen Begleitern Gabriel und Roche an die mexikanischen Agenten überliefert und unter einer Bedeckung von dreißig Mann nach der mexikanischen Hauptstadt transportirt wurde, um dort zum abschreckenden Beispiele für alle Befreier den Tod am Galgen zu sterben. Diese Bedeckungs-Mannschaft wurde von zweien der heillosesten Schuften, Joachim Terada und Luis Ortiz geheißen, kommandirt. Sie meinten augenscheinlich, wenn sie unsere Personen wohlbehalten an die mexikanische Regierung ablieferten, große Männer in der Republik zu werden, und trugen daher jeden Tag Sorge, es uns nicht in Vergessenheit kommen zu lassen, daß nach unserer Ankunft der Galgen unser beschiedenes Loos sey.

Unser Weg führte mitten durch die Wüsten von Sonora, bis

wir die Ufer des Rio Grande erreichten; meine Begleiter fürchteten sich aber so sehr, mit einem feindlichen Apachenhaufen zusammen zu treffen, daß sie weit von dem gewöhnlichen Strich abbogen und durch Gebirgspässe zogen, in welchen wir nicht nur sehr an Ermüdung litten, sondern auch oft fast verhungern mußten.

Nach dreiundsechszig Tagen kreuzten wir den Rio Grande bei Christobal, hatten aber immer noch eine lange Reise vor uns. Die Langsamkeit unserer Hüter — eine Folge ihrer Furcht — gedieh uns zur Rettung. Einen Tag nach unserem Aufbruch von Christobal drang das Kriegsgeschrei in unsere Ohren, und einen Augenblick nachher war unser Häuflein von einigen Hundert Apachen umzingelt, die uns mit einem Schauer von Pfeilen begrüßten.

Unsere Mexikaner warfen sich auf den Boden, riefen um Gnade und boten Lösegeld. Ich beantwortete das Kriegsgeschrei der Apachen und stellte mich ihnen, sammt meinen beiden Gefährten, als ihre Freunde vor, indem ich sie um ihren Schutz und ihre Hülfe bat. Dieses Gesuch wurde augenblicklich erfüllt und wir unserer Bande entledigt.

Ich brauche kaum zu sagen, daß dies ein höchst angenehmer Wechsel in dem Stand der Dinge war, denn es unterlag keinem Zweifel, daß wir, an dem Orte unserer Bestimmung angelangt, entweder gehangen worden oder sonst im Gefängniß gestorben wären. Wie erfreulich übrigens auch die nunmehrige Aenderung unserer Stellung für uns seyn mochte, so war dies doch keineswegs bei Joachim Terada und Luis Ortiz der Fall, die jetzt mit einem Male aus einem ganz anderen Tone pfiffen.

Die Schurken, die sich ein Vergnügen daraus gemacht hatten, uns ohne Unterlaß an den schmachvollen Tod zu erinnern, der uns bevorstünde, waren jetzt unsere unterwürfigen Knechte, reinigten und striegelten für uns ihre Maulthiere, hielten uns die Steigbügel und baten, wir möchten für sie, bei den Apachen ein Fürwort einlegen. Die Wichte verdienten unsere Verwendung nicht, weshalb

wir nichts für und nichts gegen sie sagten, sondern es den Apachen überließen, nach Belieben zu handeln. Ungefähr eine Woche nach unserer Befreiung machten die Apachen Halt, um ihren Haufen in zwei Hälften zu theilen, von denen die eine mit ihren Gefangenen nach Hause zurückkehren, die andere aber ihren Weg an die Gränze von Texas fortsetzen sollte.

Ich habe angegeben, daß die Shoshonen, die Arrapahoes und die Apachen die Alliance eingegangen hatten; die Comanchen wohnten jedoch zu ferne, als daß wir bis jetzt Gelegenheit gehabt hätten, ihnen Vorschläge zu machen. Diese Vereinigung war mir von besonderer Wichtigkeit; ich beschloß daher, jetzt die Comanchen zu besuchen, um meine Absicht zu fördern.

Das Land an der Ostseite des Rio Grande ist eine einzige traurige Wüste, in welcher nirgends Wasser aufzufinden ist. Ich glaube, kein Indianer hat es je anders als an seinem Rande berührt; überhaupt ist es klar, daß sie unmöglich in's Innere gekommen seyn können, da sie behaupten, es sey von Geistern und Dämonen bewohnt.

Um in das Gebiet der Comanchen zu gelangen, war es daher nöthig, dem Rio Grande zu folgen, bis wir das Präsidio von Rio Grande erreichten, das den Mexikanern gehörte, um von dort aus nach Uebersetzung des Stromes den Weg nach San Antoniode Bejar, der letzten westlichen Stadt von Texas, einzuschlagen und durch das Gebiet von Texas nach den Wohnplätzen der Comanchen zu ziehen.

Während ihres Ausflugs hatten die Apachen von einer Handelsgesellschaft, welche sie in der Nähe von Chihuahua überraschten, viele Pferde und Waffen erbeutet. Ihrer gewohnten Freigebigkeit gemäß, versahen sie uns daher mit Rossen, Sätteln, Waffen, Decken und Kleidern; ja ihrer Großmuth verdankten wir sogar, daß wir uns selbst für Kaufleute, die von einer Handelsexpedition zurückkehren, ausgeben konnten, im Falle wir mit Mexikanern zusammentreffen und ein Verhör zu bestehen haben sollten.

Wir verabschiedeten uns von den wackeren Apachenhäuptlingen, welche wieder nach Hause zurückkehrten. Joachim Terada und Louis Ortiz wurden mit dem Rest unserer Bedeckung als Gefangene weggeführt, und ich kann nicht sagen, was aus ihnen geworden ist. Mit dem andern Indianerhaufen reisten wir, bis wir das Präsidio del Rio Grande, ein starkes mexikanisches Fort, im Rücken hatten. Tags darauf nahmen wir von unsern Begleitern Abschied und schlossen uns einer Schmugglerbande an, die auf dem Wege nach Texas begriffen war. Zehn Tage später erreichten wir San Antonio de Bejar und hatten jetzt weiter nichts mehr zu fürchten, da wir uns nicht mehr auf mexikanischem Boden befanden.

San Antonio de Bejar ist bei Weitem die angenehmste Wohnstätte in Texas. So lange sie im Besitz der Mexikaner war, muß sie ein bezaubernder Aufenthalt gewesen seyn.

Der Fluß San Antonio, der in kurzer Entfernung über der Stadt entspringt, gleitet anmuthig durch die Vorstädte und gibt durch zahllose Kanalwindungen sein klares Wasser an jedes Haus ab. Die Temperatur desselben ist das ganze Jahr durch gleich, weder zu warm, noch zu kalt für's Baden, und kein einziger Tag vergeht, ohne daß die Einwohner sich mit angenehmen und gesunden Schwimmübungen belustigen — ein Vergnügen, dessen sich Jedermann vom Morgen bis in die Nacht hinein erfreut. Reisende, die an den Ufern dieses schönen Flusses wandern, sehen oft Hunderte von Kindern — groß und klein, schwarz und weiß, bunt durcheinander gemischt — wie Enten umherschwimmen und untertauchen.

Das Klima ist rein, trocken und gesund, die Luft im Sommer frisch und wohlriechend. Da es nie regnet, so werden die benachbarten Pflanzungen durch Kanäle gewässert, die das Wasser des San Antonio in alle Richtungen hinführen. Früher enthielt die Stadt fünfzehntausend Einwohner, aber die häufigen Revolutionen und die blutigen Schlachten, welche in ihren Mauern ausgekämpft wurden, haben wesentlich dazu beigetragen, ihre Bevölkerung zu

mindern, so daß sie jetzt, was die Bewohnerzahl betrifft, sammt ihrem Bischofssitz und den reichen Missionshäusern, in England nur für ein Dorf gelten würde. Sie führt einen beträchtlichen Handel, aber ihr scheinbarer Wohlstand ist nur täuschend, und ich möchte Auswanderer recht sehr warnen, sich durch die Berichte, welche die Texianer von dieser Stadt geben, nicht täuschen zu lassen. Allerdings wurde früher ungeheurer Gewinn gemacht, jetzt aber fangen sogar die mexikanischen Schmuggler und Banditen an, den völligen Mangel an Treu und Glauben, der die Texaner charakterisirt, zu verabscheuen.

Die Mexikaner sind große Freunde von Gärten und umgeben ihre Häuser mit schönen Bäumen, unter deren Schatten sie den größten Theil der Zeit, die ihnen nach dem Baden übrig bleibt, verbringen. Dies gibt der Stadt ein frisches und lebhaftes Aussehen; man fühlt sich unwillkürlich an eine calabrische Landschaft erinnert, denn die leichten, einfachen Wohnungen bieten einen herrlichen Gegensatz zu der Großartigkeit und Majestät der Mönchsbauten in der Ferne. Texas hatte keine Klöster, aber die spanischen Missionshäuser waren zahlreich und stehen noch immer als edle Denkmale früherer spanischer Größe da. Ehe ich diese massigen Gebäude schildere, ist es nöthig, zu bemerken, daß es bald nach der Eroberung von Mexiko eine Hauptaufgabe der spanischen Politik war, das Ansehen der römisch-katholischen Kirche auszubreiten. Die Bekehrung der Indianer und die Predigt des Evangeliums waren stets mit dem Durste nach Reichthümern verwoben, und während sie den Indianern ihr Gold wegnahmen, gaben sie ihnen das Christenthum. Anfangs machte man durch Gewalt Proselyten, fand aber bald, daß man durch Schlauheit besser zum Ziele gelangte; man gestattete den Indianern, ihren früheren Aberglauben mit dem Ritus der Kirche zu mischen und so wurde eine Art Halbzuchtreligion allgemein — wahrscheinlich nach dem Grundsatze, daß ein halber Laib besser sey, als gar kein Brod. Die ungereimten Folgen

dieser Politik sind noch heutzutage in den Ceremonien der Indianer zu erkennen.

Um den römisch-katholischen Missionären einen entsprechenden Schutz zu verleihen, wurden Niederlassungen gegründet, die noch immer den Namen von Missionsposten tragen. Sie sind durch Californien sehr zahlreich und finden sich auch bisweilen in Texas. Das Alamo zu San Antonio war einst sehr bedeutend; einige von geringerer Wichtigkeit befinden sich in der Nähe, wie die Missionen von Conception, San Juan, San José und La Espada. Alle diese Bauten sind von sehr solider Construktion, haben sehr dicke Mauern und könnten vermöge ihrer Form und Einrichtung in Gränzfestungen umgewandelt werden. In der Regel, obgleich nicht immer, befindet sich an der Seite des Vierecks eine Kirche, die nur einen einzigen Zugang hat und theilweise durch die Mauereinfassung gebildet wird. Im Innern hatten sie einen großen Kornspeicher, und die äußere Mauer bildete die Hinterseite einer Reihe von Gemächern, in welchen die Missionäre und Bekehrten wohnten. Ein Theil des anstoßenden Landes war dem Ackerbau geweiht und, wie die Gegend überhaupt, von kleinen Canälen durchschnitten, welche das Wasser aus dem Flusse ableiteten.

Das Alamo ist jetzt eine Ruine, indem nur noch zwei oder drei Häuser in der innern Square bewohnt sind. Das Portal der Kirche war schön verziert und steht noch, obgleich die Figuren, welche sich vordem in den Nischen befanden, verschwunden sind. Die Trümmer haben übrigens noch hinreichend Interesse für die Geschichtsforscher, selbst wenn er für einen Augenblick vergessen könnte, welche Scenen sie in dem Unabhängigkeitskriege von Texas berüchtigt gemacht haben. Etwa zwei Meilen weiter unten, am San Antonio-Flusse, steht die Mission Conception. Es ist ein sehr großes steinernes Gebäude mit einer schönen Kuppel, und obgleich nur einfach in seiner Construction, doch dauerhaft und großartig in seinen Verhältnissen. Hier kämpfte Bowie eine der ersten Schlach-

ten mit den mexikanischen Streitkräften, und seitdem ist der Ort nicht wieder bewohnt worden. Obgleich jener Kampf nicht so bekannt ist, als andere, so führte er doch zuerst zu einem unheilbaren Bruche und belehrte die Freunde eines Vergleichs und einer Beibehaltung der Vereinigung mit dem mexikanischen Gouvernement, daß jetzt die Zeit zum Unterhandeln vorüber war.

Die Mission von San José liegt noch anderthalb Meilen weier unten am Flusse. Sie besteht, wie die übrigen, aus einem großen Vierecke und dient noch immer vielen mexikanischen Familien zum Aufenthalte. Links vor dem Eingange befindet sich der Kornspeicher. Die Kirche steht getrennt von dem Gebäude, zwar innerhalb des Vierecks, aber nicht mit demselben zusammengebaut. Die westliche Thüre ist mit sehr schöner Steinmetzenarbeit von Blumen, Engeln und Aposteln geziert, das Innere dagegen einfach. Rechts befindet sich ein schöner Glockenthurm und über dem Altar eine große, steinerne Kuppel. Hinter der Kirche zieht sich eine lange Reihe von Zimmern für die Missionäre hin, darunter ein bedeckter Gang mit neun Bogen. Die texianischen Truppen lagen hier geraume Zeit im Quartier, und es ist wirklich wunderbar, daß sie, trotz ihrer beharrlichen Trunkenheit, die Bildhauerarbeit nicht beschädigten. Seitdem ist die Kirche wieder hergestellt worden und wird nunmehr zu gottesdienstlichen Verrichtungen benützt.

Eine halbe Meile weiter unten steht die Mission von San Juan. Die Kirche ist mit dem Vierecke zusammengebaut, an dessen nordwestlicher Ecke noch die Ueberreste eines kleinen, steinernen Thurmes stehen. Sowohl dieses Gebäude, als die Mission von La Espada, ist unbewohnt. Die Kirche von La Espada liegt in Trümmern, und nur zwei Seiten des Vierecks, bloße Mauern, stehen noch ganz; alles Uebrige ist muthwillig zerstört worden.

Die Kirche zu San Antonio de Bejar wurde im Jahr 1717 gebaut; sie hat zwar durch die vielen Belagerungen der Stadt sehr gelitten, wird aber noch immer für den Gottesdienst benützt. Zur

Zeit, als San Antonio von Obrist Cooke (1835) angegriffen und genommen wurde, schlugen mehrere Kanonenkugeln in den Dom und verursachten großen Schaden; überhaupt sind alle Häuser an den Hauptplätzen der Stadt mehr oder weniger durch das schwere Geschütz beschädigt worden. Am meisten hat das Gouvernement-Gebäude gelitten; es ist berüchtigt wegen des niederträchtigsten Gemetzels, das je von einer barbarischen Nation begangen wurde, und das ich hier nicht übergehen will.

Nach einigen Scharmützeln zwischen den Comanchen und Texianern, in welchen die Ersteren stets im Vortheile blieben, schien es den Texianern räthlich, einen Friedens- und Freundschaftsvertrag anzubieten. Sie schickten Boten mit Waffenstillstands-Flaggen unter die Indianer und luden sämmtliche Häuptlinge zu einer Berathung nach San Antonio ein, wo die Repräsentanten von Texas mit ihnen zusammentreffen und ihnen Vorschläge zu Abschließung eines ewigen Friedens machen sollten. Die tapfern Comanchen, die selbst keines Verraths fähig waren, argwöhnten auch bei Andern keine tückische List und erschienen, vierzig an der Zahl, zu der anberaumten Zeit in der Stadt; sie ließen ihre Pferde in dem Vierecke und begaben sich nach dem Gouvernement-Gebäude.

Sie waren sämmtlich unbewaffnet, ihre langen, fliegenden Haare mit goldenem und silbernem Zierrath bedeckt, ihre Kleider reich und ihre Decken von jenem feinen, mexikanischen Gewebe, das auf dem Markte Stück für Stück von fünfzig bis zu hundertundfünfzig Dollars bezahlt wird. Auch ihre Pferde waren edle, sehr werthvolle Thiere, desgleichen ihre Sättel reich mit Gold und Silber ausgelegt. Eine derartige Schaustellung weckte die schlimmsten Leidenschaften der Bevölkerung von Texas, welche sich vornahm, eine so glänzende Beute um jeden Preis an sich zu bringen. Während die Häuptlinge ihre Friedens- und Freundschaftsreden hielten, stürzten ein paar hundert mit Pistolen und Messern bewaffnete texianische Halunken in den Saal, und begannen ihr Mord-

geschäft. Alle Indianer blieben auf dem Platze, einen Einzigen ausgenommen, der sich durch die Flucht rettete; aber obgleich die Comanchen völlig unbewaffnet waren, verkauften sie ihr Leben doch theuer, denn unter den Erschlagenen wurden auch achtzehn Texianer gefunden.

Ich will dieses Kapitel mit einigen Bemerkungen über die nun anerkannte Republik von Texas schließen.

Die Ablösung von Mexiko wurde durch die Berichte über ausgedehnte Goldminen, Diamantengruben und so weiter bewirkt, die der Sage nach in Texas zu finden waren — Berichte, welche die Habgier der Spekulanten und Gütermäkler im Osten der vereinigten Staaten stachelten; wahrscheinlich hätte aber die Trennung nie stattgefunden, wenn nicht die südlichen Staaten von Amerika in ganz anderer Absicht den Versuch ermuthigt hätten. Die Bevölkerung von Luisiana und die südlichen Staaten kannten genau den Werth des Landes und lachten über die albernen Vorstellungen, die man sich von seinem ungeheuern Reichthume machte. Indeß handelten sie doch mit schlauer Politik, die sich freilich in der Folge als irrig auswies, denn sie waren der Ansicht, wenn Texas einmal von Mexiko losgerissen sey, werde es in die Union aufgenommen und in zwei oder drei Staaten getheilt werden. Diese waren dann natürlich Sklavenhalter, schickten ihre Mitglieder in den Congreß und gaben so den Sklavenstaaten das Uebergewicht.

Es ging jedoch anders, und die Pflanzer des Südens beklagen jetzt ihre Unklugheit, daß sie einem furchtbaren Nebenbuhler aufhalfen, der ihnen schon in Friedenszeiten gefährlich wurde, im Falle eines Krieges mit England aber ihren Interessen noch feindlicher gegenüber stehen mußte.

Es ist sehr zu bedauern, daß Texas nicht von einem bessern Menschenschlage bewohnt ist, da es in diesem Falle bereits ein wichtiges und reiches Land seyn könnte. Von jeher war es aber der Zufluchtsort für jeden Landstreicher und Schurken, der nicht

mehr in den vereinigten Staaten zu bleiben wagte, und unglücklicherweise hatte der texianische Charakter das feste Gepräge der Ehr- und Grundsatzlosigkeit angenommen, noch ehe die Einwanderung von achtbareren Ansiedlern begonnen hatte. Die Folgen davon sind sehr verderblich geworden, und es steht dahin, ob sie sich je wieder gut machen lassen.

In der Periode des Unabhängigkeitskampfes wurde die Bevölkerung von Texas auf ungefähr vierzigtausend geschätzt, und die Regierung behauptet, sie habe sich seitdem bis auf fünfundsiebenzigtausend vermehrt. Dies ist nun freilich nicht der Fall, obgleich man sich nicht wundern darf, daß die Mitglieder der Republik eine derartige in ihrem Interesse liegende Behauptung aufstellen. Statt der angeblichen Zunahme hat die Einwohnerzahl eher wieder bedeutend abgenommen und steht jetzt ungefähr auf derselben Höhe, wie zur Zeit ihrer Unabhängigkeitserklärung.

Dies mag seltsam erscheinen, da doch so viele Tausende aus den vereinigten Staaten, England und Deutschland sich bewegen ließen, nach Texas einzuwandern; es ist jedoch Thatsache, daß sie nach ihrer Ankunft im Lande bald die Entdeckung machten, sie seyen Schaaren von Elenden, die jeder schwarzen That fähig sind, preisgegeben, und verließen deshalb das Gebiet, um den Rest ihrer Habe zu retten. Ihr weiterer Zug ging dann nach Mexiko, nach den südlichen vereinigten Staaten, oder nach sonst einem andern Orte, wo sie nur halbwegs Aussicht hatten, ihr Leben und Eigenthum zu sichern.

Unter der Bevölkerung von Texas waren auch viele tausend Mexikaner aufgezählt worden, die im Lande blieben, weil sie hofften, daß Ordnung und Gesetz bald hergestellt seyn würden; sobald sie aber ihre Erwartungen getäuscht sahen, wanderten sie nach Mexiko zurück. Von San Antonio de Bejar allein sind achttausend ausgezogen, und die Lücke wurde von sechs- oder siebenhundert Trunkenbolden, Dieben und Mördern ausgefüllt. Aehnliche Auswanderun-

gen fanden in Goliad, Velasco, Nacogdoches und anderen Orten statt, die früher von mexikanischen Familien bewohnt wurden.

Der Leser kann sich einen Begriff von der Unsicherheit des Lebens und Eigenthums in Texas machen, wenn ich ihm sage, daß zahlreiche Räuberbanden beständig auf dem Anstande liegen, um die Reisenden zu berauben und zu ermorden; auch kommt es häufig vor, daß ein Haus angegriffen und beraubt, die Weiber geschändet und hintendrein alles Lebende von den Elenden ermordet wird, die, um einer Entdeckung zu entgehen, sich als Indianer verkleiden und anstreichen. Dies ist eine wohlbekannte Thatsache, obgleich sie natürlich in den Texas-Zeitungen nicht aufgeführt wird.

Ein weiterer ernstlicher Uebelstand, der aus dem gesetzlosen Zustand des Landes entspringt, besteht darin, daß die Indianer jetzt einen eigentlichen Vertilgungskampf gegen die Bewohner von Texas führen, obgleich sie ihnen anfangs, als gemeinschaftlichen Feinden der Mexikaner, sehr geneigt waren. Ich habe bereits die Ermordung der Comanchenhäuptlinge im Gouvernementshause zu San Antonio berührt — eine Thatsache, die mehr spricht, als sich in ganzen Bänden ausdrücken läßt. Indeß ist auch sonst ihr Benehmen gegen die Indianer so schändlich gewesen, daß bei Letzteren der Ausdruck „ein Weißer" als Schimpfwort gilt; sie bezeichnen die Texianer nur als „Hunde" und hängen und erschießen jeden, mit dem sie zusammentreffen. Jahrhunderte sind nicht im Stande, dieses Unheil auszurotten, denn Texas hat sich diejenigen zu bittern und unversöhnlichen Feinden gemacht, welche sich als treue und warme Freunde erwiesen haben würden. Die Indianer machen keinen Unterschied zwischen Amerikanern und Texianern; Letztere haben daher gegen die vereinigten Staaten einen Feind aufgewiegelt, der sich mit der Zeit nicht wenig belästigend zeigen dürfte.

Auch in anderem Betracht ist Texas durch seinen gänzlichen Mangel an Treu und Glauben ernstlich in Nachtheil gekommen; denn wäre sein westlicher Theil nur halbweg von ehrlichen Leuten

bewohnt, so müßte er schon vermöge seiner topographischen Lage ein sehr wichtiger Strich werden, der sich allen Handelsverkehr mit den nördlichen Provinzen des innern Merikos sichern könnte.

Von dem Präsidio del Rio Grande führt ein vortrefflicher Weg nach San Antonio de Bejar. Südlich von dem letzteren liegt Chihuahua, so daß der nächste und gangbarste Landweg von den vereinigten Staaten nach dem Herzen von Meriko durch San Antonio führt. Dieser Landweg läßt sich dadurch abkürzen, daß man die Güter zu Schiffe nach Linville oder La Bacca verführt, dann aber nach San Antonio schafft, was eine Landstrecke von etwa hundertundvierzig Meilen ausmacht. Zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung wurde als westliche Gränzlinie von Texas der Fluß Nueces festgestellt; unter solchen Umständen hätte also San Antonio ein äußerst wichtiges Depot für den Binnenhandel abgeben können.

Vom Rio Grande aus pflegten zahllose, merikanische Handelskaravanen nach San Antonio zu ziehen. Sie waren in der Regel sehr ehrlich in ihren Zahlungen und zeigten eine sehr freundliche Gesinnung. Dieser Verkehr hätte weit werthvoller werden können, als der ganze Handel zu Santa Fé, wenn er dadurch geschützt worden wäre, daß man den Räubern das Handwerk gelegt hätte, welche die Wege durch ihre frechen und mörderischen Angriffe auf die Reisenden unsicher machten. Texas würde offen oder im Geheim den Handel an sich gezogen haben; Kaufleute hätten sich im Westen niedergelassen, um daran Theil zu nehmen, und durch den reichen Boden sowohl, als durch das gesunde Klima, wären Einwanderer gelockt worden. Allerdings hätte man den Verkehr als Schleichhandel betreiben müssen, doch das ist stets die unausbleibliche Folge eines zu hohen und schlecht regulirten Tarifs. Hiedurch wäre bedeutender Gewinn und ein freundschaftliches Benehmen zwischen der Bevölkerung des Rio Grande und den Texianern erzielt worden — Verhältnisse, die aller Wahrscheinlichkeit nach der merikanischen Re-

gierung die Nothwendigkeit auferlegt haben würde, zwischen beiden Ländern eine friedliche Handelsverbindung herzustellen.

So aber ist der Verkehr gänzlich zerstört. Die Indianer fallen jede Karavane an, die von San Antonio ab- oder zugeht, und wenn man diesen Plünderern entrinnt, so geräth man in die Hände der texianischen Räuber, die schon auf der Lauer liegen. Sollte übrigens ein mexikanischer Händler je so glücklich seyn, diesen beiden Weglagerern zu entrinnen, so steht ihm noch zum Schlusse bevor, von den soi-disant texianischen Kaufleuten betrogen zu werden.

Wenn das Sprüchwort, das Ehrlichkeit die beste Klugheit ist, je eines Beweises bedürfte, so könnte man sich durch den Gegensatz, den der gegenwärtige Zustand von Texas bildet, zur Genüge überzeugen.

Zwanzigstes Kapitel.

Zum Glück für mich und meine beiden Begleiter befanden sich doch noch einige Ehrenmänner in San Antonio. Diese waren der Obrist Seguin und die Herren Novarro senior und junior, mexikanische Gentlemen von freisinnigem Charakter und Wesen, welche sich durch die trügerischen Vorspiegelungen der Texianer hatten verleiten lassen, nach der Unabhängigkeitserklärung das Land nicht zu verlassen. Da sie Männer von hohem Range waren, so hatten sie hiedurch nicht nur ihre Rechte als mexikanische Bürger verwirkt sondern sich auch den Haß und Groll der dortigen Regierung zugezogen.

Freilich entdeckten sie bald ihren Irrthum, aber es war zu spät, ihn wieder gut zu machen; außerdem gestattete ihnen auch ihr

Stolz und vielleicht ein falsches Ehrgefühl nicht, nach Mexiko zu gehen, obgleich sie an ihrem gegenwärtigen Aufenthaltsorte von Allem getrennt waren, was das Leben süß und angenehm macht. Der eigene Schmerz hinderte sie jedoch nicht, unbegränzte Gastfreundschaft zu üben, und wir fanden in ihrem Hause eine Heimath. Mit den übrigen Texianern ließen wir uns nicht ein und kamen überhaupt gar nicht mit ihnen in Berührung, wenn ich nicht etwa den Umstand ausnehmen muß, daß Roche eines Tages ihrer zwei mit seinem Shillelah zerdrasch, weil sie einen alten Indianer übel behandelten.

Der Obrist Seguin ließ Erkundigungen anstellen, wo die Comanchen zu finden wären, und brachte bald in Erfahrung, daß sie sich an dem Fuße des grünen Gebirgs in ihrem großen Dorfe zwischen der Gabel der Red-River-Quellen aufhielten. Wir machten alsbald Vorbereitungen zur Abreise, und da wir uns vorgenommen hatten, Austin, die Hauptstadt von Texas, zu berühren, so drangen uns unsere freundlichen Wirthe fünfhundert Dollars auf, indem sie uns bemerklich machten, kein Texianer werde uns nur einen Trunk Wasser reichen, wenn wir nicht dafür bezahlten, und außerdem sey es recht wohl möglich, daß wir nach einem mehrtägigen Aufenthalt unter den wackeren Kongreßmitgliedern unsere Pistolenholfter oder Steigbügel, unsere Decken oder sogar eines unserer Pferde vermissen würden.

Diese Prophezeihungen sollten wir bald nur zu wahr finden. Sechs Meilen von Austin machten wir an der Meierei des ehrenwerthen Richters Webb Halt und baten um die Erlaubniß, unsere Pferde tränken zu dürfen, da sie vierzig Meilen unter einer sengenden Sonne gelaufen wären, ohne einen Tropfen Wasser zu erhalten. Der achtbare Richter schlug es uns rundweg ab, obgleich er einen guten Brunnen und hinter einer Verzäunung einen Teich von mehreren Morgen hatte. Seine Frau mochte übrigens vielleicht erwägen, daß ihre Kaffee- oder Salzvorräthe zusammengingen, und

ließ sich in eine rasche Verhandlung mit ihrer schlechteren Hälfte ein, in deren Folge sich das ehrenwerthe Paar heranließ, uns einen Eimer Wasser zu fünfundzwanzig Cents zu verkaufen.

Als wir abstiegen, um das Gebiß unserer Pferde zu beseitigen, kamen auch die Töchter heraus, und wie sie bemerkten, daß wir neue Seidenschärpen, Halstücher und einiges schöne Geschmeide besaßen, verschlangen sie uns fast mit ihren Blicken. Die eine davon redete mit ihrem Papa, worauf uns dieser sehr wirthliche Gentleman einlud, in sein Haus zu treten. Wir waren indeß bereits wieder in unsere Sättel gestiegen und im Begriffe, aufzubrechen. Roche war höchlich erbost über die Gemeinheit des Kerls, der uns vor seiner Einladung fünfundsiebenzig Cents für Wasser abgenommen hatte, und erklärte ihm daher zur Antwort, er sey ein alter Spitzbube, weil er sich für eine Sache Geld zahlen lasse, die sogar ein Wilder nicht einmal seinem bittersten Todfeinde verweigere.

Die Wuth, in welche hierauf der Ehrenmann ausbrach, läßt sich nicht schildern. „Meine Büchse!" brüllte er. „Meine Büchse! Um Gotteswillen, Betsey, Julietl, hurtig, meine Büchse!"

Der Richter begab sich sodann in's Haus; da wir jedoch drei Pistolen aus unsern Holftern zogen, so ließ sich weder er, noch seine Büchse blicken; wir wandten deshalb unsere Pferde um und ritten mit Muße Austin zu.

In Austin hatten wir eine großartige Gelegenheit, die Texianer unter ihren wahren Farben zu sehen. In der Stadt befanden sich drei Wirthshäuser, und jeden Abend nach fünf Uhr war die ganze Einwohnerschaft, selbst den Präsidenten der Republik, die Sekretäre, Richter, Minister und Kongreßmitglieder nicht ausgenommen, mehr oder weniger betrunken. Es kam dann zu Raufhändeln, und fast kein Abend verging, ohne daß vier bis fünf Menschen erstochen oder erschossen wurden. Die Schlemmerei währte den größten Theil der Nacht durch, so daß Morgens um neun Uhr fast Jedermann noch im Bette lag.

Am Morgen herrschte eine so tiefe Stille in der Stadt, daß ich um acht Uhr einen schönen Hirsch schießen konnte, der ganz ruhig vor der Thüre des Kapitols graste. Es ist seltsam, daß diese Hauptstadt von Texas an die Nordgränze des Staates gebaut wurde, denn schon oft sind die Indianer hereingebrochen und haben sich keine zehn Schritte von dem Kapitol Scalpe geholt.

Während unseres Aufenthalts in Austin machten wir die Bekanntschaft des alten Castro, eiens Häuptings der Lepan-Indianer, welche von den Comanchen abstammen. Er ist einer der gebildetsten Gentlemen in der Welt, hat zuerst in Mexiko, später aber in Spanien eine gute militärische Erziehung genossen und machte Reisen durch Frankreich, Deutschland, England — überhaupt durch ganz Europa. Er spricht und schreibt fünf oder sechs Sprachen; auch ist er sich seiner Ueberlegenheit über die Texianer so sehr bewußt, daß er sie stets nur mit Verachtung behandelt. Einmal sagte er in dem Gesetzgebungssaale von Matagorda zu ihnen:

„Täuscht euch nicht, ihr Männer von Texas; ich fechte mit euch gegen die Mexikaner, weil zwischen ihnen und mir ein unversöhnlicher Haß besteht, aber schmeichelt euch nicht mit dem Gedanken, daß ich darum euer Freund bin. Freundschaft kann ich nur denjenigen schenken, die sowohl im Kriege als im Frieden ehrenwerth sind, ihr aber seyd sammt und sonders Lügner, viele von euch sogar Diebe, Schurken und gemeine Mörder. Ja, ihr Hunde, ich spreche die Wahrheit. Bellt nicht, kläfft nicht, denn ihr wißt wohl, daß ihr euch doch nicht zu beißen getraut, nun meine zweihundert Krieger dieses Gebäude umringen. Stille, sage ich!“

Castro zog mit uns in der gleichen Richtung, denn er wollte sich seinen Leuten anschließen, die sich zur Zeit ein paar Tagreisen nördlich auf der Büffeljagd befanden. Er hatte zwei ausländischen Gentlemen, welche begierig waren, eine Jagd auf den gewaltigen Prairiegebieter mit anzusehen, seine Gesellschaft und seinen Schutz

zugesagt; wir brachen daher mit einander auf und waren sehr erfreut, auf eine derartige Karavane getroffen zu haben.

Am ersten Tage zogen wir auf einer altspanischen Militärstraße weiter; sie führte durch reiche, wellenförmige Prairieen, die hin und wieder mit klaren, amdUfer mit prächtigen Eichen bewachsenen Strömen gewässert wurden. Fünfzehn Meilen von Austin befindet sich ein merkwürdiger Ort, auf welchem ein träumerischer Spekulant kurze Zeit zuvor eine Stadt zu gründen versucht hatte. Er kaufte einen ungeheuren Strich, entwarf schöne Risse, und bald stand eine der größten und schönsten Städte der Welt auf dem Papier. Da waren Kollegien, öffentliche Plätze, Korrektionshäuser, Banken, Schenken, Branntweinbuden und schöne Spaziergänge. Ich brauche kaum zu sagen, daß der Stadtfabrikant ein Yankee war, der durch den Verkauf von Bauplätzen nnd Grundstücken eine Million zu realisiren hoffte. Die künftige Stadt erhielt den Namen Athen, und der einfältige Tropf hatte ein so großes Vertrauen auf seine eigene Spekulation, daß er an Ort und Stelle wirklich ein sehr kostspieliges Gebäude aufführen ließ. Eines Tages war er nebst drei oder vier Negern mit dem Graben eines Brunnens beschäftigt, als er mit einemmale von einem Häuflein Yankeedieben, welche viel Geld bei ihm zu finden hofften, angegriffen wurde. Der arme Teufel nahm Reißaus und kehrte nie wieder zu seiner geliebten Stadt zurück. Das Haus steht noch, wie er es verließ. Ich sah sogar in der Nähe des Brunnens die Spaten und Karste, mit welchen er und die Neger zur Zeit des Angriffs beschäftigt gewesen waren. So wurde dieses kleine Athen im Keime erstickt — ein rechter Schade, da Texas einige athenienfische Weise und Gesetzgeber gar wohl brauchen könnte.

Eines Morgens früh wurden wir durch ein lautes Gebrüll in der Prairie geweckt. Castro sprang auf und brachte bald die willkommene Neuigkeit: „die Büffel!“ Auf der Ebene sahen wir hunderte von dunkeln beweglichen Punkten, die sich mehr und mehr vergrößerten, je näher sie kamen, und es stund nicht lange an, bis

wir die zottigen Bestien deutlich unterscheiden konnten, wie sie über die Prairie dahin galoppirten, ihre dunkle festgeschlossene Phalanx bis an den Horizont erstreckend. Dann folgte eine Scene der Aufregung. Die Büffel, durch das unaufhörliche Knallen unserer Büchsen eingeschüchtert, lösten ihre Reihen auf und zerstreuten sich nach allen Richtungen.

Die beiden Fremden waren Briten, der jüngere ein Iländer von guter Familie, Namens Fitzgerald. Wir wurden ganz hingerissen durch seine beharrlich gute Laune und die Lebhaftigkeit seines Geistes; er war die Seele unserer kleinen Abendlager, und da er schon auf der andern Seite des stillen Weltmeers Reisen gemacht hatte, so konnten wir ihm bis in die späte Nacht hinein zuhören, wenn er seine interessanten Abenteuer auf asiatischem Boden erzählte.

Er hatte sich zuerst der englischen Legion in Spanien angeschlossen und in derselben den Rang eines Kapitäns erhalten. Bald war er jedoch jenes Dienstes satt und begab sich nach Persien, wo er sich von dem Schah in der Eigenschaft eines Artillerieoffiziers verwenden ließ. Da ihm auch dieser Posten nicht auf die Dauer zusagte, so kam er nach England zurück und beschloß, Texas zu besuchen, um sich zu San Antonio als Kaufmann niederzulassen. Seine Wanderlust ließ ihn jedoch nicht lange an Einer Stelle bleiben, und als er eines Tages mit einem englischen Naturforscher zusammentraf, der die nordwestlichen Prairieen von Texas untersuchen wollte, beschloß er, denselben zu begleiten.

Immer zur Hand, wo es ein Abenteuer gab, stürzte Fitzgerald wie toll unter die Büffel. Er ritt ein wildes, kleines Pferd, das mit einem Mantelsacke, Wasserkalabaschen, Kaffeetassen, Decken und dergleichen beschwert war; aber alle diese Belästigungen störten ihn nicht im Mindesten. Den Zaum an seinem Sattelknopf befestigt und eine Pistole in jeder Hand, schoß er seine Waffen nach rechts und links ab, nur hin und wieder innehaltend, um zu laden, und dann wieder auf's Neue anzufangen. Während der Jagd verlor er seinen Hut,

seinen Mantelsack mit Leinwand und Geld, wie auch seine Decken; er nahm sich nie die Mühe, das Verlorene aufzulesen, weshalb Alles wahrscheinlich noch an derselben Stelle der Prairie liegen wird, wo er es fallen ließ.

Der andere Fremde war ein euglischer Gelehrter, einer der possierlichsten Menschen von der Welt. Er wünschte gleichfalls an der Büffeljagd Theil zu nehmen, aber sein Roß was ein träges, friedliches Thier, das allenfalls für einen fetten Abt gepaßt hätte und einen wahren Abscheu vor allem Trab oder Galopp hatte. Da es sich um keinen Preis aus seinem ruhigen Schritte bringen ließ, so blieb es mit seinem Gebieter in achtungsvoller Entfernung von dem Schauplatze der Thätigkeit zurück. Welch' eine vortreffliche Karrikatur würde nicht der gutmüthige Gelehrte abgegeben haben, wie er so da saß auf seinem Rozinante, mit einer ungeheuren, zwar geladenen, aber nicht mit Zündkraut versehenen Doppelflinte bewaffnet, hin und wieder ohne besondern Zweck die eigensinnige Mähre spornend und dann durch einen Operngucker die majestätischen Thiere betrachtend, denen er sich nähern konnte.

Wir erlegten neun Stiere und sieben fette Kälber; Abends schlugen wir sodann an einem kleinen Flusse Lager, wo wir uns aus dem Marke und der Zunge ein ausgesuchtes Mahl bereiteten, wie man sich dessen nur in den wilden Prairieen so recht erfreuen kann. Am andern Tage um Sonnenuntergang erhielten wir Besuch von einer zahlreichen Heerde wilder Pferde. Wir sahen sie auf einer Prairieanschwellung herunterkommen und hielten sie für feindliche Indianer; sobald sie aber ihre Neugierde befriedigt hatten, wandten sie mit der Regelmäßigkeit einer gut exerzirten Schwadron um, jagten mit aufrechten Schwänzen und fliegenden Mähnen von hinnen und waren uns bald wieder aus dem Gesicht.

Die Jäger erzählen viele sonderbare Mähren von einem einsamen weißen Pferde, das sie oft in der Nähe der Croß Timbers und des Red River gesehen haben wollen. Es soll nie traben oder galoppiren,

sondern bloß im Schritte gehen, demungeachtet aber sich so schnell bewegen, daß ihm kein anderes Pferd folgen kann. Ungeheure Geldsummen wurden demjenigen geboten, der es finge, und Viele haben sich diesem Geschäfte unterzogen, aber ohne Erfolg. Das edle Thier läuft noch immer frei in seiner heimischen Prairie, stets allein und unnahbar.

Wir trafen oft auf Gebirgsziegen, Thiere, die ein Mittelglied zwischen dem Hirsch und der gemeinen Ziege bilden, aber ein weit besseres Fleisch haben. Sie sind zierlich gebaut, haben lange Beine und sind sehr schnell. Eine davon, deren vorderer Lauf durch eine Büchsenkugel abgeschossen war, konnte sogar von unserem hurtigsten Pferde (es gehörte Castro) nach einer fast halbstündigen Jagd nicht eingeholt werden. Die Gebirgsziege findet sich auf den großen Platformen der Rocky Mountains, desgleichen an den breiten Gewässern der Flüsse Brasos und Colorado. Obgleich sehr scheu, ist sie doch auch ungemein neugierig und läßt sich leicht auf Büchsenschußweite heranlocken, wenn man hinter einem Baume ein weißes oder rothes Tuch schwenkt.

Während der Nacht wurden wir oft von Klapperschlangen heimgesucht, denen die Wärme und Weichheit unserer Decken erstaunlich zusagte. Man kann sich denken, daß uns diese Gäste nicht sehr willkommen waren, obschon es noch einige andere gab, die wir noch mehr fürchteten; darunter gehört namentlich die häßliche und fast den Tod bringende Prairietarantel, eine Spinne von der Größe eines Hühnereis, haarig wie ein Bär, mit kleinen, blutrünstigen Augen und winzigen, scharfen Zähnen

Eines Abends lagerten wir bei einer kleinen Quelle, zwei Meilen von den Brazos. Da wir kein Brennholz in der Nähe fanden, so machte sich Fizgerald auf den Weg, um welches herbeizuschaffen. Wie schon gesagt, ritt er ein kleines, wildes Pferd, und er war unklug genug, demselben einen jungen Baum an den Schwanz zu binden, den er abgehauen hatte. Dem Rößlein stand dies natür-

lich nicht an und es galoppirte wüthend und von einer Staubwolke umgeben nach dem Lager. Bei diesem Anblick begannen die übrigen Pferde Zeichen von Schrecken an den Tag zu legen und es war ein Glück, daß wir sie noch in Zeiten anbinden konnten, da wir sie sonst wohl nie wieder gesehen hätten.

Es ist erstaunlich, in den Prairieen mitanzusehen, wie gewaltig die Furcht nicht nur auf Büffel und Mustangs, sondern auch auf zahme Rinder und Pferde wirkt. Die Ochsen rennen weiter als die Rosse, und man hat in Erfahrung gebracht, daß einige unter dem Einfluß einer plötzlichen Furcht unaufhaltsam vierzig Meilen weit liefen und zuletzt nur aus Erschöpfung stehen blieben. Die texianische Expedition verlor einmal auf diese Weise auf ihrem Wege nach Santa Fé vierundneunzig Pferde. Ich muß übrigens sagen, es gibt keinen großartigeren Anblick, als wenn ein großer Haufe von Vieh von einem Estampede oder einem derartigen jähen Schrecken heimgesucht wird. Alte hinfällige Mähren, die man wegen ihrer Schwäche nicht mehr benützt, werden so wild und frisch wie junge Fohlen. Sobald sie von jener unerklärlichen Furcht gefaßt werden, die sie zu fliehen zwingt, scheinen sie für einen Augenalle ihre Jugendkraft wieder zu gewinnen. Schwanz und Mähne fliegen, ihre Augen funkeln vor Angst, und wie toll rasen sie in gerader Linie fort, die Erde unter ihren Füßen erzittern machend. Nichts kann sie zum Halten bringen: Bäume, Abgründe, Seen, Flüsse oder Berge — sie gehen über Alles weg, bis die Natur erliegt und sie erschöpft die Erde mit ihren Leibern bedecken.

Sogar das sonst so ruhige Thier unseres Gelehrten wurde bisweilen von einem Estampede nach seiner eigenen Weise befallen. Träge und eigensinnig in seinem langsamen Schritte verharrend, zeigte es in allen seinen Bewegungen, daß es für seine Nummer Eins recht wohl zu sorgen wußte, indem es sein Quartier immer da wählte, wo das Wasser am kühlsten und das Gras am zartesten war. Indeß besaß es doch für eine Prairiewanderung eine sehr schlimme

Eigenschaft, welche den Reiter oft in eine arge Klemme brachte. Wir hatten eines Tages Halt gemacht, um uns an einer Quelle zu erfrischen. Die Gebisse der Pferde wurden entfernt, damit sie einige Minuten weiden könnten, aber die verwünschte Bestie des Gelehrten ersah gerade diese Gelegenheit, uns ein Pröbchen von seinem Estampede zu geben. Unser englischer Freund hatte eine ganz eigene Art, seine wissenschaftlichen und Küchengeräthschaften aufzuladen. So hingen an dem Sattelknopf ein Barometer, eine Rumcalabasche und eine Kaffeemaschine, während sich hinten am Sattel ein Vorrath von Töpfen und Näpfen, eine Bratpfanne, ein Thermometer, ein Sextant und eine lange Fernröhre befanden. Als der Rozinante eben graste, fiel eines der Instrumente herunter, worüber er auszuschlagen und sein Mißfallen zu zeigen begann. Je eifriger er aber dies betrieb, desto stärker wurde das Gerassel der Pfannen und Näpfe, und das Thier gerieth jetzt in einen wirklichen Schreck. Wir banden zuerst unsere Rosse an und beobachteten dann die auffallenden lächerlichen Bewegungen dieses Estampedero.

Er machte zuerst ein Dutzend Sprünge, hielt dann inne, um ebenso oft auszuschlagen, schüttelte sich heftig und begann dann einen vollen Galopp anzuschlagen. Mit jedem Augenblick fiel ein anderer Artikel, sey es nun ein mathematisches oder ein culinarisches Geräthe, herunter und die Bestie trampelte darauf los. Der Sextant wurde in Stücke zerschlagen, die Bratpfanne und das Fernglas kamen ganz aus ihrer Form, das Thermometer verlor sein Quecksilber, und als das unvernünftige Vieh endlich durch Schütteln, Rollen und Schlagen seine Last sammt Sattel und Allem abgeworfen hatte, kam es ganz ruhig auf uns zu, augenscheinlich sehr vergnügt über sich selbst und den Schaden, den es angerichtet hatte. Es war eine höchst possirliche Scene, die sich nicht gut beschreiben läßt; wir belustigten uns dermaßen daran, daß wir uns drei oder vier Stunden lang des Lachens nicht erwehren konnten.

Am nächsten Tage fanden wir viele Mineralquellen von starkem

Schwefel- und Eisengehalt. Auch kamen wir an den Leichen von fünf Weißen, vermuthlich Jägern, vorbei, die schrecklich verstümmelt und wahrscheinlich von einigen texianischen Räubern ermordet worden waren. Gegen Abend trafen wir auf eine breite frische Indianerfährte, die in der Richtung des Brasos lief; wir verfolgten sie und kamen bald mit dem Lepanenstamme zusammen, zu welchem der alte Castro als Häuptling gehörte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Lepanen gingen gleichfalls nach Norden, weshalb wir einige Tage in ihrer Gesellschaft an den Westgränzen der Croß Timbers hinzogen. Die ungeheuren Prairieen von Texas stoßen im Osten hundert und aber hundert Meilen weit auf einen Gürtel von dicken, fast undurchdringlichen Urwäldern, welche den vorgedachten Namen führen. Ihre Breite wechselt von siebenzig bis zu hundert Meilen. Die Eiche und der Hickorybaum erreichen hier eine majestätische Höhe, aber im Allgemeinen ist das Land arm, uneben und felsig. Diese Forsten sind reichlich von Hirschen und Bären bewohnt, dienen aber auch bisweilen mit ihrem Dickicht den Büffeln als Zufluchtsort, wenn er in den Prairieen von den Indianern zu scharf verfolgt wird. Die meisten Bäume enthalten Bienennester, angefüllt mit dem köstlichsten Honig, der größten Leckerei, deren sich die Ansiedler jener Gränzstriche zu erfreuen haben.

Wir verabschiedeten uns nun von den Lepanen und unsern beiden weißen Freunden, die uns gerne zu den Comanchen begleitet haben würden, wenn Aussicht vorhanden gewesen wäre, auf

einem sichern Wege wieder in die civilisirte Welt zurückzukehren; da wir jedoch dies nicht versprechen konnten, so trat ich mit Gabriel und Roche den Weg ohne weiteres Geleite an. Ein paar Tage zogen wir an dem Waldsaume hin, da jeder Versuch, in das Innere zu dringen, durch das dichte Gestrüpp verhindert wurde. Zwei- oder dreimal bemerkten wir von den Höhen aus in großer Entfernung Rauch und Feuer, konnten uns aber nicht denken, was für ein Indianerstamm dort lagern mochte.

Wir hatten die Timbers verlassen und waren kaum zehn Meilen in westlicher Richtung vorgerückt, als sich uns ein höchst ärmlich aussehender Hund anschloß, welchem bald zwei andere, ebenso mager und schwach, als er selbst, folgten. Es waren augenscheinlich indianische Wolfshunde, aber sie sahen auf's Höchste ausgehungert aus; ihre Rippen standen hervor, während ihre niederhängenden, lechzenden Zungen deutlich zeigten, welcher Wassermangel in diesen Gegenden vorhanden war. Wir hatten selbst auch schon seit vierundzwanzig Stunden keinen Tropfen gekostet, und unsere Rosse waren gleichfalls ganz erschöpft.

Wir stiegen langsam eine Prairieerhöhung hinab, als ein Büffel in vollem Rennen zehn Schritte vor uns vorbeijagte; ihm folgte auf dem Fuße ein Tonquewa-Indianer (ein äußerst wilder Stamm) auf einem kleinen Pferde, dessen anmuthige Gestalt unsere Bewunderung erregte. Der Wilde war mit einer langen Lanze bewaffnet und mit einem reich verzierten Hirschfellmantel bedeckt, während sein langes, schwarzes Haar im Winde wallte.

Dem ersten Indianer folgte bald ein zweiter; sie waren augenscheinlich so auf ihre Jagd erpicht, daß sie uns nicht bemerkten, obgleich ich dem Letzteren, der nur zehn Schritte an uns vorbeiritt, zurief. Am andern Tage trafen wir auf einen Haufen Wakoes-Indianer, eine weitere Unterabtheilung der Comanchen, oder Apachen, die noch von keinem Reisenden gesehen oder auch nur erwähnt wurden. Sie waren sämmtlch mit schönen, großen Pferden versehen, die sie kurze

Zeit zuvor in den mexikanischen Ansiedelungen gekauft hatten, denn einige davon hatten noch ihre Eisen auf den Hufen. Sie boten uns sogleich Lebensmittel und Waffen an, gaben uns auch frische Pferde, denn die unsrigen waren völlig erschöpft und vermochten kaum, sich selbst fortzuschleppen. Wir lagerten mit ihnen in einer schönen Gegend, wo sich unsere armen Thiere wieder einigermaßen erholten, nachdem wir ihnen reichlich zur Ader gelassen hatten — eine Operation, die es ihnen wahrscheinlich möglich machte, noch länger unsere Anstrengungen und Gefahren zu theilen. Am nächsten Tage erreichten wir das Wakoe-Dorf; es liegt lieblich an den Ufern eines kalten, klaren Stromes, der durch ein romantisches, da und dort mit Bäumen besäetes Thal gleitet. Dieser Baumwuchs verleiht der Landschaft Abwechselung, ohne ihre Schönheit zu verbergen. Rings um das Dorf liegen weite Felder von Korn und Melonen; auf der entlegenen Weide grasten zahlreiche Heerden von Rindvieh, Schafen und Rossen, während die Weiber geschäftig waren, Büffelfleisch zu trocknen. In diesem wirthlichen Dorfe blieben wir zehn Tage, in welcher Zeit wir uns sammt unsern Thieren gänzlich von unserer Erschöpfung erholten.

Dieser Stamm ist allen übrigen, selbst die Shoshonen nicht ausgenommen, an Civilisation und häuslicher Bequemlichkeit weit überlegen. Die Wigwams der Wakoes sind gut gebaut, bilden lange Straßen und zeichnen sich sowohl durch Reinlichkeit, als Regelmäßigkeit aus. Sie bestehen aus langen, viereckig behauenen Balken, die in den Boden eingerammt und mit gegerbten Büffelhäuten bekleidet werden; das Dach ist ein Geflechte von weißem Stroh, weit schöner, als die gewöhnlichen Sommerhüte aus den Boston-Fabriken. Diese Wohnungen haben eine conische Form, dreißig Fuß Höhe und fünfzehn Fuß im Durchmesser. Ueber der Scheidewand der Wohnzimmer befinden sich zwei Reihen von Betten, die so nett dastehen, wie am Bord von Paquetschiffen. Ueberhaupt

beweist die ganze Einrichtung der Wakoes, daß sie nicht nur behaglich leben, sondern sich's auch recht wohl seyn lassen.

Mit jedem Wigwam steht eine andere Wohnung von geringerem Umfange in Verbindung, deren unterer Raum als Magazin benützt wird. Hier befindet sich stets eine große Menge von Kürbissen, Melonen, getrockneten Pfirsichen, Trauben und Pflaumen, eingepöckeltes Wildpret und Büffelzungen. Um dieses Vorrathshaus läuft eine Art von Balkon, der zu einem kleinen obern Gemache führt. Was dieses enthält, weiß ich nicht anzugeben, obschon ich vermuthe, daß es dem Ritus der Wakoes-Religion geweiht ist. Trotz ihrer Güte und Gastfreundlichkeit weigerten sie sich doch etlichemale, uns dieses sanctum sanctorum betreten zu lassen, und natürlich mochten wir nicht weiter in sie dringen.

Die Wakoes oder vielmehr ihre Dörfer sind nur wenigen Jägern bekannt, welche die gütige Gastfreundschaft, die sie dort genossen haben, nicht dadurch mißbrauchen wollen, daß sie ihren Wirthen, unter denen schon seit Jahrhunderten ein ungestörtes, ruhiges Glück weilt, Fremde zuweisen. Die gedachten Jäger und wohl auch die Krieger wandern oft in die fernen Ansiedelungen der Yankees und Mexikaner, um Samen einzukaufen, denn sie sind große Freunde der Gärtnerei. Außerdem pflanzen sie auch Tabak, und ich glaube in der That, daß sie die einzigen Indianer sind, welche sich ernstlich mit dem Landbau abgeben — eine Beschäftigung, die sie nicht hindert, ein starkes, kriegerisches Volk zu seyn.

Wie die Apachen und Comanchen, sind die Wakoes immer zu Pferde; auch ist ihr Körperbau größer und kräftiger, als bei den genannten beiden Nationen, welche sie außerdem noch an Scharfsinn übertreffen. Vor einigen Jahren trafen dreihundert Texianer, unter dem Commando des General Smith, auf eine gleich große Abtheilung der Wakoes, welche im Osten der Croß-Timbers jagten. Da Letztere viele schöne Pferde und einen großen Vorrath von Häuten und getrocknetem Fleisch bei sich hatten, so meinten

die Texianer, nichts gehe leichter, als die Indianer zu erschlagen, und ihre Habe zu rauben; aber sie waren in einem schlimmen Irrthum befangen. Sie wurden sammt und sonders in Stücke gehauen und in der Prairie bleichen die unbegrabenen Gebeine von zweihundertundvierzig Texianern zum Denkzeichen ihrer eigenen Büberei und der indianischer Tapferkeit.

So gut wir auch von diesem freundlichen Volke behandelt wurden, konnten wir doch nicht länger bleiben; wir nahmen daher unsere mühselige und einsame Wanderung wieder auf. Der erste Tag war außerordentlich feucht und nebelig; ein Rudel schleichender Wölfe heulte kaum einige Schritte vor uns, wie aber um acht Uhr die Sonne kam, verschwanden mit dem Nebel auch die Bestieen.

Wir zogen in unserer frühern Richtung weiter und fanden auf fünfzehn Meilen hin einen vortrefflichen Weg; nun kamen wir aber in einem eigenthümlichen Landstrich, dergleichen wir nie zuvor gesehen hatten. Soweit im Norden und Süden das Auge reichte, war nichts als eine sandige Ebene zu entdecken, bewachsen mit zwei oder drei Fuß hohen Zwergeichen, welche zahlreiche Früchte von großem Umfange trugen. Diese Wüste mußten wir durchschneiden, obschon unsere Pferde bis an die Kniee in den Sand einsanken. Die Nacht kam heran, ehe wir diesen Weg beendigt hatten, und wir waren ganz erschöpft von der Anstrengung des Tages. Dennoch führte uns das Glück an einen kühlen, reinen Strom, auf dessen anderer Seite die Prairie kürzlich abgebrannt war und das frische Gras eben nachschoß. Wir schlugen Lager.

Am andern Morgen brachen wir wieder auf und stiegen wohlgemuth einen hohen Abhang hinan, ohne eine Ahnung von dem schrecklichen Trauerspiele zu haben, in welchem wir bald Rollen spielen sollten. Die Gegend vor uns war außerordentlich rauh und uneben; wir holperten jedoch in Windungen und Drehungen weiter, bis es fast dunkel war, über tiefe Gräben setzend und wieder umkehrend, wenn in irgend einer Richtung steile Hügel oder gähnende

Klüfte unserer Reise Hindernisse in den Weg legten. Endlich lagerten wir uns an einer Stelle, die kaum fünfzehn Meilen von unserem letzten Nachtposten entfernt war. Im Laufe des Tages hatten wir Strecken gefunden, auf denen große Pflaumen wuchsen; wir sammelten einen reichlichen Vorrath von dieser Frucht, die sehr süß war und uns nach unserer Anstrengung ungemein erfrischte.

Am andern Tage, nachdem wir uns bis Mittag unter den Bergen weiter gewunden hatten, erreichten wir endlich ein schönes, mit Musquitbäumen bedecktes Tafelland. Der Uebergang war so plötzlich, daß wir uns der Erinnerung eines Scenenwechsels im Theater nicht erwehren konnten, denn die kühne, wilde Gegend eines Salvator Rosa's hatte sich plötzlich in die lächelnde Landschaft eines Poussin oder Claude-Lorain umgewandelt.

Als wir am Morgen aufbrachen, hatten wir nichts als eine rauhe, zackige Reihe von Bergen vor uns gesehen, die allmählig höher und höher anstiegen. Auf dem höchsten Gipfel dieses Gebirgs kam uns nun plötzlich die schöne und fruchtbare Ebene zu Gesicht, in der wir uns befanden, ehe wir uns eines solchen erfreulichen Wechsels versehen hatten. Das Land zwischen den Croß-Timbers und den Rocky-Mountains hebt sich allmählig, und der Wanderer trifft im Westen alle fünfzig oder sechszig Meilen eine Kette von hohen Bergen; steigt er hinan, so glaubt er, es gehe auf der andern Seite in gleicher Weise wieder hinunter, aber meistens findet er, wenn er die Gipfel erreicht hat, eine Ebene und fruchtbare Prairieen vor sich. So verhält sich's wenigstens im Süden des Red-River; wie es mehr im Norden seyn mag, weiß ich nicht anzugeben.

Nachdem wir dieses schöne Tafelland erreicht hatten, machten wir einige Stunden Halt, um auszuruhen und unsere Pferde weiden zu lassen. Wir fanden da und dort kleine Dörfer von Prairiehunden und schossen etwa ein halb Dutzend Stück zu unserem Abendmahle. Ich habe vergessen, zu bemerken, daß man das Fett dieser Thiere für ein unfehlbares Mittel gegen Rheumatismen hält.

Abends nahmen wir auf's Neue unsere Reise auf und lagerten uns eine Stunde nach Sonnenuntergang an dem Ufer eines klaren Stromes. Wir hatten jetzt die fernen Spitzen von drei oder vier hohen Bergen entdeckt, welche wir nach der Beschreibung, die uns von den Wakoes gegeben wurde, als die „Krähen“ erkannten.

Am nächsten Morgen wurden wir in aller Frühe durch das Trillern zahlloser Singvögel geweckt, welche in dem Gebüsche am Ufer des Stromes saßen. So lieblich übrigens dieses Concert klang, sahen wir uns doch genöthigt, ihm den Rücken zu wenden und unseren mühsamen Marsch fortzusetzen. Im Laufe des Tages hatten wir einen vortrefflichen Weg, so daß wir unserer Schätzung nach fünfunddreißig Meilen zurücklegten. Die Berge, deren Gipfel wir Abends zuvor bemerkt hatten, waren nun ganz deutlich und entsprachen der Beschreibung, welche uns die Wakoes von dem Gebirge gegeben hatten, das in der Nähe der Red-River-Engen liegt.

Nun glaubten wir, das Ende unserer Reise bald erreicht zu haben. Am Abend nahmen wir ein sehr spärliches Nachtessen zu uns und legten uns schlafen, um von Biberschwänzen und den Höckern oder Zungen der Büffel zu träumen. Am anderen Mittag kreuzten wir das Bette eines Stromes, der augenscheinlich zur Regenzeit sehr groß seyn mußte, jetzt aber nur wenig Wasser enthielt; auch war dieses so gesalzen, daß es nicht einmal unsere Pferde trinken konnten. Abends erreichten wir die Ufer eines klaren Stromes, dessen Wellen in einem Bette goldgelben Sandes dahinglitten; er lief fast ganz von Norden nach Süden, während zu unserer Linken in einer Entfernung von sechs Meilen die erwähnte Bergkette mit drei sehr hohen Spitzen stand, welche weit über die übrigen hervorragten. Wir hatten unsern Pferden kaum die Sättel abgenommen, als wir eine große Abtheilung von Wilden auf uns zukommen sahen, deren Kriegsfarben sammt den blutigen Scalpen am Gürtel deutlich zeigten, von welchem Geschäfte sie herkamen. Sie wählten

ihr Lager etwa eine Viertelmeile von uns auf der andern Seite des Flusses.

Die Nacht verbrachten wir mit Wachen, Schaudern und Fasten, denn wir wagten es nicht, in der Nähe von solchen Nachbarn, die wir jetzt singen und jauchzen hören konnten, ein Feuer anzuzünden. Am andern Morgen stahlen wir uns lange vor der Dämmerung ruhig weiter und trabten rasch bis Mittag fort, um welche Zeit wir eine tiefe, fast unpassirbare Schlucht erreichten. Wir mußten Halt machen und den Rest des Tages darauf verwenden, um einen Uebergangspunkt zu entdecken. Dies beschäftigte uns bis in die Nacht, und die ganze Zeit über hatten wir nichts als Pflaumen und Beeren zu essen.

Mit trübseligen Empfindungen blickten wir auf die Schwierigkeiten, die uns noch bevorstehen mochten, und hüllten uns mit finsteren Vorahnungen in unsere Decken, halb verhungert und schwer bedrückt von der Unsicherheit unserer gegenwärtigen Lage, wie auch unseres künftigen Geschickes.

Die Nacht verlief ohne Störung; am andern Morgen entsetzte uns jedoch ein schrecklicher Auftritt, der eine halbe Meile von uns vorging. Eine Abtheilung derselben Indianer, welche wir Abends zuvor gesehen hatten, schlachteten einige ihrer Gefangenen, während Etliche aus dem Haufen das Fleisch kochten und Viele davon aßen. Ein Grausen, das wir nicht überwältigen konnten, bannte uns an die Stelle, und unsere Pferde schienen sogar instinktmäßig zu wissen, daß etwas Schreckliches vorgehe, denn sie schnüffelten die Luft, legten die Ohren vorwärts und zitterten so sehr, daß wir wohl bemerkten, sie würden uns für den Augenblick schlechte Dienste leisten. Gabriel kroch so nahe als möglich auf den Haufen zu, und wir harrten in einem Zustande wahrer Todesangst auf seine Rückkehr. Unsere Augen hatten uns nicht getäuscht. Er berichtete uns, daß noch neun weitere Gefangene da seyen, die wahrscheinlich am folgenden Tage ein gleiches Loos zu erleiden hätten; vier, sagte er,

seyen Comanchen, die andern fünf mexikanische Frauenzimmer — zwei junge Mädchen und drei Weiber.

Wahrscheinlich hatten die Wilden einen Einfall nach San Miguel oder Toas gemacht, den zwei nördlichsten Niederlassungen der Mexikaner in der Nähe des grünen Gebirges, dem wir selbst zusteuerten. Was konnten wir thun? Ein Angriff von unserer Seite war unmöglich, da die Kannibalen wenigstens hundert Köpfe stark waren, und doch konnten wir nicht weiter ziehen und Menschen von unserer Farbe einem schrecklichen Tode und einem Grabe in dem Magen dieser Wilden überlassen. Nein, dieser Gedanke war nicht zu ertragen; wir beschlossen daher, zu bleiben und uns der Führung der Vorsehung zu überlassen. Nach dem abscheulichen Mahle zerstreuten sich die Wilden nach allen Richtungen in die Prairie, ohne jedoch ihr Lager abzubrechen, in welchem sie die Gefangenen unter der Obhut von zwölf ihrer jungen Krieger zurückließen.

Wir machten zur Rettung der armen Gefangenen viele Entwürfe, die jedoch zu abenteuerlich waren, um sich ausführen zu lassen; endlich begünstigte uns der Zufall, obgleich uns das Unternehmen nicht ganz gelang. Drei oder vier Hirsche galoppirten über die Prairie und kamen in der Entfernung von fünfzig Schritten an dem Lager vorbei. Ein schöner Bock schlug die Richtung nach unserem Lagerplatze ein, und zwei von den zurückgebliebenen Indianern stürzten ihm nach. So kamen sie in unsere Mitte und blieben vor Erstaunen regungslos stehen, als sie mit einemmale Nachbarn fanden, auf die sie nicht gerechnet hatten. Wir ließen ihnen jedoch keine Zeit, sich von ihrer Ueberraschung zu erholen, denn unsere Messer und Tomahawks übten rasch und schweigend das Werk des Todes, ohne nach der Scene des Morgens auch nur die mindeste Gewissensbisse zu spüren. Ja, wir hätten, wenn es möglich gewesen wäre, den ganzen Haufen im Schlafe erschlagen, ohne uns die

Sache mehr, als die Zerstörung eines Nestes voll Klapperschlangen zu Herzen zu nehmen.

Den Hirschen folgte eine kleine Büffelheerde. Wir hatten in der Eile unsere Pferde gesattelt und an einem Gebüsche befestigt, im Falle wir fliehen müßten. Jetzt bemerkten wir übrigen, daß die zehn andern Indianer ihre Gefangenen untersuchten, ob sie gut gebunden seyen, dann aber zu Fuß der Büffelheerde nachjagten; der ganze Haufe hatte nämlich bloß etwa zwanzig Pferde, auf welchen der Rest weggeritten war. Drei dieser Indianer tödteten wir, ohne daß die Aufmerksamkeit der Uebrigen geweckt wurde, und Gabriel schlich sich unentdeckt in das verlassene Lager, wo er die Bande der Gefangenen löste. Die mexikanischen Weiber weigerten sich, zu fliehen, denn sie fürchteten, wieder aufgegriffen und gemartert zu werden; auch hofften sie auf Schonung und auf ein Unterkommen in den Wigwams der Wilden, die, wie wir jetzt erfuhren, dem Stamme der Cayugas angehörten. Wir vernahmen noch weiter, daß bereits dreizehn indianische Gefangene, aber keine Weißen, verzehrt worden waren. Die vier Comanchen bewaffneten sich mit den Lanzen, Bogen und Pfeilen, die sich im Lager vorfanden, und eine Stunde später waren von den genannten zwölf Indianern nur noch zwei am Leben, welche, als sie endlich das Schicksal ihrer Kameraden entdeckten, das Kriegsgeschrei erhoben, um ihre Leute zurückzurufen.

In diesem Augenblicke füllte sich die Prairie mit Büffeln und Jägern; die berittenen Cayuges kamen zurück und trieben abermals eine Heerde vor sich her. Wenn wir unsere Scalpe retten wollten, durften wir keine Zeit mehr verlieren; wir gaben den Comanchen, welche ihren Dank in den glühendsten Ausdrücken kund gaben, eines unserer Messer, da in der Wildniß ein derartiges Werkzeug höchst nöthig ist, und überließen es ihrer eigenen Schlauheit und Ortskenntniß, sich zu retten. Auch hatten wir uns in ihnen

nicht getäuscht, denn einige Tage später trafen wir sie gesund und wohlbehalten in ihren eigenen Wigwams.

Fünfzehn Meilen weit galoppirten wir so schnell, als unsere Pferde zu rennen vermochten, an der Schlucht hin, welche uns Tags zuvor den Uebergang gewehrt hatte, bis wir endlich auf einen kleinen Fluß trafen. Hier tranken wir und unsere Pferde eine unglaubliche Menge Wassers, und da unsere Lage noch immer nicht sicher war, so nahmen wir unsern Marsch in raschem Trabe wieder auf. Wir zogen drei oder vier Meilen weiter an dem Fuße einer hohen Bergkette hin und entdeckten eine muthmaßliche Indianerfährte, die im Zickzack an der Seite hinaufführte. Dieser Spur folgend, erreichten wir bald die Höhe des Gebirgs und fanden daselbst zu großer Freude eine vollkommen ebene Prairie, die sich ausdehnte, so weit das Auge reichen konnte, ohne daß ein Baum die Einförmigkeit der Scene unterbrach.

Wir machten einige Minuten Halt, um unsere Pferde ausruhen zu lassen und zu beobachten, was in dem Thale vorging, das jetzt tausend Fuß unter uns lag. Wir konnten jedoch aus der Entfernung nicht weiter bemerken, als daß Alles in Bewegung war, und hielten es nur für's Beste, möglichst viel Raum zwischen uns und die Cayugas zu bringen. Mit den befreiten Camanchen hatten wir uns nur kurz besprechen können, von ihnen aber doch in Erfahrung gebracht, daß wir auf dem rechten Wege waren und noch ein paar Tagreisen zurückzulegen hatten.

In dem Augenblicke, als wir unsere Pferde bestiegen, war im Thale unten Alles wieder ruhig. Es war eine liebliche Landschaft, und als wir sie so von unserem Standpunkte aus betrachteten, konnten wir kaum glauben, daß sie nur einige Stunden früher einer so schrecklichen Tragöde zum Schauplatze hatte dienen können. Aus der Ferne erschien sie so sanft und ruhig, als wäre ihr Frieden nie unterbrochen worden. Der tiefbraune Gebüschsaum an den Seiten der verschiedenen Ströme gab der weit ausgedehnten leb=

haft grünen Fläche eine angenehme Abwechselung, und der Wasserspiegel zeigte sich hin und wieder wie ein Silberfaden an den Windungen des Stromes, um sich alsbald wieder unter dem reichen Blätterwerk der Ufer zu verlieren.

Wir setzten unsere Reise fort und erblickten gegen Abend in der Entfernung einer Meile einen großen Bären, auf welchen Roche Jagd machte. Er gewann die andere Seite des Thieres und trieb es auf mich zu. Mit gespannter Pistole ritt ich ihm entgegen, und wollte eben in einer Entfernung von acht Schritten ein gutes Ziel nehmen, als ich zu meiner Ueberraschung bemerkte, daß die Bestie plötzlich einen Purzelbaum machte und mit den Hinterbeinen auszuschlagen begann. Gabriel hatte sich nämlich, ohne daß ich es bemerkte, dicht auf die andere Seite meines Pferdes geschlichen, und in demselben Augenblicke, als ich meine Pistole abdrücken wollte, seinen Lasso nach dem Thiere geworfen. Freund Petz hatte jedoch bald die Schlinge abgestreift und stürzte jetzt auf Roche los, der ihn mit einem Schusse unter das Ohr erlegte.

Ich zog nun mit Gabriel weiter, um mein Nachtquartier auszuwählen, während unser Freund zurückblieb, um den Bären zu zerlegen. Ehe wir jedoch eine halbe Meile vorwärts kamen, trafen wir plötzlich auf einen gähnenden Abgrund oder eine Schlucht, die wohl hundert Ellen breit und an sechshundert Fuß tief war. Der Absturz war beinahe senkrecht und zeigte hervorstehende, scharfe Zacken, zwischen denen hin und wieder majestätische Cedern wuchsen. Wir wanderten eine Meile oder mehr an dem Saume hin, entdeckten aber bald, daß es schon zu spät war, um einen Uebergangspunkt zu finden, weshalb wir in einer kleinen Höhle, über der eine Cederngruppe stand, Lager machten. Bald kam auch Roche nach, und der Braunrock lieferte uns ein treffliches Mahl.

Die ungeheure Kluft vor uns lief beinahe völlig von Norden nach Süden, und wir bemerkten, daß der unter uns brausende Gebirgsstrom unserem früheren Lagerplatze zuführte. Am andern

Morgen beschlossen wir, unsere Schritte gen Norden zu lenken, und ehe wir noch einige Meilen zurückgelegt hatten, trafen wir auf breite Büffel- oder Indianerspuren, die in südwestlicher Richtung liefen, später aber andere gegen Westen auslaufen ließen. Wir mußten uns von der Schlucht etwas entfernt halten, um die tiefen Einschnitte der Bäche, welche sich in den Strom entleerten, und die scharfen Wendungen des letzteren zu vermeiden, bis wir endlich gegen Mittag auf eine breite Fährte trafen, die geradezu nach Westen ging. Wir folgten derselben und fanden endlich, daß sie zu dem einzigen Punkte der großen Kluft führte, wo ein Uebergang möglich war. An dieser Stelle vereinigten sich zahlreiche Spuren aus allen Richtungen her, woraus wir folgerten, daß wir hier übersetzen mußten, wenn wir nicht um viele erschöpfende Meilen von unsrem Wege abkommen wollten.

Wir stiegen von unsern Pferden ab und betrachteten den gähnenden Abgrund vor uns, der uns anfangs durchaus nicht passierbar dünkte. Es war zwar deutlich zu erkennen, daß hier Büffel, Mustangs und wahrscheinlich auch Indianerpferde übergesetzt hatten, denn an den gähen Felsenseiten befand sich ein ausgetretener Zickzackpfad; unsere Thiere waren jedoch nicht an ein Hinabgleiten in Abgründen gewöhnt und wichen zurück, als wir sie an den Rand der Kluft führten.

Nach vielen erfolglosen Versuchen gelang es mir, mein Pferd zum Vorangehen zu bewegen, worauf die andern folgten. An einigen Stellen mußten sie scharf an einem Klippenrand vorbei, wo ein falscher Tritt sie augenblicklich mehrere hundert Fuß weiter unten zerschellen mußte, an anderen sahen sie sich genöthigt, eine Strecke weit fast senkrecht hinunterzurutschen. Gabriels Pferd erlitt bedeutende Quetschungen, aber nach der schweren Mühe einer Stunde erreichten wir den Grund, ohne ernstlichen Schaden genommen zu haben.

Hier blieben wir ein paar Stunden, um unsere müden Thiere ausruhen zu lassen und die Spur aufzufinden, welche nach der andern Seite führte. Mit großer Anstrengung gelang es uns, die gegenüberliegende Höhe zu erreichen, von wo aus eine glatte, ebene Prairie weiter führte. Ich schauderte, als ich in den schrecklichen Abgrund niederblickte, den wir so glücklich zurückgelegt hatten; das Entkommen erschien mir als ein wahres Wunder. Bald nachher mußte ich mich jedoch überzeugen, daß diese Heldenthat noch gar nichts war.

Nachdem wir unseren Thieren abermals Ruhe gegönnt hatten, nahmen wir unsere Reise über die traurige Prairie wieder auf. Nirgends ließ sich ein Baum oder Busch blicken. Ein grüner Teppich kurzen Grases breitete sich über die endlose Landschaft, ohne daß das Auge irgendwo eine Abwechslung gefunden hätte. Mag man von der Einsamkeit der Wälder sprechen, soviel man will — in den Bäumen liegt wenigstens eine Gesellschaftlichkeit, die man auf der Prairie vermißt. Das wogende Gras der endlosen Fläche ist es, die in dem Wanderer das Gefühl der Verödung weckt. Man meint abgeschlossen zu seyn von der Welt, in der man doch noch lebt, denn es findet sich nirgends ein Zeichen oder eine Spur, um irgendwie auf Gegenden hinzudeuten, wo sich Millionen von verwandten Wesen rührig bewegen. Ja, die Prairie ists, wo sich der Mensch wirklich allein fühlt.

Wir ritten bis zum Sonnenuntergang rasch weiter und lagerten uns dann neben einer kleinen Wassergrube. Die Mustangs, die Hirsche und die Antilopen haben diesen Strich wahrscheinlich wegen seines Wassermangels verlassen. Wenn nicht während unserer Wanderung durch diese traurige Wüste hin und wieder ein Regenschauer gefallen wäre, so hätten wir unvermeidlich zu Grunde gehen müssen, denn sogar die ungeheuren Klüfte zeigten keine Spur von Wasser, wenn es nicht kurz zuvor geregnet hatte.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Morgen brach klar und wolkenlos an, und die Sonne erhob sich in aller ihrer Majestät über den Horizont. Nachdem wir unsere Pferde gesattelt hatten, setzten wir unsere Wanderung in nordöstlicher Richtung fort; ehe wir jedoch noch sechs Meilen zurückgelegt hatten, gelangten wir an einen ungeheuren Erdriß, weit tiefer als derjenige war, den wir Tags zuvor mit so viel Schwierigkeit gekreuzt hatten. Wir bemerkten die Kluft erst, als wir ihren Rand erreichten; sie bot einen großartigeren Anblick, als wir je zuvor geschaut hatten. Kein Baum oder Busch, keine Linie bezeichnete ihre Lage oder Richtung, und verwundertes Erstaunen faßte uns, als wir an dem Rande hinritten und in den gähnenden Abgrund hinunterschauten.

Die Kluft mußte wenigstens tausend Fuß tief und drei bis fünfhundert Ellen weit seyn; auch waren ihre Seiten an der Stelle, wo wir ihrer zuerst ansichtig wurden, beinahe senkrecht. Ein schwindelndes Gefühl bemächtigte sich unserer, als wir so gewissermaßen in die Eingeweide der Erde niederschauten. Unten traf das Auge hin und wieder auf eine grüne Stelle und auf einen Wasserstrom, der bald sichtbar wurde, bald sich hinter ungeheuren Felsen verbarg und in schäumendem Plätschern weiter rollte. Ungeheure Wände, Säulen und an einzelnen Stellen muthmaßliche Wasseraushöhlungen in der Form von Bogen füllten die Schlucht. Die ganze Gestaltung war aber so eigenthümlich, daß wir beinahe glaubten, die Hand von Menschen oder Genien müsse hier thätig gewesen seyn. Der Regen, der auf der ausgedehnten Prairie seit Jahrhunderten niederfiel, hat hier Luft gefunden und die verschiedenen Erdadern und Gesteine in einer Weise unterminirt, daß die seltsamsten und phantastischsten Bildungen zum Vorschein kamen. Ehe wir die Kluft erreichten, waren wir zahlreichen, breiten Fährten begegnet, die ein bischen mehr westlich führten, und wir überzeugten uns jetzt mit

einemmale, daß sie alle nach einem gemeinschaftlichen, in der Nähe liegenden Punkte führten. Nach halbstündigem Traben gelangten wir in eine breite Straße, seit Jahren der Weg von Millionen von Indianern, Büffeln und wilden Pferden. Mit wie viel Gefahr auch das Hinuntersteigen verbunden war, so wußten wir wohl, daß sich keine andere Uebergangsstelle in der Nähe befand. Mein Pferd mußte wieder voraus, während die beiden andern folgten. Einmal in dem engen Pfade, der in langen Schlangenlinien den Absturz hinunter führte, war an ein Umkehren nicht mehr zu denken, und unsere erschreckten Thiere erreichten endlich wohlbehalten den Grund. Mehrmals lösten sich große Steine unter unsern Füßen ab. Sie hüpften und donnerten die jähen Seiten hinunter, bis sie endlich unter einem furchtbaren Krachen den Grund erreichten.

Unten brauste ein Gebirgsstrom, und auf der andern Seite befand sich ein romantisches Thal, mit kurzem Gras und einigen Baumwollenbäumen bewachsen. Hier mußte vor kurzer Zeit ein Indianerhaufen gelagert haben, was sich aus den frisch geschälten Baumästen und andern Zeichen erkennen ließ. Wir machten gleichfalls ein paar Stunden Halt, um unsern Rossen Gelegenheit zu geben, sich auszuruhen und ein wenig zu weiden. Die Spur, welche nach der Prairie auf der andern Seite hinauf führte, befand sich in kleiner Entfernung über uns gegen Süden.

Während wir uns in der Schlucht umsahen, konnten wir nicht genug staunen über die wunderlichen Figuren, welche das Wasser der Regenzeit ausgewaschen hatte. An einigen Stellen sahen wir vollkommene Mauern von röthlichem Thon gebildet, die man an einem andern Orte für nichts Anderes, als für ein Werk von Menschenhand hätte halten können. Die Schichten, aus welchen diese Mauern bestanden, waren von regelmäßiger Breite, hart und senkrecht niederlaufend; an Stellen, wo der sie umgebende weichere Sand weggewaschen war, standen sie oft hundert Fuß hoch und zogen sich in einer Länge von drei oder vierhundert Fußen hin. Hie

und da trafen wir auf Säulen von eigentlich architektonischer Regelmäßigkeit und einem so großartigen Gepräge, daß wir uns ganz in Staunen und Verwunderung verloren. An andern Orten zeigten sich deutliche Festungsbollwerke, dann wieder die stolzen Thürmchen eines Schlosses aus alten Zeiten. Massige Pfeiler, dem Anscheine nach die Trümmer eines gewaltigen Gebäudes, das früher den Göttern oder Königen geweiht war, lagen zerstreut umher. Planmäßigkeit war hier auf die seltsamste Weise mit Trümmern vermischt — Alles ein reines Werk der Natur. Man hat den Niagara als eine ihrer wildesten Launen betrachtet; er sinkt aber in Unbedeutsamkeit zusammen, wenn man ihn mit der wilden Größe dieser schauerlichen Kluft vergleicht. Die Phantasie führte mich zurück nach Theben, Palmyra und dem edomitischen Pätra, so daß ich unter jenen Ruinen einherzugehen vermeinte.

Unser Ausgang aus der Kluft war mit größter Schwierigkeit verbunden. Wir mußten unsere Büchsen und Felleisen in den Händen tragen, und Roches Pferd, das beim Hinanklimmen sein Schulterblatt gegen einen vorspringenden Felsen anstieß, stürzte rücklings fünfzehn oder zwanzig Fuß hinunter. Wir meinten, der Sturz müsse es getödtet haben, aber wunderbarer Weise stand es augenblicklich wieder auf, schüttelte sich und kletterte zum zweitenmal mit mehr Glück hinan. So viel man sehen konnte, hatte es nicht den mindesten Schaden genommen.

Noch vor Abend befanden wir uns wohlbehalten auf der andern Seite, hatten aber fünf bis sechs Stunden zu unserem Uebergange gebraucht. Auf's Neue befanden wir uns auf der Hochebene und konnten schon nach ein paar hundert Schritten keine Spur mehr von der ungeheuren Erdspalte unterscheiden. Der Raum, auf dem wir wanderten, war wenigstens zweihundert und fünfzig Meilen breit und die beiden erwähnten Schluchten waren die Wasser-Reservoirs, zu gleicher Zeit aber auch die Abzugskanäle für den schweren Regen während der nassen Jahreszeit.

Diese Prairie ist unstreitig eine der größten in der Welt, und die Kluft steht in vollkommenem Einklang mit ihrem Umfange. Gegen Sanneuntergang kamen wir auf ein Wasserloch, bei welchem wir unser Nachtlager aufschlugen. Mittlerweile war unser Mundvorrath völlig aufgezehrt worden, und jetzt begann eine Leidenszeit.

Am andern Morgen nahmen wir mit hungernden Magen unsere Reise wieder auf. Im Laufe des Tages sahen wir kleine Rudel von Hirschen und Antilopen, die durch den kürzlichen Regen ohne Zweifel nach den Wasserwegen gelockt worden waren, und gegen Abend bemerkten wir auf einer Anschwellung der Prairie, eine halbe Meile vor uns, einen Trieb Mustangs. Sie waren alle außerordentlich scheu, und obgleich wir von unsern Büchsen Gebrauch machten, hatte doch kein Schuß den erwünschten Erfolg. Am Abende lagerten wir an einem Teiche, der wohl zwanzig Acker groß, aber sehr seicht war. Große Schwärme spanischer Brachschnepfen (einer der wohlschmeckendsten Flugvögel) schwebten umher und ließen sich zu allen Seiten nieder. Wären wir nun im Besitze einer Doppelflinte und Schrot gewesen, so hätten wir uns wenigstens Eine gute Mahlzeit sichern können; da wir aber nur mit einer schweren Büchse, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren, so mußten wir uns ohne Nachtessen schlafen legen. Des andern Morgens um zwei Uhr sattelten wir und reisten noch immer in nordöstlicher Richtung unter Leitung der Sterne weiter. Als wir die Waskoes verließen, glaubten wir nicht weiter als hundert Meilen von den Lagerplätzen der Comanchen entfernt zu seyn; nun hatten wir aber diese Strecke längst zurückgelegt und befanden uns noch immer auf der unermeßlichen Prairie. Wir zogen jedoch immer weiter, um uns schrecklicher Ungewißheit zu entschlagen, indem wir hofften, bald wenigstens einigen Mundvorrath aufzufinden, auf den wir's jetzt hauptsächlich abgesehen hatten.

Unsere Pferde befanden sich in einer weit bessern Lage, als wir, da die Prairieweide sehr gut war; indeß begannen doch auch

der beschleunigte Marsch und die Nachwehen in Folge des Kletterns durch die Klüfte auf sie einzuwirken. Um Sonnenuntergang machten wir bei einem kleinen Teiche Halt, um die Thiere auszuruhen und eine Stunde weiden zu lassen. Während wir auf dem Boden ausgestreckt lagen, bemerkten wir eine große Antilope, die langsam herankam — bald Halt machend, bald wieder ein paar Schritte weiter gehend, denn sie wollte sich augenscheinlich überzeugen, wer oder was wir seyn möchten. Diese Neugierde kostete sie das Leben, denn Gabriel erlegte sie mit einer gut gezielten Kugel und bereitete uns damit ein Entzücken, das nur ein Ausgehungerter zu würdigen vermag. Wir kochten den besten Theil des Thieres, richteten uns ein üppiges Mittagsmahl zu und nahmen dann unsere Wanderung wieder auf.

Noch drei Tage lang hatten wir den traurigen Anblick einer endlosen Prairie vor uns, und noch immer zeigte sich keine Spur, daß wir uns dem Ziele unserer Wanderung näherten. Wir reisten mit aller Hast bis zum Nachmittag des dritten Tages, als wir ungefähr eine halbe Meile vor uns einen dunkeln Punkt bemerkten. Wir hielten ihn anfangs für einen niedrigen Busch, der jedoch beim Näherkommen mehr das Aussehen eines Felsen gewann, obgleich wir während unseres ganzen Zuges über die Prairie nichts der Art bemerkt hatten, die Klippen in den Schluchten ausgenommen.

„Ein Büffel!" rief Roche, dessen scharfes Auge endlich das Geheimniß durchdrungen hatte; „ein schlafender Büffel."

Wir hatten also wieder Aussicht auf ein gutes Mahl und fühlten unsere Lebensgeister neu angefrischt. Gabriel ging mit seiner Büchse zu Fuß voraus, um dem Thiere nahe genug zu kommen, während Roche und ich uns zur Jagd anschickten. Wir nahmen unsern Pferden alles entbehrliche Gewicht ab und sprengten, doppelt aufgeregt durch die Erinnerung an unsere kürzliche Hungersnoth, auf die Bestie zu.

Hinter dem Büffel hob sich die Prairie allmählig in die Höhe, und wir wußten nicht, welches Land hinter der etwa eine Meile entfernten Linie des Horizonts liege. Gabriel schlich sich bis auf hundert und fünfzig Schritte in die Nähe des Thieres, welches sich jetzt zu bewegen begann und Zeichen von Unruhe blicken ließ. Er gab Feuer und hatte augenscheinlich getroffen, denn die Bestie erhob sich von dem Boden, peitschte sich mit dem langen Schwanze und blickte einen Moment spähend umher. Ich behauptete noch immer meinen Posten in der Entfernung, einige hundert Gänge von Gabriel, der sein Gewehr wieder lud. Es folgte ein neuer Schuß, worauf der Büffel abermals seine Seiten peitschte und rasch gegen Sonnenaufgang galoppirte, da er zwar verwundet war, aber keinen ernstlichen Schaden genommen hatte.

Roche und ich sprengten dicht neben einander nach, bis wir die Höhe der Prairie-Anschwellung erreicht hatten. Jetzt schoß mein feurigeres Pferd dem meines Begleiters voran und ich sah von der Höhe aus den Büffel noch immer in der Entfernung einer Viertelmeile dahin galoppiren. Die Abdachung war gleichfalls nur allmählich, und ich konnte im Bereich von fünf Meilen jeden Gegenstand deutlich sehen. Mein Pferd, dem ich die Spornen gab, stürzte wie toll abwärts, und als ich zurückblickte, bemerkte ich, daß Roche, oder wenigstens sein Pferd, die Jagd ganz aufgegeben hatte. Die Prairie war beziehungsweise glatt, und obgleich ich es nicht wagte, mein Roß zu einem vollen Rennen zu spornen, befand ich mich bald an der Seite des ungeheuren Thieres. Es war ein Stier erster Größe und seine hellen, funkelnden Augäpfel, die unter dem zottigten Stirnhaar hervorblickten, zeigten deutlich, daß er durch seine Wunden und die scharfe Verfolgung ganz wüthend geworden war.

Der wilde Blick des Büffels machte es mir sehr schwer, mein Roß auf zwanzig Schritte heranzubringen, und als ich aus dieser Entfernung meine Pistole abfeuerte, übte die Kugel keine Wirkung.

Im Verlaufe der Jagd wurde mein Thier lenksamer und schien bald selbst auch sich für das Rennen zu interessiren. Ich ließ es eine Weile zurückbleiben, drückte ihm dann die Sporen tief in die Seite und kam so auf drei oder vier Schritte neben die rasende Bestie.

Der Büffel prallte zurück, als ihm jetzt die Kugel meiner zweiten Pistole hinter den langen Haaren in die Schulter fuhr. Während ich feuerte, war mein Pferd so im Laufe, daß ich nicht Halt machen konnte, sondern vorn vor dem Thiere vorbeischoß und dann wieder zurückblieb. In diesem Augenblick verlor ich meine Büchse und besaß jetzt keine andere Waffe mehr als meinen Bogen und meine Pfeile; die Jagd hatte mich übrigens bereits in einer Weise aufgeregt, daß ich nicht daran denken mochte, sie aufzugeben. Noch immer in vollem Laufe, spannte ich den Bogen drückte dem Pferde abermals meine Sporen in die Seite und schoß dem Büffel, während ich rechts an ihm vorbei flog, meinen Pfeil tief in die Rippen.

Das Thier schäumte nun vor Wuth und Schmerz. Seine Augen glühten gleich zwei tiefrothen Feuerbällen, seine heraushängende Zunge war aufwärts geringelt und der hochaufgereckte, buschige Schwanz peitschte wüthend gegen die Seiten. Ein wilderes und zugleich großartigeres Bild der Verzweiflung ist nie meinen Blicken begegnet.

Mittlerweile hatte sich mein Pferd vollständig meiner Leitung unterworfen. Es spitzte nicht länger furchtsam die Ohren, oder wich zurück, wenn ich mich dem Ungeheuer näherte, sondern rannte geraden Wegs auf dasselbe zu, so daß ich es fast berühren konnte, während ich meinen Bogen spannte. Ich hatte noch fünf oder sechs Pfeile übrig, war aber entschlossen, nicht wieder zu schießen, bis ich einer tödtlichen Stelle sicher war, und endlich gelang es mir, meine Beute zwischen die Schulter und die Rippen zu treffen. Diese Wunde veranlaßte die rasende Bestie zurückzuspringen, und ich stürzte gerade vor ihr vorbei, als sie vergeblich bemüht war, mein Pferd zu überrennen und todt zu

bohren. Die Jagd war jetzt vorüber; der Büffel machte Halt und stürzte bald hülflos zu Boden. Ich hatte ihm eben mit zwei weitern Pfeilen vollends den Garaus gemacht, als ich zum erstenmale bemerkte, daß ich nicht mehr allein war. Dreißig oder vierzig wohlberittene Indianer sahen mir ruhig und wohlgefällig zu, als ob sie mir zu meinem Sieg Glück wünschten. Es waren die Comanchen, welche wir schon so lange gesucht hatten. Ich gab mich ihnen zu erkennen und nahm die Gastfreundschaft in Anspruch, die mir ein Jahr zuvor einer ihrer Häuptlinge, „der weiße Rabe" angeboten hatte. Sie umringten mich und hießen mich auf's Freundlichste willkommen. Drei von ihnen eilten fort, um meine Büchse zu holen und meine Begleiter aufzusuchen, welche noch acht oder neun Meilen weiter östlich waren, während ich meinen neuen Freunden zu ihrem nicht sehr entfernten Lagerplatze folgte.

Sie waren gleichfalls auf die Büffeljagd ausgezogen und hatten von der Prairieanschwellung aus mich und mein Opfer bemerkt. Natürlich fanden wir gute Aufnahme in dem Wigwam, obgleich der Häuptling auf einem Feldzuge abwesend war, und als er nach ein paar Tagen zurückkam, wurde ein großes Festmahl gegeben, bei welchem die Jünglinge meine kürzliche Jagd in einem improvisirten Gedichtchen besangen.

Die Comanchen sind ein edles, sehr mächtiges Volk und haben Hunderte von Dörfern, in denen sie das ganze Jahr über die Runde machen. Sie sind gut bewaffnet, tüchtige Reiter und ziehen stets in Haufen von einigen Hunderten, sogar Tausenden umher. Ihre Hauptnahrungsquelle ist die Jagd, obgleich sie während ihrer weiten Züge auch das Fleisch des Mustang verzehren, welches, von einem jungen und fetten Thiere genommen, sehr lecker ist. Der ganze Stamm hält einmal im Jahre eine große Berathung; außerdem finden noch vierteljährliche Versammlungen statt, bei welchen wichtige Angelegenheiten besprochen werden. Sie lebten lange in Feindschaft mit den Mexikanern, die sich übrigens

jetzt gemindert hat, denn ihr Haß concentrirt sich nunmehr hauptsächlich auf die Yankees und Texianer, welche sie als Räuber betrachten. Sie treiben keinen Feldbau, wie die Wakoes, haben aber doch zahlreiche Heerden von Rossen, Rindvieh und Schaafen, welche in den nördlichen Prairieen weiden, und sind überhaupt eines der reichsten Völker der Welt. Auch Gold besitzen sie in Menge; sie gewinnen es aus den San Seba=Bergen und verarbeiten es selbst zu Armspangen, Diademen, Pferdegebissen und Sattelverzierungen. Wie alle Shoshonenstämme, sind sie zierliche Reiter und gewöhnen durch Liebkosungen und gute Behandlung ihre Thiere so an sich, daß ich oft mit ansah, wie sie ihren Gebietern gleich Hunden folgten und denselben Schultern und Hände leckten. Die Comanchen=Mädchen sind äußerst reinlich, gut aussehend und nur wenig broncirt, ja nicht einmal so dunkel wie die Frauen von Andalusien und Calabrien. Ihre Stimme ist sanft, ihre Bewegung anmuthig und würdevoll. Ihre sonst milden, fast melancholischen schwarzen Augen funkeln, wenn sie aufgeregt sind. Ihr einziger Fehler besteht darin, daß sie leicht allzu beleibt werden, was von dem Umstande herrührt, daß sie keine körperlichen Uebungen vornehmen.

Die Comanchen sind, wie alle Abkömmlinge der Shoshonen edelmüthig und bis zum Uebermaße freigebig. Man kann Alles, was man will, aus ihrem Wigwam mitnehmen — Pferde, Häute, reiches Pelzwerk, Gold, kurz Alles, nur ihre Waffen und ihre Frauen nicht, die sie zärtlich lieben. Aber dennoch sind sie nicht eifersüchtig; sie fühlen zu sehr ihre eigene Ueberlegenheit, um etwas zu fürchten, wie denn überhaupt ihre Achtung gegen das schwächere Geschlecht keinen kränkenden Argwohn aufkommen läßt.

Es ist eine sehr merkwürdige Thatsache, daß alle Stämme, welche ihre Verwandtschaft von den Shoshonen ableiten, die Apachen, die Comanches und die Pawnee Loups, stets alle geistigen Getränke, welche ihnen von den Händlern angeboten wurden, mit Verachtung

zurückgewiesen haben. Sie sagen, das „Shoba-wapo“ (Feuerwasser) sey der größte Feind der indianischen Raçe, und die Yankees, welche zu feige wären, die Indianer wie Männer zu bekämpfen, hätten dieses schreckliche Gift erfunden, um sie ohne Gefahr vertilgen zu können.

„Wir haßten früher die Spanier und die Watchinangoes (Mexikaner)“, erklären sie, „aber sie waren ehrliche Leute in Vergleichung mit den Dieben von Texas. Die Wenigen unter den Spaniern, welche kämpfen mochten, kämpften als Krieger, und sie hatten Gesetze unter sich, die Todesstrafe über diejenigen aussprachen, welche dieses Gift den Indianern reichten oder verkauften.“

Die Folge dieser Enthaltsamkeit von Branntwein ist, daß die westlichen Nationen rasch an Kraft und Anzahl zunehmen, während die östlichen Stämme, welche in beständigem Verkehr mit den Yankees stehen, allmählig verschwinden. Die Sioux, die Osagen, die Winnebegos und andere östliche Völker haben einen sehr grausamen Charakter; sie zeigen keine Schonung und betrachten jedes Mittel für recht, wie tückisch es auch seyn mag. Anders verhält sich's bei den Indianern im Westen der Rocky Mountains. Sie besitzen einen ritterlichen Geist, der sie hindert, unedle Vortheile zu benützen.

Wie ich schon oben bemerkte, feuert ein Indianer nie seine Büchse auf einen Feind ab, der nur mit Lanze, Bogen und Pfeilen bewaffnet ist, oder wenn er es thut und ihn tödtet, so läßt er ihm den Scalp, da ihn dieser beständig daran erinnern würde, er habe einen wehrlosen Gegner erschlagen. Die Privatfehden mit ihren Feinden, den Navahoes und Arrapahoes, werden nach Weise der Turniere in den Ritterzeiten geführt. Zwei Indianer sprengen in vollem Rennen mit eingelegter Lanze gegen einander los, pariren mit ihren Schilden den Stoß, wenden sich dann um und grüßen sich gegenseitig zum Zeichen ihrer Achtung vor einem tapfern Feinde.

Derartige Vorfälle kommen täglich vor, obschon der Europäer, der in seiner Eitelkeit allein das Gefühl des Ritterlichen und Schönen zu besitzen vermeint, kaum daran glauben wird, um so weniger, da er

daran gewöhnt ist, so viele schreckliche Berichte über Gemetzel, von Wilden begangen, zu lesen, daß er den Begriff „Rothhaut“ stets mit dem Bilde brennender Pfähle und langsamer Foltern in Verbindung bringt. Dies ist jedoch ein trauriger Irrthum, und wollte Gott, daß unsere hochcivilisirten europäischen Völker keine größeren Grausamkeiten zu verantworten haben, als diejenigen sind, welche von den zahlreichen tapferen Stämmen des westlichen Amerika begangen werden.

Ich war eines Tages gegenwärtig, als eine Truppenabtheilung von dem Fort Bent, an der Quelle des Arkansasflusses, herkam, um dem Aeltesten-Rathe der Comanchen Friedensvorschläge zu machen. Der Befehlshaber hielt eine lange Rede, worauf er, ich weiß nicht, wie viele hundert Gallonen Whisky als Geschenk anbot. Einer der alten Häuptlinge hatte aber jetzt nicht mehr Geduld genug, ihn weiter anzuhören, sondern stand voll Entrüstung auf. Sein Name war Auku-wonze-zee, das heißt, „der Allerälteste“.

„Stille!“ begann er; „sprich nicht weiter, doppelzüngiger Oposh-ton-ehoc (Yankee). Warum kommst Du, falschherziger Mensch, Deine trügerischen Worte in die Ohren meiner jungen Leute zu gießen? Du sagst aus, Du kommest um des Friedens willen und bietest uns Gift an. Schweige, Oposh-ton-ehoc, ich will nichts mehr von Dir hören, denn ich bin ein alter Mann; und nun ich bereits einen Fuß in den glücklichen Gründen der Unsterblichkeit habe, schmerzt es mich, denken zu müssen, daß mein Volk einer Nation von Lügnern so nahe lebt. Ja wohl da, Frieden! Bietet die Schlange Frieden dem Eichhörnchen, wenn sie es tödtet mit dem Gifte ihres gefürchteten Blickes? Sagt der Indianer zu dem Biber, er wolle ihm Frieden bringen, wenn er Fallen für ihn setzt? Nein! nur ein blaßgesichtiger Oposh-ton-ehoc oder ein ‚Kish emok-comho-anac‘ (das Vieh, welches säuft und lügt, der Texianer) ist solcher Lügen fähig — aber nicht eine Rothhaut, nicht einmal ein mädchenhafter W a t c h i n a n g o e oder der stolze S h a k a-

nah (Engländer) oder der Mahamate-kosh-ehoj (der offenherzige und affenhändige Franzose).

„Ja, schweige, nur Mann mit der Zunge einer Schlange, mit dem Herzen eines Hirsches und mit der Bosheit eines Scorpions; schweige, denn ich und die Meinigen verachten Dich und Dein Volk.

„Fürchte aber nichts, Du magst in Frieden abziehen, denn ein Comanche ist zu edel, um eine weiße Flagge nicht zu achten, selbst wenn sie ein Wolf oder Fuchs brächte. Iß bis zum Sonnenuntergang, aber allein. Rauche nicht aus unsern Calumets; ruhe aus in zwei oder drei Hütten, denn wir können sie nach dieser Befleckung verbrennen; dann aber geh' und sage Deinem Volke, daß der Comanche nie mit einem Oposh-ton-ehoc sprechen oder ihn verstehen können, weil er nur Eine Zunge und nur Eine Natur hat.

„Nimm Deine Geschenke zurück; meine jungen Leute wollen nichts damit zu schaffen haben, denn sie können nur von Freunden etwas annehmen. Wenn Du auf ihre Füße siehst, so wirst Du bemerken, daß ihre Mokkasins, ihre Beinkleider, ja sogar die Zügel ihrer Pferde verbrämt sind mit dem Haar Deines Volkes, vielleicht Deines Bruders. Nimm Dein Shoba-wapo und gib es Deinen Kriegern zu trinken, damit wir sehen, wie sie rasen und gleich Schweinen einhertaumeln Schweige, und hinweg mit Dir! Unsere Weiber sollen Deiner Fährte eine Meile weit folgen, um sogar das Gras zu verbrennen, das Du in der Nähe unseres Dorfes niedergetreten hast. Hinweg mit euch Allen, ein für allemal! Ich habe gesprochen!!!"

Der Amerikanerhaufen war zahlreich und wohlbewaffnet: einen Augenblick — aber nur einen Augenblick, sahen sie aus, als wollten sie, verletzt durch diese bittere Schmähung, kämpfen und sterbend für den ihnen zugefügten Schimpf Rache nehmen. Es war jedoch nur ein vorübergehendes Gefuhl, denn sie hatten ihre Ordres und entfernten sich voll Scham und Ingrimm. Vielleicht flüsterte ihnen

auch eine innere Stimme zu, daß sie diese Demüthigung verdient hatten. Möglich, daß der Gegensatz ihres Benehmens zu dem der Wilden ein besseres Gefühl in ihnen weckte, das lange geschlummert hatte und sie jetzt ihre schnöde Politik hassen hieß.

Wie dem übrigens seyn mag, sie zogen schweigend ab, und erst als der Letzte ihres Zuges hinter dem Horizont verschwunden war, konnten die Indianer die Entrüstung niederkämpfen, welche die Fremden in ihrem Innern geweckt hatten. Die Zeit entschwand jedoch, und mit ihr die Erinnerung an dieses Ereigniß. Später traf ich in Arkansas mit dem Obristen zusammen, der die Abtheilung kommandirt hatte; er gab über seinen Zug einen ganz andern Bericht, und als ich die Thatsachen dergestalt entstellen hörte, konnte ich mir's nicht versagen, die Worte des Auku-wonze-zee vor mich hinzumurmeln: „der Oposh-ton-ehoc ist ein doppelzüngiger Lügner!“

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Eines Morgens wurden Roche, Gabriel und ich nach der großen Berathungshütte berufen. Wir trafen daselbst mit den vier Comanchen zusammen, die wir ein paar Tage zuvor gerettet hatten, und es würde schwer seyn, die glühende Sprache ihrer warmen Dank- und Freundschaftsäußerung zu übersetzen. Wir erfuhren von ihnen, daß sie sich vor der Rückkehr der Cayugas aus der Prairie bis gegen die Nacht in einer Erdschlucht verborgen hatten; es gelang ihnen sodann, drei von den Pferden der Feinde zu nehmen und so ihre Flucht zu bewerkstelligen. Bei dem Uebergang über die große Schlucht hatten sie Roche's alten, rothen Gürtel gefunden, den sie vorzeigten, indem

sie zugleich um die Erlaubniß baten, ihn zum Andenken an ihre Blaßgesichtsbrüder behalten zu dürfen. Wir drückten ihnen die Hände und rauchten mit ihnen. Wie edel und warm ist ein Indianer in seinen Gefühlen!

In der Hütte bemerkten wir auch unsern alten Freund Opishka Koaki (den weisen Raben); da er aber im Begriffe war, die Versammlung anzureden, so unterließen wir es, die alte Bekanntschaft zu erneuern, und richteten alle unsere Aufmerksamkeit auf die Verhandlungen. Nach den üblichen Ceremonien begann Opishka Koaki folgendermaßen: —

„Krieger, ich freue mich, daß ihr so schnell meine Sendung verstanden habt; aber wann kehrt ein Comanche, der von seinem Häuptling den Scharlach erhalten hat, seinen Rücken? Nie! Ihr wißt, daß ich euch zum Kriege zusammenberufen habe, und seyd gekommen; es ist gut. Aber obgleich ein Häuptling, bin ich doch auch ein Mensch, der irren kann, und vielleicht hin und wieder einen unrechten Pfad einschlägt. Ich will nichts thun oder versuchen, ohne die Gedanken meiner tapfern Krieger vernommen zu haben. So hört mich denn!

„Unter der Sonne dort wohnt ein Volk von Rothhäuten, dessen Krieger Feiglinge sind. Sie greifen nie einen Feind an, als wenn er ihnen den Rücken zugekehrt hat, oder wenn ihre Zahl hundert gegen einen beträgt. Dieses Volk klettert in den Prairieen an den großen Klüften umher, nährt sich von Aas und hat keine andern Pferde, als diejenigen, welche es den hirschherzigen Watchinangoes stiehlt. Kennen meine Krieger dieses Volk? Sie mögen sprechen! ich höre!“

In diesem Augenblick riefen hundert Stimmen den Namen der Cayugas.

„Ich wußte es!“ rief der Häuptling; „es gibt nur Ein solches Volk mit einer rothen Haut. Meine Krieger sind scharfsinnig und können sich nicht täuschen. Wir Comanchen schlagen den

Scalp eines Cayuga nicht höher an, als den eines Igel; wir stoßen ihn aus dem Wege, wenn er unsern Pfad kreuzt, und damit hat es sein Bewenden. Hört, meine Tapferen und glaubt mir, obgleich ich seltsame Worte sprechen werde. Dieses Gezücht hat geglaubt, weil wir sie nicht wie Kröten und Scorpionen tödteten, fürchteten wir uns vor ihrem Gifte. Eine Anzahl von tausend Cayugas hat unter anderen Gefangenen auch acht Comanchen aufgegriffen und vier davon verzehrt; sie würden auch die anderen vier gegessen haben, aber die Tapfern sind gekommen und befinden sich hier. Ist ein unreiner Cayuga ein passendes Grab für den Leib eines Comanchen-Krieger? Nein! ich lese die Antwort in euren funkelnden Augen. Doch was sollen wir jetzt thun? Sollen wir sie züchtigen und ihre Leichname den Krähen und Wölfen hinwerfen? Was sagen meine Krieger? Sie mögen sprechen — ich höre!"

Alles war stumm, obgleich sich ihre Gefühle augenscheinlich in heftiger Aufregung befanden. Endlich erhob sich ein alter Häuptling und redete Opishka an:

„Großer Häuptling," sagte er, „warum frägst Du? Kann ein Comanche und ein Krieger hier mehr als Einen Gedanken haben? Betrachte sie! siehst Du nicht in ihr Inneres? Bemerkst Du nicht, wie schnell das Blut in ihren Adern läuft? Wie magst Du auch fragen? Du weißt, daß die Stimme ihres Herzens nur der Wiederhall Deiner eigenen ist. Sprich nur ein Wort — sage: ‚Laßt uns zu den Cayugen gehen!' die Krieger werden antworten: ‚Wir sind bereit, zeige uns den Pfad!' Häuptling einer mächtigen Nation! Du hast in meiner Stimme die Stimme von tausend Kriegern gehört."

Dann stand Opishka Koaki wieder auf.

„Ich wußte es, aber ich wollte es von euch hören, denn es thut meinem Herzen wohl; es macht mich stolz, so viele wackere Krieger zu befehligen. Morgen wollen wir aufbrechen und die Cayugen bis in ihre tiefsten Löcher verfolgen. Ich habe gesprochen."

Dann berichteten die vier Geretteten, wie sie gefangen worden und welche Leiden sie durchzumachen hatten. Sie sprachen von ihren unglücklichen Begleitern und ihrem schrecklichen Schicksale, das sie gleichfalls getheilt haben würden, wenn nicht die muthigen Blaßgesichtsbrüder fünf Cayugen erschlagen und ihre Bande gelöst hätten; sie selbst hätten noch weitere fünf von ihren feigen Feinden getödtet und seyen entkommen, ohne übrigens bis jetzt Gelegenheit gefunden zu haben, die Tapferkeit und den Edelmuth der drei Blaßgesichter zu berichten.

Auf diese Erzählung der Krieger sahen Jung und Alt nach uns hin, als ob sie uns sämmtlich persönlich verpflichtet seyen, und würden auf uns zugekommen seyn, um uns die Hände zu drücken, wäre nicht jede Art von Unordnung in der Versammlungshütte durch unverletzliche Gesetze verboten gewesen. Möglich, daß die Scene also von dem vortrefflichen Häuptlinge eingeleitet war, weil er wünschte, uns seinen Kriegern unter günstigen Umständen vorzuführen. Er winkte mit der Hand zum Schweigen und fuhr fort:

„Es ist nun zwölf Monden oder mehr, daß ich mit Owato Wanisha und seinen zwei Brüdern zusammentraf. Er ist ein Häuptling der großen Shoshonen, unserer Großväter — weit, weit unter der niedergehenden Sonne, jenseits der großen Gebirge. Seine beiden Brüder sind große Krieger von mächtigen Völkern, die weit im Osten, jenseits der Sioux, der Chippewas, der Oposh=ton=ehoc und sogar jenseits des tiefen Salzwassers wohnen. Der Eine ist ein Shakanah (Engländer), der Andere ein Naimewa der Maha=mate=kosh=ehoj (ein Verbannter der Franzosen).

„Sie sind gut und tapfer, haben Weisheit gelernt von den Macota Conajas, und Owato Wanisha weiß, wie man starke Forts baut, die er besser zu vertheidigen versteht, als die Watchinangoes. Ich habe ihn und seine Brüder eingeladen, zu kommen und die Büffel unserer Prairie zu kosten, unsere Pferde zu reiten und das Calumet der Freundschaft mit uns zu rauchen. Sie sind jetzt da

und wollen bei uns bleiben, bis wir selbst über den großen steinichten Fluß gehen (den Colorado im Westen). Sie sind gekommen, sind unsere Gäste, und das Beste, was uns zu Gebot steht, ist bereits ihr Eigenthnm; aber sie sind Häuptlinge und Krieger. Ein Häuptling ist überall Häuptling. Wir müssen sie als solche behandeln, und sie sollen sich einen Kriegerhaufen auswählen, der ihnen folge, bis sie uns verlassen.

„Ihr habt gehört, was unsere Kundschafter sagten; sie würden von den Cayugas gegessen worden seyn, wären unsere Gäste nicht gewesen, welche nicht nur das Leben von vier Männern — denn das wollte nichts heißen — sondern auch die Ehre des Stammes gerettet haben. Ich brauche nicht weiter zu sagen, denn ich kenne meine jungen Männer; ich kenne meine Krieger und weiß, sie werden die Fremden lieben, wie Häuptlinge und Krieger. Ich habe gesprochen."

Nach diesen Worten verließ er langsam die Hütte, und alsbald folgten ihm die Uebrigen nach dem grünen Rasen vor dem Dorfe. Dort gaben uns alle ersten Häuptlinge und Krieger des Stammes ein reichliches Festmahl, nachdem sie uns zu einem neuen Zelte geführt hatten, das in der Mitte des Platzes für uns errichtet worden war. Wir fanden auch sechs prächtige, gut gezäumte Pferde an die Pfosten des Zeltes gebunden — ein Geschenk der Häuptlinge. Ein paar Schritte vor der Thüre war ein ungeheurer Schild an vier Pfosten aufgehangen, auf welchem ein Biber, der Kopf eines Adlers und die Klauen eines Bären sehr schön gemalt waren — das erste Sinnbild für mich, das zweite für Gabriel und das dritte für Roche. Wir dankten unseren freundlichen Wirthen und begaben uns in unseren reichen, eleganten Wohnungen zur Ruhe.

Am andern Morgen erwachten wir gerade zu rechter Zeit, um die Ceremonieen des Aufbruches mit anzusehen; ein bereits zu Pferde sitzender Kriegshaufen wartete auf seinen Häuptling. Unter unserem Schilde lagen hundert Lanzen, deren Eigenthümer zu den Familien der In-

dianer gehörten, welche wir aus den Händen der Cayugen gerettet hatten. Einige Minuten später erschienen die Eigenthümer der Waffen, wohl beritten und ausgerüstet, auf dem Platze, um sich ganz zu unserer Verfügung zu stellen.

Wir konnten von unserem Ansehen keinen besseren Gebrauch machen, als daß wir uns an den Feldzug unserer Freunde anschlossen. Als daher der Häuptling, von den Stammältesten umgeben, anlangte, trat Gabriel auf ihn zu.

„Häuptling und ihr weisen Männer einer tapferen Nation," begann er, „ihr habt uns ein Vertrauen bewiesen, auf das wir stolz sind. Gegen Owato Wanisha habt ihr vielleicht nur nach Gebühr gehandelt, denn er ist ein mächtiger Häuptling in seinem Stamme, aber ich und der Shakanah sind keine Häuptlinge. Wir wollen zwar eure Gunst nicht ablehnen, müssen sie aber verdienen. Der junge Biber wird im Dorfe bleiben, um die Weisheit eurer alten Männer zu lernen, aber der Adler und der Bär müssen und werden euch auf eurem Kriegspfade begleiten. Ihr habt ihnen tapfere Krieger gegeben, die es verschmähen würden, zu Hause zu bleiben; wir wollen euch folgen."

Dieser Vorschlag wurde mit schmeichelhaftem Zuruf aufgenommen, und die tapfere Armee setzte sich in Bewegung, um ihren Rachezug anzutreten.

Die Cayugen waren vor jener Expedition ein mächtiger Stamm, obschon nur wenig oder nichts über sie geschrieben wurde. In ihren Sitten und Gewohnheiten haben sie die größte Aehnlichkeit mit den Club-Indianern des Colorado, welche durch die Pocken vertilgt wurden. Sie führen ein wanderndes Prairieleben, sind aber durchgängig zu feig, um sich wacker zu schlagen, und zu unerfahren in der Jagd, um sich sogar inmitten des Ueberflusses mit Bequemlichkeiten zu versehen. Wie die Clubs, sind sie Menschenfresser, obgleich ich nicht glaube, daß sie einen Weißen verzehren. Sie haben nur wenige Pferde, die sie sich noch obendrein durch Diebstahl ver-

schaffen, denn da sie stets im Mangel leben, so geben sie sich nicht mit der Nachzucht ab, sondern essen die Fohlen, noch ehe sie soweit herangewachsen sind, um Dienste thun zu können.

Ihr Land liegt in der Nähe der großen Rio-Puerco-Gabel, unter dem fünfunddreißigsten Längen- und dem hundertundfünften (Greenwich) Breitengrade. Die ganze Nation besitzt keine sechs Büchsen, sondern ist meistens mit Keulen, Bogen und Pfeilen bewaffnet. Einige alte Comanchen haben mir die Versicherung gegeben, daß es in dem Gebiete der Cayugen Ueberfluß gebe an feinem Golde.

Während ich unter den Comanchen die Rückkehr des Kriegerhaufens abwartete, begegnete mir ein Zufall, der mich beinahe das Leben kostete. Ich hatte in Erfahrung gebracht, daß in einem Strome, zwanzig Meilen weit entlegen, schöne Barsche zu finden wären, weshalb ich mich zu Pferde nach der Stelle hinbegab, um daselbst zu übernachten. Ich nahm eine Büffelhaut, eine Decke und einen zinnernen Becher mit, und erreichte zwei Stunden vor Sonnenuntergang den Platz.

Da das Wetter seit einiger Zeit trocken gewesen war, konnte ich keine Würmer auffinden; ich beschloß deshalb, einen Vogel oder ein anderes kleines Thier zu schießen, dessen Fleisch ich als Köder benützen könnte. Da mir dies nicht gelang, so sah ich mich nach einem Kaninchen oder Frosche um. Um Zeit zu ersparen, hatte ich ein Feuer angezündet, mein Wasser darüber aufgehangen, Haut und Decke ausgebreitet, meinen Sattel als Kissen zurecht gelegt, und nun erst schickte ich mich an, einen Köder und etwas Sassafras aufzusuchen, welch' letzteres mir zum Thee dienen sollte.

Während ich in diesem Geschäfte begriffen war, bemerkte ich auf einer kleinen Eiche in der Nähe des Stromes ein Nest. Ich kletterte hinan, um die Jungen zu holen, steckte sie (es waren ihrer zwei) in die Tasche meiner Jacke und sah mich um, wo ich auf den Boden hinunterspringen könnte. Endlich erfaßte ich mit meinen Händen einen hängenden Zweig und ließ mich nieder.

Mein linker Fuß trat eben auf; aber unter der weichen Sohle meines rechten Moccassins fühlte ich etwas Lebendiges, das sich hob und rollte. Ein Blick nach dem Gegenstande ließ mich erkennen, daß mein Fuß auf den Leib einer großen Klapperschlange getreten war, die ihren Kopf eben unter meiner Ferse hervorzuzwängen bemüht war.

Vor Ueberraschung blieb ich regungslos und mit klopfendem Herzen stehen. Die Schlange machte sich frei, ringelte sich im Nu um mein Bein und biß mich zwei- oder dreimal. Der stechende Schmerz rief mich in's Bewußtseyn, und obschon ich mich überzeugt fühlte, daß ich verloren sey, beschloß ich doch, daß mein Feind gleichfalls sterben müsse. Ich schnitt das Gewürm mit meinem Schnappmesser in hundert Stücke, ging dann sehr traurig hinweg und setzte mich auf meine Decke neben dem Feuer.

Welche stürmische Gedanken erfüllten nicht meine Seele! So jung und einen solchen Hundetod sterben zu müssen! Mein Geist kehrte zu den glücklichen Scenen meiner Kindheit zurück, da ich noch eine Mutter hatte und so heiter unter den goldenen Reben des sonnigen Frankreichs spielte; dann dachte ich an meine Wanderungen in dem heiligen Lande, in Italien und Aegypten, endlich an die Shoshonen, an Roche und Gabriel. In bitterem Seelenschmerz seufzte ich tief auf, denn die körperliche Pein hatte sich gelegt, da das verwundete Glied fast ganz gelähmt war.

Die Sonne ging unter und die letzten Purpurtinten ihrer scheidenden Strahlen erinnerten mich, wie bald auch meine Sonne niedergehen würde. Große, glühende Thränen rollten mir über die Wangen, denn ich war noch sehr jung und besaß nicht Muth und Ergebung genug, einen so schrecklichen Tod zu sterben. Wäre ich an der Spitze meiner wackern Shoshonen auf dem Schlachtfelde und im Getümmel des Kriegsrufs gestorben, so würde ich mich wenig darum gekümmert haben, — aber so, wie ein Hund!

Es war schrecklich! Ich senkte den Kopf auf meine Kniee und dachte, wie wenige Stunden ich noch zu leben haben würde.

Aus dieser theilnahmlosen Starrsucht wurde ich von meinem armen Pferde geweckt, welches mir eifrig die Ohren leckte. Das treue Thier vermuthete, daß etwas nicht recht sey, denn ich pflegte um diese Zeit spanische oder italienische Liedchen zu singen. Auch war Sonnenuntergang die Zeit, um welche ich es zu striegeln pflegte. Das kluge Thier sah mir meine Leiden an und erwies mir seine Theilnahme, so gut es konnte. Mein Wasser kochte über dem Feuer, und die sprudelnden Blasen kamen mir wie eine Stimme vor, die meine düsteren Gedanken verscheuchen wollte. „Ja, ja," rief ich, „sprudle, koche und verdunste immerhin; was kümmere ich mich jetzt um Wasser oder Thee!"

Ich hatte die Worte kaum beendigt, als ich meinen Kopf plötzlich umwandte und meine Aufmerksamkeit durch einen Gegenstand angezogen fühlte, der einen Hoffnungsstrahl in meine umnachtete Seele warf; denn gerade vor meinen Füßen entdeckte ich fünf oder sechs Stengel Schlangenmeisterkraut. Ich kannte die Pflanze wohl, hatte aber nie sonderliches Vertrauen in ihre Heilwirkungen gesetzt, obgleich ich sie die Indianer oft loben hörte. Ein Ertrinkender hascht indeß sogar nach einem Strohhalm; mit gewaltiger Anstrengung half ich mir auf die Beine, um mein Messer zu holen, das ich neben der todten Schlange hatte liegen lassen, und begann mit der Kraft der Verzweiflung, zwei oder drei der Wurzeln auszugraben.

Ich zerschnitt diese Wurzeln in kleine Stücke, warf sie in das kochende Wasser und erhielt dadurch einen dunkelgrünen Absud, den ich verschluckte; er hatte einen stark alkalischen Geschmack, gemischt mit dem des Terpentin. Dann zerschnitt ich meine Moccassins, da mein Fuß bereits zu der doppelten Größe seines gewöhnlichen Umfanges angeschwollen war, badete die Wunden mit einigen Tropfen der Flüssigkeit, kaute etliche Stücke, wandte sie als

Umschlag an und band sie mit meiner Schärpe und meinem Schnupftuche fest. Nachdem ich mir noch einen weitern Absud bereitet und getrunken hatte, zog ich meine Decke über mich. Eine Minute später wirbelte mir das Gehirn; ein seltsamer Schwindel bemächtigte sich meiner, dem ein starker Schweiß folgte, und nun vergingen mir die Sinne.

Am andern Morgen wurde ich wieder durch das Lecken meines Pferdes geweckt, und ich wunderte mich, warum ich so lange geschlafen hatte. Mein Kopf schmerzte furchtbar, und ich bemerkte, daß die glühenden Sonnenstrahlen wenigstens zwei Stunden lang mein unbedecktes Haupt gefallen waren. Es stand einige Zeit an, ehe ich meine Gedanken soweit sammeln konnte, um zu wissen, wo ich mich befand. Endlich tauchte die Erinnerung an das schreckliche Ereigniß des letzten Abends in meiner Seele auf, und es that mir leid, daß ich nicht in meiner Bewußtlosigkeit gestorben war, denn ich meinte, mein Schwächegefühl sey eine Wirkung des Giftes, und ich habe jetzt einen langsamen, schrecklichen Tod zu sterben. Und doch lächelte die ganze Natur um mich her; Tausende von Vögeln sangen ihr Morgenconcert, und das sanfte Gemurmel des unfern fließenden Stromes erinnerte mich an meinen übermäßigen Durst. Ach! wohl konnte der italienische Barde singen —

„Nessun maggior dolore
Che riccordarsi del tempo felice
Nella miseria!“ *)

Als ich so dabei und über meine gänzliche Hülflosigkeit nachdachte, schwoll mir abermals das Herz und meine Thränen strömten reichlich. Der Durst verlieh mir jedoch einen Muth, welchen die Frische und Schönheit der Natur nicht einzuflößen vermocht

---

*) Kein größer Leid
Als die Erinnerung entschwund'nen Glücks
Im Elend!

Dante.

hatte. Ich versuchte, aufzustehen, um etwas Wasser zu holen, fuhr aber zuerst langsam mit der Hand über meinen Schenkel nach dem Knie. Ich meinte, die Entzündung müsse ihn so dick, wie meinen Leib gemacht haben. Meine Hand lag auf dem Knie, und ich fühlte mit einemmale eine salche Erschütterung, daß meine Pulse zu schlagen aufhörten. Auch die Freude kann sehr schmerzlich seyn, denn ich empfand einen sehr scharfen Stich durch mein Herz, wie von einem Dolche. Als ich meine Finger über der Kniescheibe bewegte war sie ganz frei von Entzündung und vollkommen gesund. Dann kam aber wieder die Rückwirkung. „Ach," dachte ich, „es ist Alles an dem Knöchel; wie sollt ich davon kommen können?" Ist das Gift nicht tödlich? Ich wagte es nicht, die Decke wegzunehmen und weiter nachzusehen. Eine Schwäche wandelte mich an, und ich bedeckte mein Haupt wieder, um zu schlafen.

Als ich wieder erwachte, fühlte ich mich etwas kräftiger, obgleich Lippen und Zunge ganz dürr und trocken waren. Ich entsann mich auf Alles und fuhr mit der Hand an meiner Seite hinunter, konnte aber den Knöchel nicht erreichen, weshalb ich mein Knie an mich zog. Dann entfernte ich die Schärpe und den Schlangenkrautumschlag. Mein Schnupftuch war voll trockener, grüner, schleimichter Materie, und die Wunde sah rein aus. Die Freude verlieh mir Kraft. Ich begab mich nach dem Strome, trank reichlich und wusch mich. Das Fieber hielt noch immer an und obgleich ich jetzt gegen die unmittelbare Wirkung des Giftes gesichert war, wußte ich doch, daß ich noch Manches zu leiden haben werde. Dem Himmel für meine Erhaltung dankend, sattelte ich meinen treuen Begleiter, hüllte mich dicht in meine Büffelhaut und brach nach dem Comanchenlager auf. Ehe ich dort anlangte, hatten mich die Sinne wieder verlassen. Die Indianer fanden mich auf dem Boden, mein Pferd neben mir stehend.

Fünfzehn Tage nachher erwachte ich als ein kraftloses, abgezehrtes Wesen wieder zum Bewußtseyn. Während dieser ganzen

Zeit hatte ich in einem Hirnfieber gelegen und der Tod mich ohne Unterlaß umschwebt. Es schien, daß mich außer meinem übrigen Mißgeschick auch ein Sonnenstich betroffen hatte.

Als ich zum Bewußtseyn wiederkehrte, war ich ganz erstaunt, Gabriel und Roche an meiner Seite zu finden. Der Feldzug war siegreich abgelaufen. Die Dörfer der Cayugas lagen in Asche, ihre meisten Krieger waren erschlagen, und diejenigen, welche sich gerettet, hatten in den Erdspalten oder in den Pässen des Gebirgs, die bloß ihnen bekannt waren, Schutz gesucht. Zwei der mexikanischen Mädchen waren gleichfalls gerettet worden; über das, was aus den übrigen wurde, konnten sie jedoch keine Auskunft geben. Die liebevolle Sorgfalt meiner Freunde und der belebende Einfluß eines schönen Climas ließen mich bald ziemlich gesunden, obschon es lange anstand, ehe ich kräftig genug war, um zu reiten und meine früheren Uebungen wieder vorzunehmen. Während dieser Zeit machte Gabriel häufige Ausflüge nach den südlichen und sogar nach den mexikanischen Ansiedelungen. Als er von seinem letzten Streifzug zurückkam, brachte er Neuigkeiten mit sich, welche die Indianer veranlaßten, für dieses Jahr auf ihre Jagden zu verzichten und zu Hause zu bleiben. General Lamar und seine Genossen hatten einen tückischen Plan entworfen, der allem Völkerrechte offen Hohn sprach. Was ließ sich übrigens auch von einem Volke erwarten, das die Gäste erschlug, welche es unter dem Schutze der weißen Flagge zu sich eingeladen hatten? Ich meine damit die Ermordung der Comanchen-Häuptlinge zu San Antonio.

Der Präsident von Mexiko, Bustamente, hatte im Sinne, die Feindseligkeiten gegen Texas einzustellen. Die Texianer hatten Gesandte ausgeschickt, um die Anerkennung anderer Mächte und einen Friedens- und Freundschafts-Vertrag mit derselben zu erzielen. In England befand sich Hamilton, um das Kabinet von St. James zu Gunsten der Unabhängigkeit der Texianer, Mexiko gegenüber, zu stimmen, und während diese Verhandlungen anhängig,

zugleich auch die friedlichen Verträge mit Mexiko noch in Kraft waren, schickt sich Lamar, allen Gesetzen der Ehre und des Völkerrechts zum Trotz, im Geheim zu einem Feldzuge an; er gedachte unter dem Deckmantel einer merkantilischen Caravane Santa Fé und alle mexikanische Provinzen zu erobern. Dieses Vorhaben der Texianer veranlaßte die Comanchen, ihr Lager abzubrechen und sobald als möglich nach Hause zurückzukehren, denn der Zug mußte durch das Gebiet der Comanchen gehen, und die edlen Republikaner plünderten aller Wahrscheinlichkeit nach die Dörfer und übten Mord an Weibern und Kindern, wenn sie das Land unbeschützt fanden.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Während meiner Reconvalescenz wurde mein Zelt, oder vielmehr der Hof vor demselben, eine Art allgemeinen Divans, wo die Krieger und Aeltesten des Stammes sich zu versammeln pflegten, um zu rauchen und die wundersamen Mähren vergangener Zeiten zu erzählen. Einige derselben dünkten mich besonders schön, weshalb ich sie auch dem Leser mittheilen will. Ein alter Häuptling begann, wie folgt:

„Ich will euch erzählen von dem Shkote-nah Pishkuan oder dem Feuerboote, wie ich es zum erstenmale sah. Seitdem ist das Gras fünfzehnmal in der Prairie gewelkt, und ich bin schwach und alt geworden. Damals war ich ein Krieger und hatte viele Scalpe an den östlichen Ufern der Sabine genommen. Auch lebten in jener Zeit gute Blaßgesichter in den Prairieen; wir fochten mit ihnen, weil wir Feinde waren, aber sie stahlen uns nie etwas, und auch wir berührten ihre Habe nicht.

„Nun, wir waren einmal im Frühling auf der Büffeljagd. Die Caddoes, welche jetzt nur noch ein Stamm verhungerter Hunde sind, bildeten damals ein großes mächtiges Volk, das sich von den Croß-Timbers bis zu dem Wasser des großen Stromes im Osten ausbreitete; aber sie waren Spieler und Trunkenbolde, welche all ihr Pelzwerk gegen das Shoba-wapo (Feuerwasser) verkauften und es nach ihren Dörfern zurückbrachten, um ihre Weiber zu vergiften und aus ihren Kindern unvernünftiges Vieh zu machen. Bald hatten sie nichts mehr zu geben, und da sie nun nicht mehr ohne das Shopah-Wapo auskommen konnten, so begannen sie zu stehlen. Sie entwendeten die Pferde und Ochsen der Blaßgesichter und schoben die Schuld auf die Comanchen. Wenn sie die Jäger oder Reisenden erschlugen, pflegten sie nach dem Fort der Yankees zu gehen und zu ihnen zu sagen: „Seht nach in den Wigwams der Comanchen, und ihr werdet dort die Scalpe eurer Freunde an langen Pfählen aufgehangen finden?" Wir kehrten uns jedoch nicht daran, denn wir wußten, daß es eine Lüge war.

„Es entschwand eine lange Zeit, und endlich flüsterte der böse Geist den Caddoes zu, sie sollten in die Dörfer der Comanchen gehen und Alles mitnehmen, was sie fänden, während unsere Krieger auf der Jagd wären. Sie thaten dies und betraten nach Weise der Füchse nnd Eulen ihren Kriegspfad bei Nacht. Als sie anlangten, fanden sie nichts als Squaws, alte Weiber und kleine Kinder. Aber auch diese fochten gut, und viele der Caddoes wurden erschlagen, ehe sie die Hütten verließen. Unsere Weiber suchten uns dann auf den Jagdgründen auf, und unser großer Häuptling befahl mir, mit fünfhundert Kriegern aufzubrechen und nicht eher wieder zurückzukommen, bis die Caddoes keine Heimath mehr hätten, sondern wie die Hirsche und verhungerten Wölfe umherziehen müßten in der offenen Prairie.

„Ich ging ihrer Spur nach, verbrannte zuerst ihre großen Dörfer in den Croß-Timbers, und verfolgte sie sodann in die

Sümpfe und in das Rohrdickicht, wo sie sich unter den langen Eidexen des Wassers (den Alligatoren) verbargen. Dennoch trafen wir wieder mit ihnen zusammen, und sie setzten über die Sabina, um unter den Yankees Schutz zu suchen, denn dort hatten sie noch ein weiteres Dorf, das ihr größtes und reichstes war. Wir folgten ihnen nach und lagerten uns in der Nähe ihrer Wigwams, um sie an den Ufern ihres Flusses zu bekriegen, der von dem Thone des Bodens roth gefärbt und tausend Meilen von unserem eigenen Lande entlegen ist.

„Es war eine trübselige Jahreszeit, denn es regnete Tag und Nacht; die Flüsse waren hoch, die Erde feucht, und unsere jungen Tapfern schauderten sogar unter ihren Decken. Eines Abends bemerkte ich, daß über einer Flußwendung im Süden ein dicker schwarzer Rauch aufstieg, so hoch wie die schlanke Fichte unter den Wolken, und ich gab sorgfältig Acht. Er kam auf uns zu; der Himmel verdunkelte sich, die Nacht brach herein und Feuerfunken bezeichneten das Fortschreiten des seltsamen Anblicks. Wir vernahmen bald Töne gleich denen in den Bergen, wenn sie von bösen Geistern erschüttert werden; das Geräusch war beängstigend, feierlich und regelmäßig, wie das Klopfen einer Kriegerbrust. Nur hin und wieder zerriß ein scharfer, schriller Laut die Luft und weckte andere schreckliche Stimmen im Walde.

„Es kam näher, und Hirsche, Bären und Panther liefen zwischen uns durch, ganz toll fliehend vor dem unbekannten Wesen. Es kam, es flog näher und näher, bis wir es endlich deutlich sehen konnten, wie es mit zwei großen Mäulern Feuer spie gleich den brennenden Gebirgen des Westens. Es regnete stark, und doch sahen wir Alles. Es war wie ein langer Fisch von der Gestalt eines Kanoes; die Seiten hatten viele Augen voll hellen Lichtes, wie die Sterne am Himmel.

„Ich sah Niemand bei dem Ungeheuer; es war allein, brach durch das Wasser und peitschte es mit seinen Armen und Beinen,

oder seinen Finnen. Oben, ganz in der Höhe, befand sich eine viereckigte Hütte. Einmal kam es mir vor, als erblickte ich darin einen Menschen, aber es war Einbildung oder vielleicht die Seele des Dings, das aus seinem Verstecke nach dem Raub aussah, den es ergreifen wollte. Zum Glück war es dunkel, sehr dunkel, und da wir uns in einer Höhle des Ufers befanden, konnten wir nicht bemerkt werden. Das furchtbare Geschöpf zog also vorbei.

„Die Caddoes stießen aus Angst und Schrecken einen lauten Schrei aus; ihre Herzen waren geschmolzen. Wir sagten nichts, denn wir waren Comanchen und Krieger; aber doch empfand ich ein seltsames Gefühl und blieb an der Stelle gewurzelt, wo ich stand. Ein Mann ist nur ein Mann, und sogar eine Rothhaut kann nicht kämpfen mit einem Geiste. Das Schreien der Caddoes erschreckte übrigens das Ungeheuer, so daß es seine Flanken öffnete und einige schreckliche Anim Tekis (Donner) gegen das Dorf ausstieß. Ich hörte das Krachen der Stämme, das Rasseln der Häute, welche die Hütten bedeckten, und als der Rauch weg war, blieb der Geruch von Pulver zurück. Das Ungeheuer war weit, weit weg, und ließ keine andere Spur zurück, als das Stöhnen der Verwundeten und das Weheklagen der Squaws unter den Caddoes.

„Ich und meine jungen Leute faßten uns bald wieder, drangen in das Dorf, verbrannten Alles und erschlugen die Krieger. Sie wollten zwar nicht kämpfen, aber da sie Diebe waren, so tödteten wir sie. Wir brachten viele Scalpe nach unserem Dorfe zurück, und seitdem haben sich die Caddoes nie wieder zu einem Volke erhoben. Sie sind von Norden nach Süden und von Osten nach Westen gewandert, bauen sich Hütten aus Baumrinde oder suchen mit den Eulen und Schlangen Schutz in den Löchern der Prairiehunde; aber Wigwams und Dörfer haben sie nicht. So möge es allen Feinden unseres großen Volkes ergehen.“

Dies ist eine geschichtliche Thatsache. Das Dampfboot Biber machte seine erste Spähreise auf dem Red-River und zog achtzehn

Meilen über die französische Ansiedelung Nachitochy hinauf, als die Comanchen eben das letzte Caddoesdorf an dem Red-River angriffen. Die armen Wilden schrieen entsetzt, als die wunderliche Masse also an ihnen vorbeikam und, entweder aus grausamem Muthwillen, oder aus Furcht vor einem Angriff, vier mit Kartätschen geladene Kanonen auf das nur hundert Ellen entfernte Dorf abfeuerte.

Das nun folgende Ereigniß trug sich vor hundert Jahren, zur Zeit des großen Häuptlings Mosh Kohta (Büffel) zu, als der unglückliche La Salle an der Küste von Texas Schiffbruch litt, während er bemüht war, die Mündung des Mississippi zu entdecken. Derartige Berichte sind sehr zahlreich unter den großen Prairiestämmen; sie tragen bisweilen ein ossianisches Gepräge und werden an den Abenden des Monats Februar erzählt, um welche Zeit die Priester und Aeltesten des Volks den jungen Männern die Ueberlieferungen früherer Tage mittheilen.

„Es war in der Zeit eines Häuptlings, eines großen Häuptlings, stark, schlau und weise, eines Häuptlings von vielen kühnen Thaten — sein Name war Mosh Kohta.

„Es ist lange her! Keine Blaßgesichter wohnten im Lande des Ueberflusses (die Uebersetzung des Wortes Texas); unsere Großväter hatten es eben erst von dem großen Geiste erhalten und waren von Sonnenuntergang her über die großen Gebirge gekommen, um es in Besitz zu nehmen. Wir waren ein großes Volk — wie wir es noch sind, zu allen Zeiten waren und stets seyn werden. Zu jener Zeit verbreitete sich auch unser Stamm westlich an den Ufern des großen Stromes Mississippi aus, denn es hatten sich daselbst noch keine Blaßgesichter niedergelassen. Wir waren ein großes Volk, beherrscht von einem mächtigen Häuptling. Die Erde, die Bäume, die Flüsse und die Luft — Alles kannte seinen Namen. Gibt es auch einen Platz im Gebirge oder auf den Prairieen, wo

der Name Mosh Kotha nicht ausgesprochen und gepriesen worden wäre?

„Um diese Zeit zerbrach ein fremdes kriegerisches Volk von Blaßgesichtern seine großen Kanoes an unseren südlichen Küsten, und sie Alle landeten am Ufer, wohl bewaffnet mit langen Gewehren und Büchsen; aber sie hatten nichts zu essen. Es waren die Mahamate=koshehoj (die Franzosen). Ihr Häuptling war ein guter Mann, ein Krieger und ein großer Reisender. Er hatte sich von dem nördlichen Gebirge der Algonquins aufgemacht, um über die Salzwasser entlegener Länder zu ziehen und viele gute Dinge zurückzubringen, welche die Rothhäute brauchten: warme Decken, um darauf zu schlafen, Steine, um Feuer zu schlagen, Aexte zum Fällen der Bäume, und Messer, die Haut des Bären und Büffels abzuziehen. Er war ein guter Mann und liebte die Indianer, denn sie waren gleichfalls gut, und gute Menschen lieben sich stets.

„Er traf mit Mosh Kohta zusammen. Unsere Krieger wollten die Fremden nicht bekämpfen, denn sie waren hungrig und ihre Stimmen weich; auch waren ihrer zu wenig, um Furcht einzuflößen, obgleich ihr Muth auch im Unglück groß schien und sie trotz ihren Leiden sangen und lachten. Wir gaben ihnen Nahrung und halfen die Bretter des großen Kanoes aus dem Wasser ziehen; mit diesen bauten sie den ersten Wigwam, den je ein Blaßgesicht in Texas bewohnte. Zwei Monden blieben sie, um mit unseren jungen Männern die Büffel zu jagen, bis am Ende ihr Häuptling und ihre bravsten Krieger in einem unserer kleinen Kanoes aufbrachen, weil sie sehen wollten, ob sie nicht in den großen Strom einfahren konnten, wenn sie die Küste in östlicher Richtung verfolgten. Er blieb vier Monate aus und hatte bei seiner Rückkehr durch Krankheit, Hunger und Erschöpfung die Hälfte seiner Leute verloren. Mosh Kohta sagte ihm aber, er solle dennoch nicht verzweifeln, und versprach ihm, er wolle im Frühling die Blaßgesichter zu dem großen Strome führen. Wir lebten dann

mehrere Monate bei einander, wie es sich für Brüder und Tapfere ziemt. Damals kriegten die Comanchen zuerst einige ihrer Büchsen und andere Messer. War es gut — war es schlimm — wer weiß es? Haben doch Lanzen und Pfeile eben so viel Büffel getödtet, als Blei und schwarzer Staub (Pulver), und die Squaws konnten die Haut eines Büffels und eines Bibers abziehen ohne Messer. Wie sie's angriffen, weiß jetzt Niemand mehr, aber sie thaten's, obgleich sie die scharfen Messer der Blaßgesichter noch nicht gesehen hatten.

„Wie dem übrigens seyn mag, es stand nicht lange an, bis viele von den Fremden müde wurden, so weit von ihren Wigwams zu wohnen. Ihr Häuptling sah jeden Morgen mehrere Stunden gegen Aufgang der Sonne, als könnten die Augen seiner Seele durch die endlose Prairie dringen. Er wurde düster, wie ein Mann der schwarzen Thaten (ein Arzt), und eines Tages begann er mit der Hälfte seiner Leute einen langen Binnenlandzug über die Prairieen, Sümpfe und Flüsse; so sehr fürchtete er, fern von seiner Hütte zu sterben. Und doch erlitt er den Tod — nicht durch Krankheit oder Hunger, sondern unter dem Messer eines andern Blaßgesichts, und er war der Erste aus fremden Ländern, dessen Gebeine unbeerdigt in der Wüste bleichten. Oft flüstert der Abendwind seinen Namen über den Anhöhen der südlichen Ebenen, denn er war ein braver Mann und raucht jetzt ohne Zweifel mit seinem großen Manitou.

„Gut, er brach auf. Zu jener Zeit gab es Büffel und Hirsche in Menge, und die Männer verfolgten wohlgemuth ihre Fährte, bis sie den Fluß der vielen Gabeln (Trinity River) erreichten, denn sie wußten, daß jeder Tag sie den Forts ihres Volkes näher und näher brachte, obgleich es noch ein langer, ein sehr langer Weg war. Der Blaßgesichts-Häuptling hatte einen Sohn bei sich, einen edlen Jüngling, schön anzusehen, thätig und stark; die Comanchen

liebten ihn. Mosh Kohta hatte ihm gerathen, zweien seiner eigenen Krieger nicht zu trauen; aber er war jung, edelmüthig und unfähig eines Unrechts oder einer niederträchtigen Handlung; deßhalb traute er auch Anderen nichts Schlimmes zu, namentlich nicht den Männern von seiner eigenen Farbe und Nation, die seine Mühen, Gefahren, Leiden und Freuden getheilt hatten.

„Nun waren diese beiden Krieger, von welchen unser großer Häuptling gesprochen hatte, schlimme, gierige und ehrgeizige Menschen, welche glaubten, wenn sie ihren Häuptling und dessen Sohn erschlügen, so würden sie den Oberbefehl über die Uebrigen erhalten. Eines Abends, während sie Alle das Mahl der Freundschaft aßen, wurde ein Stöhnen gehört — es war ein Mord geschehen. Die andern Krieger sprangen auf, sahen ihren Häuptling todt da liegen und die beiden Krieger auf sich zukommen. Ihre Rache war schnell, schnell wie die des Panthers; die zwei schlimmen Krieger wurden getödtet.

„Dann gab es einen großen Kampf unter den Blaßgesichtern, in welchem Viele erschlagen wurden; aber der junge Mann und einige Tapfern entrannen ihren Feinden und erreichten in zwei Monaten den Arkansas, wo sie ihre Freunde und einige Makota Conayas fanden. Die Uebrigen, welche mit ihrem Häuptlinge ausgezogen waren und ihn ermordet hatten, wurden von unseren Vorfahren wie Schlangen erschlagen, denn sie waren schlimm und giftig. Die andere Hälfte der Blaßgesichter, welche in ihren Holzwigwams zurückblieben, folgten unserem Stamme nach den großen Dörfern der Comanchen und nahmen Weiber. Ihre Kinder und Enkel haben eine gute und tapfere Nation gebildet. Sie sind bleicher, als die Comanchen, aber ihr Herz ist das gleiche. Sie vereinigen sich oft mit unsern Jägern auf der Jagd, theilen ihr Mahl mit ihnen und lieben sie wie Brüder. Sie sind das Volk der Wakoes, nicht weit im Süden, auf dem Wege nach den Croß

Timbers. Doch wer kennt nicht die Wakoes? — Selbst die Kinder gehen zu ihren wirthlichen Hütten.

Diese Episode ist historisch. Zu Anfang des Jahres 1684 fuhren von La Rochelle in Frankreich vier Schiffe mit 280 Personen aus, um den Mississippi zu colonisiren. Die Expedition wurde von La Salle befehligt, welchen sein Neffe Moranget begleitete. Nachdem sie zwei Jahre zu Santo Domingo gezögert hatten, kamen sie, die Mündung des Missisippi verfehlend, in die Bay von Matagorda, in welcher sie Schiffbruch litten. „Dort“, sagt Bancroft in seiner Geschichte von Amerika, „schleppten die Colonisten unter der Junisonne Holz, das sie in einem Binnenhaine gefällt hatten, eine Stunde weit über das Prairiegras, um ein Obdach zu bauen, bei welchem La Salle den Architekten machte, indem er selbst das Gebälke zuhieb.“

Dies ist die Ansiedelung, welche Texas zu einem Theile von Luisiana machte. La Salle nahm sich vor, in den Kanoes der Indianer, welche sich ihnen freundlich erwiesen hatten, den Missisippi aufzusuchen und kehrte nach viermonatlicher Abwesenheit, während welcher er dreißig seiner Leute verloren hatte, in Lumpen und Fetzen wieder zurück, ohne den unseligen Fluß aufgefunden zu haben. Der beredte amerikanische Geschichtschreiber schildert ihn als einen edlen Charakter. „Auf dem Rückweg“, sagt er, „erfuhr La Salle, daß unter seinen Leuten eine Meuterei ausgebrochen sey und dieselben einen großen Theil der Colonievorräthe zerstört hätten. Himmel und Menschen schienen sich gegen ihn verschworen zu haben; seine Hoffnung auf Vermögen und Ruhm waren dahin, seine Colonie hatte sich auf Hundert vermindert, unter denen Unzufriedenheit und verbrecherische Pläne um sich griffen; die nächste europäische Station lag am Panukoflusse und die nächste französische Niederlassung an den nördlichen Ufern des Missisippi; aber dennoch beschloß er mit der Riesenkraft eines eiser-

nen Willens seine Landsleute im Norden zu Fuß aufzusuchen und seine Colonisationsplane in Ausführung zu bringen."

Es scheint, daß La Salle sechzig Leute zurückließ, und am 20. März 1686 wurde er nach einer Büffeljagd von Duhaut und L'Archevêque, zwei Abenteurern, welche ihr Vermögen bei der Expedition betheiligt hatten, ermordet. Lange schon hatten sie einen meuterischen Sinn an den Tag gelegt, und die Bosheit getäuschter Habsucht führte sie zu dem wahnsinnigen Entschluß, ihren unglücklichen Befehlshaber zu erschlagen.

Ich will hier eine Seite aus Bancroft's Schrift entnehmen, welche ausführlicher ist, als die Comanchen-Chronik:

„Sechzig Mann bei dem Fort St. Louis zurücklassend, brach La Salle mit der andern Abtheilung seiner Leute im Januar 1687 nach Canada auf. Sie luden ihre Gepäcke auf die wilden Pferde von Cenis, welche ihre Waide überall in den Prairieen fanden und statt den Hufeisen mit frischen Büffelshäuten beschlagen wurden. Aus Ermangelung anderer Pfade, folgten sie den Büffelspuren, ohne sich durch etwas Anderes, als durch Häute gegen den Regen schützen zu können. Der zuversichtliche Muth ihres Führers gewann ihnen die Gunst der Wilden, und so kamen sie über die ersten Hochlande, die sich gegen die Ströme zu abdachen, bald unter Hirschen und Büffeln durch schöne Ebenen und Haine hinziehend, bald die klaren Bäche durchwatend, oder durch Fällen eines riesigen Baumes Brücken darüber bauend, bis sie das Thal des Colorado zurückgelegt und in den oberen Landestheilen einen Zweig des Trinity River erreicht hatten.

„In der kleinen Caravane befanden sich zwei Menschen, Duhaut und L'Archevêque, welche ihr Vermögen bei der Unternehmung betheiligt hatten. Duhaut hatte schon lange einen meuterischen Geist erzeigt, und die niedrige Bosheit der getäuschten Habgier, die durch die Noth noch mehr angefacht wurde und sich wüthend gegen jeden Zwang sträubte, weckte die ungestümsten

Leidenschaften eines nicht zu bewältigenden Hasses. Diese beiden Männer luden Moranget zu einer Büffeljagd, trugen ihm die Ueberwachung der Leute auf, fingen dann Händel mit ihm an und erschlugen ihn.

„Ueber das lange Ausbleiben seines Neffen verwundert, machte sich La Salle am 20. März auf, um ihn zu suchen. Am Rande des Flusses bemerkte er einige Adler, als ob sie über einem Leichname schwebten, und feuerte einen Alarmschuß ab. Hierdurch gewarnt, setzten Duhaut und L'Archevéque über den Fluß; der Erstere verkroch sich in das Prairiegras und Letzteren fragte La Salle, wo sein Neffe sey. Als Antwort gab Duhaut Feuer, worauf der Befehlshaber ohne einen Laut todt zu Boden sank. ‚Da liegt er nun jetzt, der große Pascha!' rief einer der Verschwörer, während sie seine Leiche beraubten und dieselbe nackt und ohne Begräbniß zur Beute der wilden Thiere in der Prairie liegen ließen."

Ein solches Ende nahm dieser kühne Abenteurer, den an Willenskraft, an riesigen Entwürfen, an vielseitigen Kenntnissen, an rascher Schmiegsamkeit des Geistes in neue Verhältnisse, wie an hoher Seelengröße, die sich ganz dem Willen des Himmels hingab und mit vertrauensvoller Festigkeit über alle Leiden triumphirte — Keiner seiner Landsleute übertraf. Er hatte die Liebe des Gouvernenrs von Canada, die Achtung Colberts, das Vertrauen von Seignelay und die Gunst Louis des **XIV.** gewonnen. Nach dem Beginn der Colonisation von Ober-Canada vervollständigte er die Entdeckung des Missisippi von den St. Anthony's Fällen bis zu seiner Mündung, und durch alle Zeiten wird man seiner als des Vaters der Colonisation in dem großen Centralthale des Westens gedenken."

Jontel, La Salles Bruder, dessen Sohn und Andere — im Ganzen nur sieben Mann — erhielten von den Indianern einen Wegweiser nach Arkansas. Sie wateten durch Flüsse, setzten über Gebirgsströme und schifften mit Flößen oder Booten aus Büffels-

haut über die größeren Gewässer, ohne auf die erfreuliche Gewohnheit des Calumets zu treffen, bis sie das Land über dem Red River erreichten und, nachdem sie einen geschätzten Gefährten in der Wildniß begraben hatten, am vierundzwanzigsten Juni auf einen Arm des Missisippi trafen. Da erblickten sie auf einer Insel ein großes Kreuz — nie haben Christen dieses Sinnbild mit tieferer Erregung betrachtet! In der Nähe stand eine Blockhütte, die von zwei Franzosen bewohnt wurde. Ein Missionär, Namens Tonti, war den Fluß heruntergekommen und hatte voll Gram, daß er La Salle nicht auffand, in der Nähe des Arkansas einen Missionsposten errichtet.

Wie der Leser bemerkt, findet kein großer Unterschied zwischen unserem gedruckten Bericht und den Ueberlieferungen der Comanchen statt.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Um die Zeit meiner Wiedergenesung wurde das Schicksal der texianischen Expedition gegen Santa Fé entschieden. Da der wirkliche Thatbestand ängstlich verborgen und die Nachricht, die ich von meinen, bei der Sache nicht betheiligten Indianern erhielt, später durch einen irischen Gentleman, welcher sich zum Anschlusse hatte bewegen lassen, bestätigt wurde, so will ich hierorts die betreffende Mittheilung geben. Zu Austin versammelten sich ungefähr fünfhundert Mann, welche die Maske friedlicher Händler vornahmen und sich mit Kaufmannsgut von etlichen hundert Dollars im Werth versahen, um ihre wahre Absicht zu verbergen, die in nichts weniger bestand, als die Mexikaner während der Periode des abgeschlossenen Neutralitäts-Vertrags zu überfallen.

Man verbreitete allenthalben die Kunde, daß man einen Handelszug vorhabe, obschon die Karavane bei ihrem Aufbruche ganz und gar nicht darnach aussah. Die Leute waren mit Uniformen versehen worden; Generale, Obristen und Majore sprengten nach allen Richtungen, und der Abzug von der texianischen Hauptstadt wurde mit wirbelnden Trommeln und fliegenden Fahnen begangen. Durch hinterlistige Vorstellungen ließen sich auch einige achtbare Europäer veranlassen, sich der Expedition anzuschließen, ohne sich auch nur entfernt träumen zu lassen, daß sie sich, während sie eine wissenschaftliche Reise zu machen oder ihre Neugierde zu befriedigen vermeinten, bloß dem Schutze einer großen Räuberbande anvertrauten, denn ein anderer Name kann diesen gesetzlosen Plünderern kaum gegeben werden. Wenn übrigens auch der Haufen bei seinem Auszuge ein leidliches Aussehen hatte, so machte doch schon ein Marsch von einigen Stunden aller Mannszucht ein Ende.

Das Land wimmelte von Wild, welches daher im hellen Uebermuthe geschossen wurde. Ueberhaupt benahmen sie sich so gedankenlos, daß sie bald zu ihrem Pöckelfleisch und übrigen Mundvorrath ihre Zuflucht nehmen mußten, und da im Verlauf von dreißig Tagen vierzig große Fässer von Whisky verbraucht wurden, so läßt sich leicht denken, daß ein jedes Nachtlager eine schandbare Scene von Betrunkenheit und Schwelgerei war.

Während der letzten paar Tage ihres Zuges durch die wildreiche Gegend erlegten sie mehr als hundert Büffel; als sie jedoch in die traurige, nördliche Wüste kamen, war nach drei Tagen schon ihr ganzer Mundvorrath verbraucht, so daß sie ihre ausgemergelten Pferde verzehren mußten.

An einem treuen Berichte aller ihrer schrecklichen Leiden würde jede Schilderung zum Bettler werden. Sie geriethen in einen so geschwächten und völlig hülflosen Zustand, daß ein Halbdutzend wohlberittener Mexikaner sie sammt und sonders hätte vernichten können. Aber trotz ihrer erbärmlichen Lage und der Nothwendigkeit, sich mit

den Indianern gut zu stellen, konnten sie doch ihren diebischen und räuberischen Neigungen nicht entsagen. Sie trafen auf ein kleines Dörfchen der Wakoes, deren Krieger und Jäger abwesend waren. Hier nahmen sie alles Eßbare mit, was sie tragen konnten; damit jedoch noch nicht zufrieden, machten sie sich ein Vergnügen daraus, die Vorrathshäuser der Indianer in Brand zu stecken und die Kinder zu erschießen; auch zogen sie nicht eher ab, bis das Dorf nur noch ein bloßer Aschenhaufen war. Diese schändliche Handlung besiegelte das Schicksal der Expedition, die von nun an ohne Unterlaß durch die Wakoeskrieger bedrängt wurde und so viele Scalpe verlor, daß sie sich nachher einem kleinen Häuflein Mexikaner ergab, um der wohlverdienten und unversöhnlichen Rache der kriegerischen Indianer zu entrinnen.

Ein derartiges Ende nahm dieser verrätherische Feldzug; ein anderer Theil der Geschichte veranlaßte jedoch in den vereinigten Staaten viel Redens — ich meine den Bericht über die Leiden der Gefangenen während ihres Transports von Santa Fé nach Mexiko. Mr. Daniel Webster hatte die Sache zu einer Regierungsfrage gemacht, und Herr Pakenham, der britische Gesandte in Mexiko, den ganzen Einfluß seiner Stellung aufgeboten, um das halbe Duzend Engländer zu befreien, welche sich der Expedition angeschlossen hatten. Natürlich wußten sie nichts von den Umständen, als was die Texianer selbst zu berichten beliebten; es ist daher nicht mehr wie *billig*, als daß man die Darstellung der Mexikaner gleichfalls höre, da sie — soweit mir wenigstens aus an Ort und Stelle Gesehenem und Gehörtem, sowie aus einigen in meinem Besitze befindlichen mexikanischen Dokumenten ein Urtheil zusteht — die Wahrheit enthält.

Die Texianer, welche seit dreizehn Tagen alle Qualen des Hungers erduldet hatten, trafen den Tag vor ihrer Gefangennehmung plötzlich auf eine Heerde von mehreren tausend Schafen, die Eigenthum der mexikanischen Regierung waren. Wie gewöhnlich stand die Heerde unter der Obhut einer mexikanischen Familie, die

in einem kleinen, bedeckten Wagen lebte, um so von Ort zu Ort ziehen zu können, je nachdem es der Weidegrund erforderte. In jenem Lande verwendet man zur Bewachung der größten Schafheerde nur sehr wenige Individuen; dagegen ist stets eine Anzahl edler Hunde beigegeben, die zum Schutz der Thiere besonders geeignet zu seyn scheinen. Diese Hunde halten treu an ihrem Posten, bellen nicht und beißen nicht, sondern laufen ganz ruhig den abschweifenden Schafen nach, nehmen sie bedächtig am Ohr und führen sie zu ihren Kameraden zurück; auch zeigen die Schafe nicht die mindeste Furcht vor ihren Hütern, die aus einer Kreuzung der Neufoundländer- und St. Bernhard-Raçe bestehen und nicht nur sehr groß, sondern auch sehr klug sind.

Hätten nun die Texianer entweder gegen Geld oder gegen sonstigen Tausch hundert Schafe verlangt (das Stück ist etwa sechs Pence werth), so würde man ihnen augenblicklich willfahrt haben; wie sie aber der Heerde ansichtig wurden, rief einer ihrer Führer mit einem Fluche: „Mexikanisches Eigenthum und willkommene Beute; drauf los, meine Jungen, drauf los — und keine Gnade!“ Einer der armen mexikanischen Hirten wurde durch den Kopf geschossen, während es den Andern gelang, sich dadurch zu retten, daß sie sich unter die dichten Reihen der erschreckten Thiere warfen und so außer Schußweite kamen. Dann begann ein rücksichtloses Schlachten und die Texianer hörten nicht auf zu feuern, als bis die Prairie meilenweit mit ihren Opfern bedeckt war. Aber dennoch wurde dieser großartige Sieg nicht ohne schweren Verlust erkauft, denn die Hunde vertheidigten das ihnen anvertraute Eigenthum; sie verschmähten es, wegzulaufen und hatten, ehe sie erschossen werden konnten, ein halb Duzend Texianer in Stücke zerrissen und ebensoviele auf's Furchtbarste zerfleischt. Der Abend wurde natürlich in Schlemmerei verbracht. Die Helden des Tages meinten, die Gefahren, Anstrengungen und verdrießlichen Zögerungen des Marsches seyen jetzt vorüber und legten sich an dem Vorgenusse der reichen, künf-

tigen Beute. Dies war jedoch die einzige Großthat, welche die Texianer ausführen konnten. Die Mexikaner hatten sich nicht täuschen lassen, sondern waren von dem eigentlichen Zwecke der Expedition wohl unterrichtet; demgemäß waren Soldatenabtheilungen ausgeschickt worden, um ihr Anrücken zu melden. Vierundzwanzig Stunden nach dem vorgedachten Schöpsenfleischgelage rückte eine hundert Mann starke Truppenabtheilung heran. Die Aufregung des vorigen Tages war völlig verdunstet. Die Texianer schickten eine Waffenstillstandsflagge ab und ergaben sich, dreihundert Köpfe stark, auf Gnade und Ungnade an den kleinen mexikanischen Haufen.

Die Europäer sind sehr im Irrthume, wenn ihnen der Charakter des mexikanischen Soldaten verächtlich erscheint, denn letzterer hat seinen schlimmen Ruf nur den grundlosen Berichten der Texianer über das Resultat so vieler ihrer Kämpfe zu danken. Obgleich ich kein Freund des mexikanischen Volkes bin, kann ich doch dreist behaupten, daß es auf der ganzen Welt keine tapfereren Individuen gibt; meiner Ansicht nach sind sie in dieser Hinsicht den Texianern weit überlegen, obgleich sie vielleicht die Feuerwaffen nicht so gut zu handhaben wissen.

Ein Grund, warum die mexikanische Armee hin und wieder so bedeutende Niederlagen erlitt, liegt darin, daß diejenigen Landes-Angehörigen, welche aus dem ältesten und besten castilianischen Blut stammen, den Stolz auf ihre spanische Abkunft bis aufs Abgeschmackteste treiben. Die Söhne des alten Adels wurden zu Offizieren ernannt, lernen nichts, verstehen sich nicht auf militärische Taktik und wissen überhaupt nichts, als tapfer zu sterben.

Von der Schlacht bei St. Jacinta, welche für die Losreißung von Texas entscheidend war, haben die Texianer großes Aufhebens gemacht; das Wahre an der Sache ist übrigens, daß gar keine Schlacht stattfand. Die Mexikaner wurden von Santa Anna kommandirt, der ein großes militärisches Talent besaß und das volle Vertrauen seines Landes genoß. Er fühlte sich sehr unwohl und

begab sich deßhalb nach einem nahegelegenen Pfarrhause, um sich zu erholen, wurde aber von einem halben Dutzend texianischer Räuber gefangen, die ihn zur feindlichen Armee brachten.

Der Verlust des Generals und die Ueberzeugung, daß kein Anderer vorhanden war, um seine Stelle zu ersetzen, entmuthigte die Mexikaner und bewog sie zum Rückzuge; aber seitdem haben sie bis auf den gegenwärtigen Augenblick den Texianern ohne Unterlaß bewiesen, daß sie sich nicht sicher wähnen dürfen. England und andere europäische Regierungen haben es zwar, obschon sehr übereilter Weise, für passend gehalten, Texas anzuerkennen, aber von Seite Mexikos aus ist und wird es nie geschehen.

Die Expedition nach Santa Fé, durch welche die Texianer den Frieden brachen, fiel in den Herbst 1841. Im nächsten Frühjahre zog eine mexikanische Armee nach Texas und fegte Alles vor sich her, von San Antonio di Bejar aus bis an den Colorado; aber die Texianer hatten Emissäre nach Yucatan geschickt, um auch diese Provinz zum Abfalle aufzuwiegeln. Der Krieg in Yucatan nöthigte die mexikanische Armee, in diese Richtung zu marschiren, um den Aufstand zu dämpfen. Nachdem dies geschehen war, kehrte sie nach Texas zurück, besetzte im September desselbigen Jahrs abermals San Antonio di Bejar und führte mehrere wichtige Gefangene mit sich fort.

Im nächsten Frühlinge gedachten die Mexikaner abermals gegen Texas zu ziehen; neue Unruhen in Yucatan hinderten jedoch Santa Anna, seine Plane in Ausführung zu bringen. Texas darf sich übrigens keineswegs für sicher halten, denn seine Bevölkerung nimmt mehr und mehr ab, und alle achtbaren Personen haben sich entfernt. Ich brauche kaum zu bemerken, daß die texianische Nationalschuld, die jetzt bereits dreizehn Millionen Dollars beträgt, aus vielen Gründen keine sonderlich gute Hypothek bieten dürfte.*)

---

*) Vielleicht wundert sich der Leser, daß Santa Anna nach Befreiung aus seiner Gefangenschaft nicht wieder mit einer bedeutenden Macht in

Kehren wir jedoch zu der Santa Fé-Expedition zurück. Die Texianer mußten alle ihre Waffen abgeben und wurden nach dem kleinen Dorfe Anton Chico gebracht, wo sie bleiben sollten, bis der Gouverneur der Provinz, General Armigo, weiter über sie verfügen würde.

Es ist nicht zu erwarten, daß in einem kleinen Dorfe, nur von hundert Schäfern der Regierung bewohnt, mehrere hundert ausgehungerte Menschen mit allen Bedürfnissen des Lebens versehen werden konnten. Die Texianer beklagen sich, man habe sie in Anton Chico verhungern lassen, obschon sie dieselben Rationen erhielten, wie die mexikanischen Soldaten.

Natürlich versuchten jetzt die Texianer auf die alte Lüge zu-

---

Texas eindrang. Der Grund ist sehr einfach. Bustamente war Santa Annas Nebenbuhler um die Präsidentschaft; die Abwesenheit des Generals gab ihm Gelegenheit, zu intriguiren, und als die Kunde nach Mexiko gelangte, daß Santa Anna gefangen sey, wurde es nöthig, einen neuen Präsidenten zu wählen. Bustamente war nie sehr beliebt gewesen; da er jedoch den Amerikanern in den Seehäfen versprach, wenn er gewählt würde, solle nichts gegen Texas versucht werden, so unterstützten ihn diese aus merkantilischen Interessen nicht nur mit ihrem Einfluß, sondern auch mit ihrem Gelde.

Als endlich Santa Anna nach Mexiko zurückkehrte, war seine Macht dahin, und der neue Präsident hatte den Plan auf Texas aufgegeben. Bustamente war ein Mann ohne alle Thatkraft und sah gleichgültig zu, wie die Texianer immer neue Uebergriffe über die mexikanische Gränze machten. Sobald jedoch die Mexikaner hörten, daß die Texianer, allem Völkerrechte zum Trotze, in demselben Augenblicke, als sie wegen des Friedens und der Anerkennung ihrer Unabhängigkeit unterhandelten, Truppen gegen Santa Fé ausgeschickt hatten, forderten sie Bustamente wegen seiner heillosen Unthätigkeit zur Verantwortung. Letzterer glaubte gegen jede Revolution sicher zu seyn und antwortete mit harten Maßregeln; darüber wurde das Militär aufgebracht, setzte Santa Anna an seine Spitze und zwang ihn, die Präsidentenwürde anzunehmen. Bustamente flüchtete sich nach Paris. Wie bereits bemerkt, mißglückte die Expedition nach Santa Fé und der Präsident Santa Anna begann seine Dictatur mit dem Einfalle in Texas (März 1842).

rückzukommen, daß sie die Expedition nur des Handels wegen unternommen hätten, von den Indianern aber angefallen und geplündert worden seyen; unglücklicherweise wollte sich jedoch dies mit dem Angriff auf die Schafheerde und dem feigen Morde der Hirten nicht zusammenreimen. Gouverneur Armigo entgegnete daher sehr richtig, wären sie blos Handelsleute gewesen, so hätten sie sich des Mordes schudig gemacht, im andern Falle seyen sie aber Kriegsgefangene.

Nach einer beschwerlichen, viermonatlichen Reise langten sie in der alten Hauptstadt von Mexiko an, wo die wenigen Fremden, welche sich argwohnlos der Expedition angeschlossen hatten, alsbald in Freiheit gesetzt wurden; von dem Rest wurde ein Theil in die Minen geschickt, um das Metall auszugraben, nach dem sie so sehr dürsteten, ein anderer aber den städtischen Polizeigefängnissen überantwortet, um für die Reinigung der Straßen verwendet zu werden.

Viele amerikanische Zeitungen haben ihre Spalten mit allerlei Geschichten über diese Expedition gefüllt und Verzeichnisse von den Grausamkeiten gegeben, welche von den Mexikanern verübt worden seyn sollen — Alles zu dem Zwecke, um die theilnehmenden Amerikaner aufzufordern, den Unglücklichen Beistand zu leisten. Von den gehässigen Enstellungen will ich nur ein einziges Pröbchen geben, welches das Neu-Orleaner P i c a y u n e mittheilt, und es mit dem wahren Thatbestande vergleichen; der Leser wird sodann völlig zufrieden gestellt seyn. Mr. Kendal sagt: —

„Mit Sonnenuntergang wurde unser Vortrab durch den Knall zweier Schießgewehre erschreckt, die sich rasch nach einander entluden. Wir drehten uns, um nach der Ursache zu sehen, und fanden bald, daß der Nachtrab einen armen, unglücklichen Mann Namens Golpin, einen Kaufmann, der mit einem kleinen Waarenvorrathe auf unsere Karavane getroffen war, erschossen hatte; sein einziges Vergehen bestand darin, daß er zu krank und zu schwach war, um nachzukommen. Er hatte einem von der Geleitsmannschaft sein einziges

Hemde angeboten, wenn er ihn eine kurze Strecke weit auf seinem Maulthier reiten lasse, und war eben im Begriffe, dieses Kleidungsstück abzunehmen, als Salazar, der kommandirende Offizier, einem Soldaten Befehl ertheilte, ihn zu erschießen. Die erste Kugel hatte blos eine Verwundung zur Folge, die zweite aber tödtete den unglücklichen Mann augenblicklich, so daß er, das Hemd noch über dem Gesichte, niederfiel. Golpin war ein Bürger der vereinigten Staaten und langte kurz vor der Expedition in Texas an. Er war ein harmloser Mann von sehr zarter Constitution und mußte unterwegs größtentheils in einem Frachtwagen gefahren werden.

Diese Geschichte ist natürlich sehr pathetisch; wir wollen jedoch einige Zeilen aus der Biene, einer andern Neuorleaner Zeitung, entnehmen: —

„Januar 1840. **Schrecklicher Mord!** — Gestern wurde auf der Pflanzung des William Reynolds eine That begangen, welche die ganze menschliche Natur empört. Der Sklaven-Aufseher Henry Golpin, ein Creole und muthmaßlicherweise sogar ein Quadrone, hatte sich seit einiger Zeit sehr unziemlich gegen Mrs. Reinold und deren Töchter benommen. Vor ein paar Tagen lief von St. Luis aus ein Brief ein, in welchem W. R. angab, er werde zu Ende der Woche zurückkehren, und Golpin, welcher fürchtete, es dürfte Klage über sein Benehmen geführt und er aus dem Dienste gejagt werden, vergiftete die Damen mit dem Saft einiger Beeren, die er in ihren Kaffe mischte. Der Tod erfolgte fast augenblicklich. Ein hübsches Mulattenmädchen von sechszehn Jahren, die Lieblingsdienerin der jungen Damen, trat in das Gemach, wo die Leichen bereits erstarrt lagen, und fand den Elenden, wie er eben beschäftigt war, ihnen ihre Juwelen abzunehmen und einige Schränke zu erbrechen, in welchen sich, wie er wußte, etliche tausend Dollars in Münze

und Papieren — der Erlös für einige kürzlich verkaufte Sklaven — befanden. Anfangs versuchte er das Mädchen durch Schmeichelworte zu bewegen, sie solle mit ihm entlaufen und seine Frau werden; sie wies ihn jedoch mit Abscheu zurück, riß sich von ihm los und eilte fort, um nach Hülfe zu rufen. Er ergriff nun plötzlich eine Büchse, öffnete das Fenster, und wie das Mädchen über den Hof nach den Negerhütten eilte, sank sie todt zusammen; eine Kugel war ihr durch die Schläfe gedrungen. Der Gouverneur und die Polizei der ersten und zweiten Munizipalitäten bieten tausend Dollars für die Aufgreifung des schändlichen Meuchelmörders, der sich natürlich flüchtig gemacht hat."

Dies ist der „harmlose Mann von zarter Constitution. ein Bürger der vereinigten Staaten," welchen Mr. Kendal als Märtyrer der mexikanischen Barbarei darzustellen bemüht ist. Sein Charakter war sowohl bekannt, daß ihn während des Zugs über die Prairie Jedermann, zwei oder drei Personen ausgenommen, scheuten. Nun will ich aber auch das Ereigniß beschreiben, welches Anlaß gab, daß er in der obenerwähnten Weise erschossen wurde.

Zwei Tage nach dem Aufbruche von Santa Fé übernachtete der Gefangenentransport in einem kleinen Dorfe; man legte in jedes Haus einen Mann, denen man einen einzigen Soldaten zur Bewachung beigab. Golpin und ein Anderer seines Gelichters erhielten, ohne jedoch beaufsichtigt zu werden, Herberge in der Wohnung eines kleinen Aguardiente-Händlers, der eben abwesend war und nur seine alte Frau zurückgelassen hatte. Sie war eine gastfreundliche, gute Seele und hielt es für Christenpflicht, den armen Gefangenen alle Erleichterung zu verschaffen, die sie zu erschwingen vermochte. Sie gab ihnen von dem Weißzeug ihres Gatten, bereitete ihnen ein Fußbad aus warmem, mit Branntwein gemischtem Wasser und setzte ihnen ein reichliches Nachtessen auf.

Ehe sie sich zu Bette legte, machte sie ihnen noch Punsch und gab ihnen eine kleine Flasche Branntwein, die sie am Leibe verbergen und unterwegs benützen könnten. Am andern Morgen rief der Trommelschlag die Gefangenen zum Aufbruche zusammen. Golpin ging in das Zimmer der alten Frau und verlangte von ihr, daß sie ihm noch mehr Branntwein geben solle. Die arme Person hatte bereits schon viel gethan, denn so weit im Binnenlande, wo es keine Brennerein gibt, erreicht die Gallone den ungeheuren Preis von sechszehn bis zu zwanzig Dollars; sie machte daher milde Vorstellungen, worauf Golpin von dem Nagel herunter einen sehr schweren Schlüssel langte, der, wie er wußte, zu dem kleinen Keller führte, wo die Frau den Branntwein aufbewahrte. Sie wollte ihm den Schlüssel wieder entreißen, aber während des Kampfes schlug ihr Golpin mit einer eisernen Stange, die sich im Zimmer befand, den Schädel ein. Nach dieser Unthat öffnete er die Fallthüre des Kellers und verbarg in den Falten von seiner und seines Kameraden Decke so viele Flaschen, als sie tragen konnten. Dann schloßen sie die Hausthüre und vereinigten sich mit ihren Begleitern.

Zwei Stunden später kehrte der Krämer zurück und klopfte vergeblich an seine Thüre; endlich erbrach er dieselbe und fand nun seine Gattin im Blute liegend. Ein Nachbar ertheilte ihm Kunde von den beiden texianischen Gästen, und sobald der unglückliche Mann bei dem Alkalde die Anzeige gemacht hatte, brach er mit Letzterem auf ein paar frischen Pferden auf und holte gegen Mittag die Gefangenen ein. Die kommandirenden Offiziere wußten sogleich zu ermitteln, wer bei der alten Frau einquartirt gewesen war, und fanden die beiden Strolchen unter einem Haufen Texianern, wie sie sich in dem gestohlenen Branntwein gütlich thaten. Sobald sie sahen, daß sie entdeckt waren, beichtete Golpins Begleiter, und erzählte, um sein Leben zu retten, den ganzen Hergang. Natürlich wurde mit dem Mörder kurzer Prozeß gemacht.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Um jene Zeit hatten die Pawnee-Picten — ein Volk, das an den nördlichen Ufern des River wohnt, von den Shoshonen und Comanchen abstammt, mit denselben die gleiche Sprache redet und sonst stets mit den Abkömmlingen seiner Vorfahren im Frieden lebte — auf dem nördlichen Gebiete der Comanchen einige Räubereien begangen.

Die Häuptlinge warteten, wie gewöhnlich, mehrere Monate, ob die Frevler keinen Ersatz anböten; da aber dies nicht geschah, so fürchteten sie, die Picten hätten sich durch amerikanische Agenten bewegen lassen, des langjährigen guten Einvernehmens zu vergessen und Feindseligkeiten anzufangen. Man beschloß daher, den Kriegspfad zu betreten und sich mit Gewalt jene Gerechtigkeit zu verschaffen, welche von der Freundschaft nicht mehr zu erlangen war.

Der Weg, welchen wir bis zu der Stadt der Pawnee-Picten zu durchziehen hatten, war rauh und uneben, da er über Berge und tiefe Schluchten führte. So schlimm er übrigens war und so sehr auch unsere Pferde abgemattet wurden, erreichten wir doch nach zehn Tagen eine kleine Prairie, sechs Meilen von dem Flusse, auf dessen entgegengesetztem Ufer das Hauptdorf der Pawnee-Picten lag.

Jetzt umwölkte sich der Himmel und ein Donnerwetter machte alsbald sogar unsern besten Kriegern unmöglich, den Pfad weiter zu erkennen. Wir machten deshalb, trotz eines furchtbaren Regenschauers, Halt und schliefen gesund bis am Morgen, als wir mit einemmale links von uns einen Trieb von mehr als hundert Pferden entdeckten. Dem Anscheine nach waren es zahme Thiere, und viele meinten sogar, sie sähen Pawneekrieger darauf reiten. Vier der Unsrigen brachen demgemäß unverweilt zum Recognosciren auf, und wir bereiteten uns zum Angriff. Bei unserem Näherrücken

zeigte sich jedoch eine große Bewegung unter der Heerde, die, wie wir jetzt deutlich bemerkten, ohne Reiter war.

Auf den ersten Anblick unterschieden wir zwei oder drei weiße Stellen, die Gabriel irrthümlicherweise für Flaggen nahm; eine nähere Beaugenscheinigung ließ aus denen junge Fohlen erkennen.

Wir setzten unsern Weg fort. Die Sonne war kaum aufgegangen, als wir das Ufer des Flusses erreichten; es war mit Hunderten von Kähnen besäet, deren jedes grüne Zweige in den Bugen und weiße Flaggen im Sterne führte. Bald nachher kamen mehrere Häuptlinge zu uns herüber und luden alle unsere ersten Führer ein, in das Dorf zu kommen und mit den Pawnees zu sprechen, da diese mit ihren Freunden, den Comanchen, Brüder zu bleiben wünschten. Man ging darauf ein und Gabriel, Roche und ich schlossen uns der Vermittelungs-Partie an. Das Dorf war von allen Seiten aus wunderbar gut gegen jeden Angriff geschützt, denn vorne rollte der Red River — dort klar und durchscheinend — seine tiefen Wasser, während sich hinten senkrechte Felswände bis zu zweitausend Fuß Höhe aufthürmten und jedes Niedersteigen nur an Leitern, Stricken oder den in das Gestein gehauenen Stufen möglich machten.

Die Wigwams, tausend an der Zahl, breiteten sich auf einem vier Meilen langem Raume über einen schönen, reichen, sehr kultivirten Alluvialboden aus, während die Felder wohl verzäunt, desgleichen mit Mais, Kürbissen, Melonen, Bohnen und Pfeben bepflanzt waren. Zwischen dem Gebirge und dem Flusse befanden sich zu jeder Seite des Dorfs dichte Hecken von Stachelbirnen, weder für Menschen noch für Vieh zugänglich, so daß die Pawnees nur vermittelst eines Ueberganges über den Fluß angegriffen werden konnten, was sich nicht ohne großen Verlust erzielen ließ, da die Pawnees sehr tapfer und wohl mit Büchsen versehen sind, obschon sie auf ihren Prairiejagden die Benützung der Lanzen und Pfeile vorziehen. Als wir die große Berathungshütte betraten, empfing

uns der große Häuptling Wetera Sharoj mit großer Höflichkeit, wies uns Plätze zu seiner Seite an und gab den Pawnee-Aeltesten das Signal zum Eintritte. Ich war nicht wenig erstaunt, unter ihnen Weiße in prächtigen militärischen Uniformen zu sehen; da jedoch die Ceremonieen bereits begonnen hatten und es indianischer Brauch war, Gleichgültigkeit zu zeigen, welcher Art auch die Geschäfte seyn mögen, so blieb ich, wo ich war. In demselben Augenblick, als der Pfeifenträger das Calumet des Friedens angezündet hatte, trat der ehrwürdige Pawnee-Häuptling in die Mitte und redete die Comanchen an:

„Mein Gesicht ist alt, denn es hat hundert Winter geschaut und doch kann ich diejenigen erkennen, welche einmal Freunde waren. Ich sehe unter euch Opishka Koaki (den weißen Raben), den Führer eines großen Volkes, Pemeh-Katey (die lange Büchse) und den weisen Hah-nee (den alten Biber). Ihr seyd Freunde und wir sollten euch ohne Weiteres das Calumet des Friedens anbieten; ihr seyd übrigens als Feinde gekommen, und so lange ihr Ursache zu haben glaubt, es zu bleiben, wäre es niedrig und der Pawnees unwürdig, um das zu bitten, was sie vielleicht durch ihren Muth erringen würden. Und doch sind die Comanchen und die Pawnees zu lange Freunde gewesen, um über einander herzufallen, wie ein hungriger Wolf über einen verwundeten Büffel. Eine gewaltige Ursache muß sie aufregen, um gegen einander zu fechten, denn sobald es so weit kommt, wird es ein Vertilgungskrieg seyn. Wenn seyn Jemand mit einem alten Freunde bricht, so wird er weit bitterer in seiner Rache, als gegen einen Wildfremden. Laßt mich hören, über was sich die tapferen Comanchen zu beklagen haben, und jede Vergütung, die sich mit der Würde eines Pawnee-Häuptlings verträgt, soll geleistet werden, ehe wir einen Krieg mit Brüdern beginnen, die so lange mit uns jagten und gegen einen gemeinschaftlichen Feind kämpften. Ich habe gesprochen."

Opishka Koaki trug mir auf, das Calumet der Comanchen an-

zuzünden, trat an den Platz, den der alte Häuptling verlassen hatte, und erwiederte:

„Ich habe Worte großer Weisheit gehört; ein Comanche liebt und achtet stets die Weisheit — deshalb liebe und achte ich meinen Vater Wetera Sharoj. Ich will ihm sagen, über was sich unsere Krieger beklagen; da wir aber als Feinde gekommen sind, so ist es nur billig, daß wir zuvor die Friedenspfeife anzünden. Nimm sie, Häuptling, denn wir müssen Freunde seyn. Ich will euch sagen, welche Beschädigungen wir erlitten, und es der Gerechtigkeit des großen Pawnee überlassen, sie gut zu machen und den Schaden zu ersetzen, welchen seine jungen Männer einer Nation von Freunden zugefügt haben.“

Die Pfeife wurde angenommen und das Gespräch begann. Es schien, daß ein Haufen von hundert Pawnees auf die Jagd ausgegangen war, deren Pferde in einer Nacht durch einige feindliche Indianer in jähen Schrecken gejagt worden. Fünf Tage setzten die Jäger ihren Weg zu Fuß fort, bis sie das nördliche Gebiet der Comanchen berührten und dort auf einen Trieb Pferde und Vieh trafen. Sie würden nichts davon berührt haben, wären sie nicht kurze Zeit nachher auf eine andere, sehr zahlreiche Abtheilung ihrer alten Feinde der Kiowas, gestoßen, von denen sie so schwer bedrängt wurden daß sie nach dem Orte zurückkehren mußten, wo die Comanchenheerde weidete, um die Rosse zu nehmen und so ihre Flucht zu bewerkstelligen. Soweit hatte Alles seine Richtigkeit; es war nicht mehr, als was die Comanchen selbst auch unter ähnlichen Umständen im Lande der Pawnees gethan hätten. Die Comanchenkrieger ärgerten sich übrigens nur darüber, daß die in der Noth geborgten hundert Pferde nicht wieder zurückgegeben wurden, obgleich jene Jäger bereits vor zwei Monaten in ihrem Dorfe angelangt waren.

Als die Pawnees hörten, daß keine andere Ursachen zur Klage vorlagen, zeigten sie durch ihre freundschaftlichen Aeußerungen, daß die Bande einer langen Verbrüderung nicht so leicht zu zerbrechen waren.

In der That hatten sie schon vor einiger Zeit zehn Männer mit hundert ihrer schönsten Pferde abgeschickt, um für diejenigen Ersatz zu leisten, welche von ihren Jägern weggenommen und auf ihrer hastigen Flucht vor den Kiowas ziemlich übel behandelt worden waren. Diese Sendlinge hatten jedoch einen andern Weg eingeschlagen, weshalb wir sie verfehlten. Natürlich wurde nun die Berathung abgebrochen und unser Kriegerhaufen, der auf der andern Seite des Flusses geblieben war, eingeladen, in's Dorf zu kommen und die Gastfreundlichkeit der Pawnees zu theilen.

Gabriel und ich redeten nun die sonderbar gekleideten Fremden an. Ich erfuhr von ihnen, daß sie sich schon lange unter den Pawnees aufhielten und ausdrücklich die Absicht hatten, auch die Comanchen zu besuchen, um sich mit mir über gewisse politische Angelegenheiten zu benehmen; der Grund jedoch, der sie bisher abgehalten hatte, dieses ihr Vorhaben auszuführen, lag in dem Umstande, daß sie wußten, welchen Widerwillen die Comanchenhäuptlinge gegen die Bewohner der vereinigten Staaten hegten.

Diese Leute waren Emissäre der Mormonen, einer neuen Sekte, die sich in den vereinigten Staaten aufgethan hatte und rasche Fortschritte machte. Ihr Gründer war ein gewisser Joseph Smith. Um die Standarte dieses kühnen und ehrgeizigen Führers drängten sich von allen Seiten Schaaren von Menschen; sie hatten sich auf einem weit ausgedehnten Grunde an den östlichen Ufern des Mississippi niedergelassen und daselbst eine bürgerliche, religiöse und militärische Gewalt gegründet, die eben so eigenthümlich als für die vereinigten Staaten gefährlich ist. Um sein Endziel zu erreichen, wünschte dieser moderne Apostel mit allen Indianern der großen westlichen Gebiete Friedens- und Freundschaftsverhältnisse herzustellen, in welcher Absicht er auch Sendboten unter die verschiedenen Stämme, östlich von den Rocky Mountains, geschickt hatte. Da er außerdem von den St. Louis-Trappern *) erfuhr,

*) Schlingenjägern.

daß Fremde, die sich längst unter den Shoshonen am stillen Weltmeer niedergelassen hätten, sich zur Zeit unter den Comanchen aufhielten, so trug er seinen Emissären unter den Pawnees auf, sie sollten sehen, ob sie nicht mit uns zusammentreffen und die Maßregeln besprechen könnten, durch welche ein allgemeines Schutz- und Trutzbündniß gegen die Amerikaner und Texianer, das Gebiet vom Mississippi an bis an das Westmeer umfassend, zu erzielen wäre.

Ein derartiger Vorschlag konnte natürlich nicht auf der Stelle beantwortet werden. Ich erbat mir daher von den Comanchen Erlaubniß, daß die beiden Fremden uns begleiten dürften, und so kehrten wir mit einander zurück. Es würde nutzlos seyn, dem Leser zu berichten, was zwischen mir und den Emissären der Mormonen vorging, weshalb ich mich mit der Angabe begnüge, daß sie nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalt im Dorfe wieder zu den Pawnees zurückbegleitet wurden. Auf Gabriels Rath beschloß ich, mich persönlich mit den Hauptführern der Mormonen zu benehmen, im Falle einer nicht genügenden Uebereinkunft aber nach Europa zu gehen und daselbst zu versuchen, ob ich nicht eine Gesellschaft von Kaufleuten zu einem direkten Verkehr mit den Shoshonen veranlassen oder zu Förderung der Zwecke, die ich zum Besten des Stammes im Auge hatte, den Beistand der englischen Regierung erringen könne.

Da sich eine große Abtheilung der Comanchen für ihre jährliche Wanderung nach dem Osten von Texas vorbereitete, so schloß ich mich ihnen an und verabschiedete mich auf's Wärmste von dem Reste des Stammes, von dem ich viele werthvolle Geschenke erhielt, worauf wir die Richtung nach dem Salzsee einschlugen, der die Quelle des südlichen Rio Brazos-Astes bildet. Dort trafen wir wieder mit unsern alten Freunden, den Wakoes, zusammen, und erfuhren nun, daß ein Haufen von sechszig bis siebenzig Yankees oder Texianern an der obern Gabel des Trinity-Flusses umherschweiften, alle Arten von Raub begingen, und dabei sich nach Weise der Indianer bemalten, damit man glaube, ihre Schändlich-

keiten würden von den Wilden verübt. Dies mag dem Leser seltsam erscheinen, war aber eine Zeitlang ein sehr gewöhnlicher Kunstgriff. In den vereinigten Staaten hat es immer viele Strolchen gegeben, die sich wegen begangener Verbrechen gezwungen sahen, die Niederlassungen des Ostens zu verlassen und außer dem Bereiche der Civilisation Schutz zu suchen. Dies sind natürlich lauter verzweifelte Personen, welche sich in kleinen Banden vereinigen, furchtlos unter die Wilden kommen, Weiber nehmen und unter ihnen leben, bis sie es nach einiger Zeit wieder wagen dürfen, in einem fernen Staate unter angenommenem Namen aufzutreten und straflos die Reichthümer zu genießen, die sie sich durch Raub und Meuchelmord zusammengescharrt haben.

Dies ist die Geschichte des größeren Theiles der westlichen Ansiedler, deren Muth und Tugenden von den amerikanischen Schriftstellern so hoch gefeiert wurden.

Als sich ihre Anzahl vergrößerte, entwarfen sie einen Plan, durch den sie sich großen Reichthum gewannen. Sie vereinigten sich nämlich, bildeten eine Gesellschaft von Räubern oder Buccaniern und machten Einfälle bis in's Herz der französischen oder spanischen Niederlassungen im Westen, wo sie die Bewohner unversehens überfielen und große Beute wegführten. Als jedoch die spanischen und französischen Besitzungen den vereinigten Staaten einverleibt wurden, änderten sie ihr Plünderungssystem und machten unter dem Namen der Border's Buggles die Staaten Mississippi und Tenesse unsicher, wo sie nachgerade so gefürchtet wurden, daß die Regierung oft Truppen gegen sie ausschickte — freilich ein nutzloser Schritt, da es sämmtlichen ersten Hauptmagistratspersonen dieser Staaten gelungen war, unter die Brüderschaft als Mitglieder aufgenommen zu werden. Die Zunahme der Bevölkerung machte auch diesem System ein Ende, und die Buggles sahen sich genöthigt, zu andern Maßregeln ihre Zuflucht zu nehmen. Mit den indianischen Gebräuchen vertraut, kleideten und bemalten sie sich jetzt nach Weise der Wilden und griffen die nach Mexiko

ziehenden Caravanen an. Die Händler schrieben dann die That irgend einem Indianerstamme zu, der vielleicht im Augenblicke des Angriffs fünf oder sechshundert Meilen von der Stelle entfernt war.

Diese Freibeuterei wird jetzt in einem größern Umfange als je betrieben. Banden von fünfzig oder sechszig Ansiedlern stehlen Pferde, Vieh und Sklaven aus dem Westen von Arkansas oder Luisiana und verkaufen ihren Raub in Texas, wo sie ihre Agenten haben. Dann greifen sie unter der Maske indianischer Krieger die Pflanzungen in Texas an und führen große Pferde- oder Viehheerden mit sich fort, die sie durch die einsamen Gebirgspässe von Arkansas nach dem Missouri oder nach den Attelapas- und Opelousas-Distrikten von West-Louisiana treiben, durch die Seen und Sümpfe auf beiden Seiten der Sabine sich Bahn brechend. Der von den Wakoes berührte Haufen gehörte zu der letztern Sorte.

Wir verließen unsere Freunde und übersetzten nach drei Tagmärschen den Brazos dicht bei einer reichen Kupfermine, die seit unvordenklichen Zeiten von den Indianern, welche das Metall zu ihren Pfeil- und Lanzenspitzen benützen, ausgebeutet wird. Weitere drei Tagmärsche brachten uns an eine von den Gabeln des Trinity-Flusses, wo wir zwei Kompagnieen texianischer Späher unter dem Kommando eines gewissen Kapitän Hunt trafen, der von dem untern Theile des Flusses ausgeschickt worden war, um die nördlichen Pflanzungen zu beschützen. Bei ihm befanden sich fünf Gentlemen, welche, des Aufenthalts in Texas müde, die Gelegenheit dieses militärischen Geleites benützt hatten, um nach Arkansas zurückzukehren. Sobald sie hörten, daß ich mich gleichfalls dahin begab, erboten sie sich, mit mir zu gehen, was ich mir gerne gefallen ließ, da ich mit Gabriel und Roche ausgemacht hatte, daß sie mich nicht weiter, als bis an den Red River, begleiten sollten.*)

---

*) Es mag den Leser vielleicht sonderbar dünken, daß die Comanchen, welche mit den Texianern in beharrlichem Kriege lebten, die Abtheilung

Am andern Morgen erhielt ich einen Besuch von Hunt und einigen untergeordneten Offizieren, die wegen des Folgenden mit mir Rücksprache nehmen wollten.

Einer Gesellschaft von Kentucky-Landwirthen war durch die texianische Regierung Land an den obern Gabeln des Trinity-Flusses angewiesen worden. Die Niederlassung bestand aus fünfundzwanzig oder dreißig Familien, die viel Rindvieh, Pferde, Maulthiere und Esel von vortrefflicher Zucht mitgebracht hatten. An demselben Morgen, an welchem ich mit dem texianischen Spähkommando zusammentraf, war die Ansiedelung von einem Haufen Schurken überfallen worden, welche stahlen, was sie konnten, sechszig bis siebenzig Männer, Weiber und Kinder ermordeten, und sämmtliche Hütten dieses gedeihenden Dörfchens in Brand steckten. Die Leichname waren furchtbar verstümmelt und scalpirt. Da die Räuber sich nach Indianer Weise bemalt hatten, so erklärten die wenigen Einwohner, welche entkommen waren und das texianische Lager erreicht hatten, die Unthat sey durch die Comanchen begangen worden.

Ich zog dies mit Entschiedenheit in Abrede, und die Comanchen thaten das Gleiche; wir begaben uns sodann mit den texianischen Truppen nach Lewisburg, dem Schauplatze des Gemetzels. Sobald ich die umherliegenden Leichen beaugenscheinigt hatte, gewann ich die Ueberzeugung, das Verbrechen sey von Weißen verübt worden. Der Comanchen-Häuptling vermochte kaum seine Entrüstung zu zügeln; er ritt auf Kapitän Hunt zu und redete ihn finster an:

---

unter Hunts Befehl nicht alsbald angriffen. Wir waren jedoch bloß eine Jagdpartie, das heißt, unser Haufen bestand hauptsächlich aus jungen Jägern, die noch keine Krieger waren. Bei solchen Gelegenheiten kommt häufig, obgleich nicht immer, auf je acht Jäger ein alter Krieger, der die Jünglinge in den Künsten der indianischen Jagd unterrichtet. Derartige Partieen haben oft ihre Weiber und Kinder bei sich und fechten bloß, wenn sie müssen.

„Bücke Dich nieder, Blaßgesicht von einem Texianer, und thu' Deine Augen auf. Sey ehrlich, wenn Du kannst, und gestehe, daß Du aus eigener Erfahrung wohl weißt, diese That sey von Weißen begangen worden. Welcher Comanche hat je Weiber und Kinder scalpirt? Bücke Dich nieder und schau, — oh der Schande über Deine Farbe und Dein Geschlecht — ein Geschlecht von Wölfen, das sich gegenseitig selbst beraubt; eine Brut von Jaguars, die das Weibchen tödten, nachdem sie ihm Gewalt angethan haben — bücke Dich und sieh'.

„Die Körper der jungen Weiber sind schändlich mißbraucht worden — siehst Du? Du weißt wohl, der Indianer ist zu edel und zu stolz, um sich mit einem Texianer oder einem Vieh in gleiche Reihe zu stellen."

Zwanzig unserer Comanchen verfolgten die Spuren und brachten Abends drei Gefangene in's Lager. Es waren verzweifelte Schufte, den Soldaten unter Kapitän Hunt's Befehl wohl bekannt, welche sie, trotz der indianischen Verkleidung, bald ausfanden. Hunt verweigerte ihre Bestrafung und eine weitere Verfolgung der Uebelthäter, weil er nur Auftrag erhalten habe, gegen indianische Räuber zu Felde zu ziehen, nicht aber gegen Weiße.

„Wenn das der Fall ist," unterbrach ihn der Comanchen-Häuptling, „so ziehe Dich augenblicklich — diesen Abend noch — mit Deinen Leuten zurück, damit nicht der Nachtwind Deine Worte vor meinen Jünglingen wiederhole, welche dann nicht säumen würden, den Texianern eine Lehre der Gerechtigkeit zu geben. Hinweg mit Dir, wenn Dir Dein Scalp lieb ist. Gerechtigkeit soll durch Indianer geübt werden, denn es ist Zeit, daß diese das Richteramt in ihre Hände nehmen, wenn sich die Blaßgesichter vor einander fürchten."

Kapitän Hunt war klug genug, ohne Antwort abzuziehen und am andern Morgen befahl der Häuptling, die Räuber mit Bogensehnen und Ruthen tüchtig durchzupeitschen, weil sie sich erfrecht hatten, die Malerei und das Kriegsgeschrei der Comanchen anzunehmen. Nach dieser Züchtigung wurden ihnen die Farben ab-

gewaschen und der Häuptling überantwortete sie uns Weißen, die wie bereits erwähnt, jetzt aus acht Köpfen bestanden.

„Sie sind zu schlecht", sagte er, „um den Tod eines Kriegers zu sterben. Richtet über sie nach euren Gesetzen, denn Gerechtigkeit muß gehandhabt werden."

Es war eine schwere Verantwortlichkeit; wir richteten jedoch über sie nach den Gesetzten der vereinigten Staaten und von Texas. Das Urtheil lautete auf Tod durch den Strang und mit Sonnenuntergang fand die Hinrichtung Statt. Wahrscheinlich hängen noch jetzt ihre Leichen an den unteren Zweigen von drei großen Cottonbäumen in der Nähe der Trinity-Quellen.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Wir blieben einige Tage an unserem Lagerorte, um unsere Pferde ausruhen zu lassen und sie in den Stand zu setzen, die Anstrengungen einer Reise durch die unebene und sumpfichte Wildniß im Nordosten von Texas zu ertragen. Drei Tage nach der Hinrichtung der Mörder kamen einige unserer Indianer von einer Büffeljagd zurück und berichteten, daß mehrere texianische Compagnien ungefähr zweihundert Mann stark in unsere Richtung zögen und wahrscheinlich eine Expedition gegen die Indianer der Croß Timbers unternähmen, da sie viele Frachtwagen mit sich führten, welche augenscheinlich bloß mit Mundvorrath und Munition beladen wären.

Wir dachten natürlich nicht an einen Rückzug, sondern wählten für unser Lager eine feste Stellung und erwarteten die texianische Armee, fest entschlossen, tüchtige Püffe auszutheilen, wenn sie sich unterstehen sollte, uns zu belästigen. Ungeachtet der Sicherheit unseres Standpunktes hielten wir übrigens während der Nacht doch

gute Wache, obgleich sich nichts Beunruhigendes zutrug. Am andern Morgen, zwei Stunden nach Sonnenaufgang, sahen wir die kleine Armee zwei Meilen vor uns an dem jenseitigen Ufer eines tiefen Stromes halten, den sie nothwendig überschreiten mußte, wenn sie zu uns kommen wollte. Eine Abtheilung der Comanchen brach deshalb augenblicklich auf, um ihnen den Uebergang streitig zu machen; da jedoch die Texianer einige Waffenstillstandflaggen entfalteten, so ließ man ihrer fünf oder sechs unbelästigt herüberschwimmen.

Unter diesen befanden sich der bereits früher erwähnte Kapitän Hunt und der Commandant der texianischen Armee, General Smith, der früher in Indiana Metzger gewesen, dort aber wegen Ermordung seines Weibes zum Strange verurtheilt worden war. Es war ihm gelungen, sich aus dem Gefängnisse zu flüchten und nach Texas zu kommen. Diesen beiden Ehrenmännern hatte sich ein Dritter, der Obrist Hocley, angeschlossen; die Uebrigen waren Dolmetscher. Da ein Indianer nie einen Feind beschädigt, der mit einer Waffenstillstandsflagge anzieht, so brachten die Comanchen gedachte Gentlemen nach ihrem Lager.

Sobald sich General Smith dem Comanchen-Häuptlinge vorgestellt hatte, begann er, ohne seinen Zweck zu berühren, eine eisenfresserische Rede, in welcher er sich selbst als den größten General im Lande darstellte und alle übrigen Offiziere für Dummköpfe erklärte; er habe einen zahllosen Haufen tüchtiger und gewaltiger Krieger bei sich, deren Gleichen in der Welt nimmer zu finden sey — und in diesem Zuge ging es eine halbe Stunde fort, bis er aus Mangel an Athem inne halten mußte.

Nachdem er einige Minuten geschwiegen, fragte er den Comanchen-Häuptling, was er darauf zu antworten wisse. Der Häuptling sah ihn an und erwiederte mit unaussprechlicher Verachtung:

„Was sollte ich auch antworten? Ich habe nichts gehört, als die Worte eines Narren, der über andere Narren schimpft. Ich habe das Geheul des Wolfes vernommen, lange bevor der

Büffel verwundet war. Wo nicht gefragt wird, ist keine Antwort nöthig. Sprich, wenn du kannst; sage, was du willst, oder kehre zurück, woher du gekommen, damit nicht der größte Krieger der Texianer von Weibern und Knaben gepeitscht werde.

Der vormalige Metzger gerieth über diesen Mangel an Bildung und guten Sitten, den „der arme Teufel von einem Wilden" an den Tag legte, in großen Zorn, ließ sich aber endlich herab, zur Sache zu kommen. Zuvörderst verlange er, daß man ihm die Gefangenen zustelle, denn er habe durch Kapitän Hunt den ganzen Vorgang zu Lewisburg erfahren und wisse, daß die Comanchen einige Leute aufgegriffen hätten. Dann fordere er, daß man ihm die drei jungen Blaßgesichter (mich, Gabriel und Roche) ausliefern, denn sie seyen drei Diebe, welche aus dem Gefängnisse entsprungen seyen, und er, der General, wolle sie züchtigen. Unter allen Umständen seyen sie drei Landstreicher, verdammte Fremdlinge, und Fremde hätten nichts in Texas zu schaffen; er müsse sie also haben. Drittens und letztens wünsche er, daß man ihm die fünf Amerikaner übergebe, welche den Kapitän Hunt verlassen hätten, um sich uns anzuschließen. Er vermuthe, sie seyen Schurken oder Verräther, da sie sich sonst nicht an Indianer halten würden. Er, der große General, wolle genau in die Sache sehen, und die Comanchen würden daher gut thun, sich rasch zu entschließen, da er Eile habe.

Ich muß hier noch beifügen, daß die Amerikaner, obschon halb zu Grunde gerichtet durch die Diebereien der Texianer, doch noch vier- oder fünfhundert Dollars in guten Banknoten bei sich führten; außerdem besaß jeder eine goldene Uhr, ein wohl ausgestattetes Felleisen, einen guten Sattel und ein vortreffliches Reisepferd.

Der Häuptling erwiederte ihm:

„Nun, kann ich antworten, denn Du hast jetzt wenigstens verständlich gesprochen, obgleich ich weiß, daß Deine Rede große

Lügen sind. Zuerst sage ich Dir, Du sollst die Gefangenen nicht haben, welche die Leute Deiner eigenen Farbe erschlugen, denn sie hängen dort oben an den Bäumen, und werden dort bleiben, bis ihnen die Geier und die Krähen das Fleisch von den Knochen genagt haben.

„Zweitens sage ich Dir, daß die drei jungen Blaßgesichter hier sind und für sich selbst antworten werden, ob sie Dir folgen wollen, oder nicht. Ich sehe übrigens, daß Deine Zunge große Lügen sprechen kann, denn ich weiß, daß sie nie mit den Blaßgesichtern des Südens verkehrt haben. Was die fünf Yankees betrifft, so können wir sie Dir nicht zurückgeben, denn dies ist nur bei einer Sache möglich, die wir genommen haben. Sie sind jetzt unsere Gäste und dürfen unserer Gastfreundschaft sicher seyn, bis sie uns aus eigenem Antrieb verlassen."

Kaum hatte er ausgeredet, als der General und seine vier Begleiter von zwanzig Comanchen umringt wurden, welche die edlen Friedensvermittler etwas unversehends nach dem Strome zurückführten. Der größte Offizier des Landes schwor Rache; da ihn jedoch seine Geleitsmannschaft nicht verstand, so war er glücklich genug, seine Zunge für noch weitere Lügen und Flüche zu einer passenderen Zeit zu bewahren.

Er hatte sich bald seiner Mannschaft wieder angeschlossen und wich mit derselben eine Meile zurück, augenscheinlich, um sich zu einem Angriff auf unser Lager vorzubereiten. Abends überschritten Roche mit einem halben Dutzend Indianer ein paar Meilen weiter unten den Strom, um das Treiben der Texianer zu beobachten; aber unglücklicherweise trafen sie auf einen zehn Mann starken feindlichen Haufen, welcher auf die Jagd ausgezogen war. Roche stürzte unter sein Pferd, das von einer Flintenkugel getödtet worden. Einer der Comanchen sprang augenblicklich von seinem Thiere, rettete Roche aus seiner gefährlichen Lage, half ihm, ungeachtet die Texianer in demselben Augenblick luden, in seinen eigenen Sattel und forderte ihn auf, zu

fliehen. Roche war durch den Sturz zu sehr betäubt, um überlegen zu können, da ihm sonst seine hochgesinnte Natur nicht gestattet haben würde, sich auf Kosten des Lebens eines edlen Menschen zu retten, der sich für ihn opferte. So aber sprengte er davon, und sein Befreier, der jetzt dem ganzen feindlichen Angriffe zum Ziele diente fiel unter dem Kugelregen, nachdem er zuerst zwei der Gegner getödtet hatte.*)

Das Knallen der Büchsen brachte Roche wieder zur Besinnung. Er schloß sich abermals den drei zurückgebliebenen Indianern an und stürzte wüthend auf die Jäger los. Dem Einen derselben stieß er sein Messer in die Rippen, während die Comanchen mit Erfolg ihre Lassos geworfen hatten und nun über die Ebene hingalopirten, drei verstümmelte Leichen hinter sich herschleppend. Roche nahm seinen Sattel und seine Pistolenholfter wieder an sich, hob die Leiche des edlen Indianers auf und ertheilte seinen Begleitern das Signal zum Rückzug, da die übrig gebliebenen Gegner in voller Hast nach ihrem Lager flohen, um Lärm zu machen. Eine Stunde später kehrten die Unsrigen zurück, und auf ihren Bericht wurde beschlossen, daß wir die Texianer noch in derselben Nacht angreifen sollten.

Wir erhoben das Kriegsgeschrei und stürzten unter die Schläfer. Viele wurden in ihrer betrunkenen Betäubung erschlagen, aber diejenigen, welche erwachten und noch Zeit hatten, nach ihren Waffen zu greifen, fochten unstreitig besser, als sie in nüchternem Zustande gethan haben würden. Der ritterliche General Smith, der Tapferste unter den Tapfern und vor Zeiten Metzger, flüchtete sich schon im Anfange des Kampfes; ich sah jedoch, wie der Comanchenhäuptling dem Kapitän Hunt mit seinem Tomahawk den Schädel einschlug.

---

*) Die Gesetze der Gastfreundschaft werden unter den Indianern so heilig gehalten, daß sie im Nothfalle ein Dutzend Leben opfern, um das eines Gastes zu retten. Als sich der Comanche für Roche hingab, glaubte er nur einen Act der Pflicht zu erfüllen.

Vor dem Angriffe hatten sich die Indianer fast aller feindlichen Wagen und Pferde bemächtigt, so daß nur Wenigen eine Flucht möglich wurde. Die Prairie war an jener Stelle wellenförmig und kahl, die linke Seite des Lagers ausgenommen, wo ein paar Büsche das Ufer des kleinen Stromes säumten; die kleine Zahl derselben konnte jedoch den Texianern keinen Schutz bieten, weshalb an hundert Mann erschlagen und scalpirt wurden. Der Rest der Nacht wurde in Verfolgung der Flüchtlinge verbracht, die endlich an einer Flußkrümmung und in einer Lage Halt machten, welche zu stark war, um bei einem Angriffe nicht viele Leben zu kosten, weshalb die Indianer vom Nachsetzen abstanden, die Pferde nebst allem Werthvollen wegnahmen, die Wagen verbrannten und nach ihrem Lager zurückkehrten.

Als wir den Ort verließen, konnte ich mir's nicht versagen, hin und wieder einen Blick zurückzuwerfen, wo ein wahrhaft großartiges Schauspiel zu sehen war. Hunderte von Fässern mit Fett, eingesalzenem Schweinefleisch, Wachholderbranntwein und Whisky angefüllt, loderten lichterloh auf, und der Brand hatte allmählig das Gras und das dürre Gebüsch ergriffen.

Wir hatten kaum den Strom gekreuzt, als der Morgenwind zu wehen begann, und nun breiteten sich die Flammen in allen Richtungen aus, bald auch die Stelle erreichend, wo die übrigen Texianer Schutz gefunden hatten. Die Wuth des Feuers war so furchtbar, daß sich Alle zu gleicher Zeit, Roß und Mann, in das Wasser stürzten, um dem verzehrenden Elemente zu entgehen. Viele ertranken in dem Strudel, und diejenigen, welchen es gelang, das andere Ufer zu erreichen, waren zu schwach und elend, um an etwas Anderes, als an einen schleunigen Rückzug nach den südlichen Niederlassungen zu denken.

Obgleich gegen den unmittelbaren Angriff der Flammen durch den Flußarm, an dessen jenseitigem Ufer wir lagerten, getrennt, wurde die Hitze doch so überwältigend, daß wir weiter nach Westen

ziehen mußten. Mit Ausnahme der Waffen und der Munition war unsere Beute völlig werthlos. Diese texianische Expedition muß aus dem bettelhaftesten Gesindel bestanden haben, denn in sämmtlichen Tornistern war nicht eine einzige Elle Weißzeug, ja, nicht einmal ein Paar armselige, abgenützte Hosen zu finden.

Unter den genommenen Pferden wurden dreißig oder vierzig alsbald als Comancheneigenthum erkannt, denn im vorigen Jahre waren ihnen viele derartige Thiere durch eine Abtheilung von Texianern gestohlen worden, welche die Indianer zu einer großen Berathung eingeladen hatten. Gabriel, Roche und ich wollten natürlich nichts von der Beute annehmen, und da die Zeit für mich jetzt große Bedeutung gewann, so sagten wir unsern Comanchenfreunden Lebewohl, um in Begleitung der fünf Amerikaner unsere Reise nach dem Osten fortzusetzen.

In dem Kampfe waren vierzig Comanchen verwundet und nur neun getödtet worden. Dennoch las ich ein paar Monate später in einer amerikanischen Zeitung eine gar seltsame Darstellung jenes Gefechts. Es war ein Bericht des General Smith, des Kommandanten über die Centralstreitkräfte von Texas, einen glorreichen Feldzug gegen die Wilden betreffend, in welchem die tapferen Soldaten der jugendlichen Republik die größten Heldenthaten verrichtet hatten. Es wurde daselbst gesagt, „der General Smith habe durch den unglücklichen Kapitän Hunt in Erfahrung gebracht, daß fünftausend Wilde die sich hebende Stadt Lewisburg zerstört und alle Einwohner ermordet hätten, weshalb er unverweilt mit seinen unerschrockenen Soldaten in die Gegend des Schauplatzes jener Unthat gezogen sey. Bei nächtlicher Weile, während die ganze Mannschaft nach der Anstrengung des Tages der Ruhe pflegte, habe die ganze Streitmacht der Indianer, unter welcher sich etliche und zwanzig Mann Halbzucht, desgleichen auch französische und englische Händler befanden, den Angriff begonnen. Trotz aller Nachtheile ihrer Lage,“

hieß es, „schlugen die Texianer die Comanchen mit beträchtlichem Verluste zurück, bis am Morgen die Soldaten vom Schlachten buchstäblich müde waren, und die Prairie mit den Leichen von zweitausend Wilden bedeckt lag. Die Texianer selbst hatten nur etwa dreißig oder vierzig Mann verloren, und zwar Leute von geringer Bedeutung, die kürzlich erst aus den Staaten eingewandert wären. Im Laufe des Tages wurde der Gestank so unerträglich, daß General Smith die Prairie in Brand stecken ließ, über den Fluß setzte und in langsamen Märschen nach Hause zurückkehrte, weil er wohl wußte, es würde vergeblich seyn, die Comanchen in den wilden und zerklüfteten Prairieen des Nordens zu verfolgen. Nur ein einziger Texianer von Bedeutung war im Kampfe gefallen — der tapfere und unglückliche Kapitän Hunt, so daß die Republik im Ganzen, sofern man die Anzahl des Feindes in's Auge faßt, diesen Feldzug als das glorreichste Unternehmen seit der texianischen Unabhängigkeitserklärung betrachten kann."

In diesem Tone fuhr der Artikel fort, drei enge Spalten zu füllen, und als Finale ließ der Exmetzger an alle edelmüthigen und „freiheitliebenden" Söhne der vereinigten Staaten wie auch von Texas einen Aufruf ergehen, in welchem er sich bitter gegen die Kabinete von St. James und den Tuilerieen beschwerte, indem letztere, eifersüchtig auf das Gedeihen und den Ruhm von Texas, augenscheinlich Agenten ausgeschickt hätten (Trappers und Halbzucht), um die Wilden mit boshaftem Neide und Hasse gegen den unbefleckten Namen und die Ehre der großen nordamerikanischen Republik zu erfüllen.

Die fünf Amerikaner, welche uns begleiteten, waren zum Theil aus Virginien, zum Theil aus Maryland, und gehörten den besten Klassen an. Ihre Geschichte war die von vielen andern ihrer Landsleute. Drei derselben hatten die Rechte, einer Theologie und der Andere Medicin studirt. Da ihnen ihr Beruf in der Heimath keine Aussicht bot, so waren sie nach dem Westen gezogen, um in

den neuen Staaten ihr Glück zu machen; dort war jedoch Alles in einem solchen Zustand von Anarchie, daß sie sich ihren Unterhalt nicht zu sichern vermochten, weshalb sie noch weiter westwärts gingen, bis sie Texas erreichten, „ein Land von gestern, in welchem unermeßliche Reichthümer in Aussicht standen.“ Als sie übrigens in diesem vermeintlichen Paradiese anlangten, fanden sie, daß ihre Aussichten noch schlimmer waren, als in ihrer eigenen Heimath. Die Rechtsgelehrten machten die Entdeckung, daß sich nach einem mäßigen Ueberschlag in Texas nicht weniger als zehntausend Attorneys befanden, welche aus den östlichen Staaten ausgewandert waren. Der Präsident, die Sekretäre, die Konstabler, die Schenkwirthe, die Generale, die Privatleute, die Matrosen, die Lastträger, die Pferdediebe — kurz, Alles war ursprünglich Jurist oder hatte sich doch zu diesem Berufe ausgebildet.

Was den Doktor betraf, so fand er bald, daß die Fabel vom Wolfe und dem Fuchse recht eigentlich für die medicinische Praxis in Texas geschrieben zu seyn schien, denn sobald er einen Patienten kurirt, das heißt, ihm den Knochen aus der Kehle gezogen hatte, durfte er sich glücklich schätzen, wenn er zur Belohnung einem sechs Zoll langen Schnappmesser entging; außerdem kostete ihn jeder Besuch sein Taschentuch oder seine Tabaksdose, wenn er eine derartige Bequemlichkeit mit sich führte. Ich muß hier bemerken, daß das Schnupftuchstehlen in Texas als ein ganz gewöhnlicher Spaß gilt, was um so mehr zu verwundern ist, da in diesem Segenslande kein Exemplar der menschlichen Species diesen Artikel zu dem geeigneten Gebrauche verwendet, sondern sich zum Zwecke des Schneuzens der paar Instrumente bedient, mit welchen es durch den Instinkt der Natur ausgestattet wurde. Gleichwohl muß zugegeben werden, daß kein Mann von Fach Beschäftigung erwarten darf, wenn er nicht ein Schnupftuch schwenken kann.

Auch der Theolog machte bald die Entdeckung, daß Religion eine Waare war, deren man in einem so jungen Lande wohl ent-

rathen konnte; eben so gut hätte ein Spekulant eine Ladung von Schlittschuhen nach Westindien oder eine Heerde Schweine in das Reich der Moslemen schicken können.

Der Werth eines Systems freiwilliger Dienstleistung wurde in Texas noch nicht gewürdigt, und wenn er predigte, so konnte er es nach Belieben für sich selber thun, denn er vermochte nicht einmal einen Küster aufzutreiben, der die Responsorien übernommen hätte.

Während unserer Wanderung durch die traurigen Prairieen erwiesen sich diese fünf Eldorado-Jäger als sehr fidele Kumpane, die ihr Lebensmuth nicht verzagen ließ. Der Theolog nahm sich vor, nach Rom zu gehen und den Pabst zu bekehren, der im Grunde doch ein gescheidter, alter Bonvivant sey; der Doktor wollte nach Edinbourgh gehen, um sich wegen seiner besonderen Geschicklichkeit zum Präsidenten des chirurgischen Colleges erwählen zu lassen; einer der Advokaten meinte, er könne sich bei der Gesetzgebung umthun, oder sonst seinem Stande auf eine spirituöse Weise (als Branntweinschenk) Ehre machen; *) der zweite wollte zu den Mormonen gehen, die eine Brut schlauer Spitzbuben seyen, und der Dritte hatte im Sinne, eine Reise nach China zu machen, um den himmlischen Bruder der Sonne zu lehren, wie man eine Kentuckybüchse brauche und „die Engländer klopfe.“ In England hat man mir oft vorgeworfen, ich gebe mich zu viel mit Luftschlössern ab, aber in Vergleichung mit den Planen, die ein Yankee anzettelt, um sich Reichthümer zu verschaffen, sind die meinigen stets noch sehr nüchtern gewesen.

Jeder unserer neuen Begleiter hatte ein kleines Texianer-Histörchen zu berichten, das, wie sie erklärten, zwar den Inbegriff aller Schuftigkeit enthalte, aber doch einen g a n z f a m o s e n Schlich enthalte. Einer der Rechtsgelehrten wurde einmal vor einen Frie-

*) Hier ein nicht gut zu gebendes Wortspiel mit dem Worte „bar“, das eine Schenkstube, aber auch den Advokatenstand oder die Gerichtsschranken bedeutet.

densrichter gerufen, der ihm eine falsche Neuorleaner Fünfzigthaler-Banknote als diejenige vorlegte, welche er dem Oberkellner von Tremont House (dem großen Hotel zu Galveston), bei Zahlung des wöchentlichen Kostgelds gegeben habe. Nun hatte der Rechtsgelehrte zwar schon oft von Fünfzig, von Hundert, ja sogar von Tausenden geträumt, aber baare Summen waren bei ihm so schmal, daß er sich höchstens des Besitzes einer Fünf- oder Zehn-Thalernote erfreuen durfte, eine von der glorreichen Cairo-Bank im Betrage von zwanzig Dollars ausgenommen, welche ihm sein Vater in Baltimore zum Geschenk gemacht hatte, als er ihm den höchst väterlichen Rath ertheilte, sein Glück im Westen zu suchen.

Beiläufig, jenes Cairo-Zwanzigthaler-Abenteuer sollte in goldenen Buchstaben aufgezeichnet werden, denn es setzte den Reisenden in den Stand, durch Indiana und Illinois, von Louisville an bis nach St. Luis, kostenfrei zu zehren und zu wohnen, denn jeder Schenkwirth wollte lieber die Bezahlung für sein Bett oder sein Mahl in die Schanze schlagen, als Gefahr laufen, auf schlechtes Geld, gutes herausgeben zu müssen. Die Note wurde endlich in St. Luis gegen einen Dreithalerschein der Springfielder Bank ausgetauscht, deren Papiere damals noch genommen wurden, und diese letztere Note machte es ihrem glücklichen Eigenthümer möglich, vor dem Abgange von Texas gegen einen Disconto von vier Procenten noch den letzten Tummler Portwein Sangaree zu leeren.

Natürlich trug der Rechtsgelehrte kein Bedenken, eidlich zu erhärten, daß die Note nie sein Eigenthum gewesen; aber der Wirth und zwei Zeugen schworen, sie sey ihm in der gedachten Weise gegeben worden, und der arme Teufel wurde verurtheilt, sie wieder zurückzunehmen und die Kosten zu bezahlen. Da er jedoch nichts hatte, so ließ man ihn gehen, denn das Gefängniß ist zufällig nicht für derartige Landstreicher, sondern für die Gouvernement-Beamten gebaut, welche daselbst ihre Schlafgemächer haben. In Betreff dieses Umstandes bemerkten ein paar leidlich ehrliche Leute von

Galveston, es durfte der Einwohnerschaft sehr zu gut kommen, wenn die Thore des Gefängnisses bei Nacht geschlossen würden.

Drei Tage später wurde der arme Kapitän eines Bostoner Schiffs wegen derselben Banknote vorgefordert, die er denn auch einlösen mußte, obschon er seinen Fuß nie in das Tremont Hotel gesetzt hatte.

In Galveston gibt es nämlich einen neu erfundenen Handel, welcher der „Lumpenhandel" genannt und sehr einträglich ist. Ich meine damit nichts Anderes, als den Kauf und Verkauf von falschen Banknoten, die, wie in dem Falle des Rechtsgelehrten, jedem Fremden aufgeheftet werden, bei den man Geld vermuthet. In solchen Fällen theilen der Beamte und der Kläger den Raub. Ich will hier noch eine Thatsache berühren, die sowohl in Frankreich als in den vereinigten Staaten bekannt ist. Acht Tage nach der Ankunft des Marquis de Saligny (des französischen Chargé d'Affaires) zu Houston wurde er vor einen Friedensrichter gefordert und nach Beeidigung der klagenden Partie schuldig erfunden, er habe einem Landspekulanten für siebenhundert Thaler falsche Banknoten gegeben. Er zahlte, beschwerte sich aber, da er nie anderes Geld bei sich gehabt hatte, als französisches Gold und Noten der Bank von Frankreich — bei seiner Regierung. Dieses Pröbchen von texianischer Ehrlichkeit war der Hauptgrund, warum der Banquier Lafitte die Verhandlungen mit dem General Hamilton (dem Botschafter für Texas in England und Frankreich), der ein Anlehen von sieben Millionen Dollars contrahiren wollte — plötzlich abbrach.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Wir hatten nun einen Landstrich betreten ähnlich dem, welchen wir auf unserem Wege von den Wakoes zu den Comanchen durchzogen. Die Prairie war oft von Klüften durchschnitten, deren Boden so völlig dürre war, daß wir alle vierundzwanzig Stunden nur etwa einmal auf Wasser trafen, welches, da es oft ganz heiß und schlammig war, kaum unsere Pferde trinken mochten. Letztere hatten übrigens doch einen Vortheil vor uns in Betreff der Weide, denn das Gras war süß, zart und wurde im Laufe der Nacht durch den schweren Thau befeuchtet; wir selbst aber fingen allen Ernstes an, zu hungern.

Wir hatten gehofft, uns an den saftigen Höckern der Büffel, die uns in den Schuß kämen, laben zu können; aber obgleich wir bis in's Herz ihres großen Weidelandes eingedrungen waren, hatten wir doch nicht ein Stück, ja nicht einmal ein Erdschwein, eine Schlange oder einen Frosch zu Gesicht bekommen. Eines Abends wurde unser Hunger so quälend, daß wir Tabak und Lederstücke kauen mußten, um die bellenden Magen zu beschwichtigen; auch beschlossen wir, wenn uns am andern Tage kein besseres Glück blühe, um Sonnenuntergang Loose zu ziehen, wessen Pferd geschlachtet werden sollte. Da wir diese Nacht nicht schlafen konnten und mit Murren auch nicht geholfen war, so unterhielt uns der Theolog mit einer texianischen Geschichte „nur" wie er sagte, „um die überflüssige Luft aus seinem Leibe zu pumpen." Ich will sie in seinen eigenen Worten geben.

„Ich fuhr den Wabash River (Indiana) hinunter, als das Dampfboot, wie es neunmal unter zehnen zu geschehen pflegte, auf den Grund kam, und, zwar so fest, daß keine Hoffnung vorhanden war, vor der nächsten Ueberschwemmung wieder flott zu werden. Ich

nahm daher mein Felleisen und watete knietief zweihundert Schritte durch's Wasser, bis ich wohlbehalten an's Ufer kam. Das Gehölz stand dort dick; Klapperschlangen gab es in Menge; die Dornen des Lokustenbaums waren gleichfalls keine angenehme Erscheinung, und Spinnengewebe hingen in solchen Massen umher, daß ich sie mit meiner Nase durchschneiden mußte, um mir einen Weg zu bahnen. Ich verwickelte mich bald so sehr in Ranken und Dorngesträuch, daß ich es für gerathen hielt, wieder nach dem Strome umzuwenden, und zu sehen, ob ich nicht etwa das höhere Land erreichen könnte, das ich hin und wieder durch die kürzlich von einem Donnerwetter angelegten Lichtungen bemerken konnte. Unglücklicherweise lag jedoch zwischen der kleinen Erhöhung, auf welcher ich stand und dem eigentlichen Hochlande ein weiter River-Bottom *) in welchem ich kaum fünfzig Schritte vorwärts gegangen war, als ich in einen Sumpf gerieth. Es stand geraume Zeit an, bis ich mich aus dem Schlammloche herausschaffte, in welchem ich eben so fest stak, wie ein Schwein in einem Arkansaskoben; dann sah ich mich nach meinem Felleisen um, das ich hatte fallen lassen. Ich konnte allerdings bemerken, welchen Weg es gemacht hatte, denn ein paar Schritte von dem gähnenden Kreise, aus welchem ich mich eben herausgewunden hatte, befand sich ein kleinerer, in welchem mein Felleisen, trotz seiner gemächlichen Leichtigkeit, untergesunken war — eine Illustration für das Indiana-Sprüchwort, daß kein Gewissen so leicht sey, um nicht in dem Bottom des Wabash unterzusinken. Nun, ich machte mir nicht viel daraus, da mein Gepäcke nur in einem alten farbigen Hemde und einem Dutzend meiner eigenen Predigten bestand, die ich auswendig wußte, da ich sie schon hundertmal gehalten hatte.

„Da ich nun regelmäßig fix, so schnitt ich mir einen Stock

---

*) River-Bottom heißt der bisweilen mehrere Meilen weite Raum seitlich und parallel an einem Flusse. Er ist stets sehr werthvolles und productives Land, aber wegen seiner Sümpfe ungesund und gefährlich zu übersetzen.

und begann mir die Sorgen wegzupfeifen, bis ich endlich am Ufer des Flusses, fünfhundert Schritte weiter oben, eine jener großen Noahsarchen bemerkte, in welcher ein Wabash-Farmer sein Kargo von Weibern, Flöhen, Schweinen, Hühnern, Mais, Fruchtbranntwein, Ratten, Schafen und gnstohlenen Negern einschifft; in der That ist meistens die ganze Ladung gestohlen, das Weib und die Kinder ausgenommmen, welche vielleicht die einzigen Artikel sind, deren der Eigenthümer gerne los wäre; aber sie haften so fest an ihm, wie eine Prairiebremse an einem Pferde, so lange er Schnaps zu trinken, Schweine zu besorgen und Hosen auszubessern hat.

„Da das Fahrzeug hart am Ufer lag, so begab ich mich auf dasselbe. Der Eigenthümer war der General John Meyer von Vincennes und seine drei Söhne, der Obrist, der Kapitän und der Richter. Sie liehen mir eine Art von Ding, das vor vielen Jahren vielleicht eine Roßdecke gewesen war und mit dem ich mich bedeckte, während einer von den ‚Jungen' meine Kleider zum Trocknen ausbreitete. Da ich jetzt durchaus nichts mehr besaß, als dreißig Dollars in meinem Taschenbuch, so behielt ich das Letztere bis zum Abend beharrlich in der Hand, um welche Zeit meine Kleider trocken wurden und ich die Taschen wieder benützen konnte. Der General war sehr freigebig mit seinem ‚Wabash-Wasser' (westliche Benennung für den Branntwein), und da ich, wie er sagte, nach seinem Geschmack war, so erbot er sich, mich gratis nach Neu-Orlean mitzunehmen, wenn ich mich in seine Hausmannskost fügen könne — das heißt, viermal des Tags eingepöckeltes Schweinefleisch mit reichlicher Lacke, ein Dekoct von gerösteter Maiskleie, das durch alle Staaten unter dem Namen Kaffee geht, und Branntwein ad libitum.

„Da mir die Bedingungen sehr mäßig schienen, so sagte ich zu, und der gastfreundliche General unterrichtete mich bald von seinen Planen. Er war schon oft in Texas gewesen; er liebte Texas — es war ein freies Land, ganz nach seinem Herzen, und

nun hatte er alle seine Habe (er hätte wohl sagen dürfen, auch die anderer Leute) gesammelt, um nach Neu-Orleans zu gehen, wo er seine Schweine und seinen Mais gegen Güter vertauschen und sich in den Stand setzen konnte, mit seiner Familie eine tüchtige Niederlassung zu gründen. Auf meine Frage, woher denn ein gewisser, abscheulicher Geruch herstamme, der die Kajüte durchdüfte, belehrte er mich, er habe in einem anstoßenden kleinen Verschlag ein Dutzend entlaufener Neger eingesperrt, deren Aufgreifung ihm eine gute Belohnung einbringen werde.

„Der nächste Morgen lief ziemlich ordentlich ab und ich hatte mich über nichts zu beklagen, als über die Flöhe und über die ‚Mädels,‘ welche mir nicht wenig die Ohren voll schwatzten. Drei Tage nachher kamen wir in den Ohio, und da die Strömung sehr stark war, so begann ich, mich glücklich zu schätzen, da ich nunmehr Neu-Orleans in weniger als vierzig Tagen kostenfrei erreichen konnte. Wir fuhren fort bis in die Nacht und machten drei oder vier Meilen über der Einmündung in den Mississippi Halt. Da die Kajüte sehr warm und das Verdeck im Besitz der Schweine war, so nahm ich mir vor, unter einem Baume des Ufers zu schlafen. Der General erklärte dies für einen capitalen Einfall, und nachdem wir ein halb Dutzend Näpfe ‚ächten und gerechten steifen Yankee Nummer Eins‘ geleert hatten, nahmen wir Alle unsere Decken (ich meine damit die weißhäutige Reise-Gesellschaft) und zündeten ein großes Feuer an, bei welchem sich der General, der Obrist, der Major und der Richter niederlegten. Ich folgte ihrem Beispiele, nachdem ich zuvor meinen Frack zusammengelegt und nebst Hut und Stiefeln in einem Busche untergebracht hatte, denn ich wurde nun etwas pünktlich und wollte in Neu-Orlean Figur machen; meine Gedanken trugen sich mit fetten, reichen Wittwen, bekanntermaßen die einzige Waare, die uns Predigern vorbehalten bleibt.

„Nun, meine Träume waren weiter nichts, als die Fortsetzung meiner Gedanken im Laufe des Tages. Ich meinte, verheirathet

und der Eigenthümer einer großen Zuckerpflanzung zu seyn, hatte ein gutes, weiches Bett, und mein frommes Weib tastete mit ihren zarten Händen an mir herum, wahrscheinlich um zu sehen, ob mein Herz rasch schlüge und ob ich gute Träume habe. Schade, daß ich damals nicht erwachte, denn ich würde dann doch meine Dollars gerettet haben, sintemal die Hand, von der ich träumte, keine andere war, als die des gastfreundlichen Generals, der nach meinem Taschenbuch suchte. Als ich meine Augen öffnete, war es schon spät — und ach! die Schläfer waren fort, mit dem Boot, mit meinen Stiefeln, meinem Rocke, meinem Hut und, wie ich bald fand, auch mit meinem Gelde. Ich war allein, nur mit einer schmierigen Mackinaw-Decke zurückgeblieben, und als ich in meiner Betäubung auf- ab- und im Kreise herumschaute, sah ich mein Taschenbuch leer auf dem Boden liegen; der edelmüthige General hatte mir's menschenfreundlich zurückgelassen, um andere Noten hineinzulegen, ‚falls ich welche kriegen sollte.' Ich stieß es mit dem Fuße von mir und wäre ohne Zweifel ein Futter für die Katzenfische geworden, hätte ich nicht in höchst gelegener Stunde das Schnauben eines Dampfschiffes gehört, das den Fluß herunterkam."

Der Pfarrer unterbrach jetzt seine Geschichte mit der Bemerkung:

„Wahrhaftig, ich hätte mir's nicht einfallen lassen, daß ich so lange plauderte. Schaut nun dorthin, nach Osten; 's ist ja fast schon Tag."

Und allerdings säumte sich der Prairiehorizont mit jener rothen Tinte, welche in diesen ungeheuren, ebenen Einöden stets den Anbruch des Tages verkündigt. Unsere Begleiter schliefen fest, während unsere Pferde nach Osten sahen, schnaubten und den Boden stampften, als wollten sie ausdrücken, wie sehr sie verlangten, eine so unwirthliche Gegend zu verlassen. Ich erwiederte:

„Es ist schon zu spät, als daß wir jetzt noch an den Schlaf denken dürften. Ich will das Feuer schüren, während Ihr in Eurer Erzählung fortfahrt."

Das fast verzehrte Brennmaterial wurde erneuert; wir schüttelten die von Thau schweren Decken und mein Gefährte nahm wieder auf:

„Gut, ich rechne, es stand mehr als eine halbe Stunde an, ehe mir das Dampfboot zu Gesicht kam, und da das Fahrwasser des Flusses hart am Ufer vorbeilief, so war ich bald aufgelesen. Das Boot ging nach St. Louis und da mir kein Cent übrig geblieben war, um meine Fahrt zu bezahlen, so mußte ich statt dessen mein Abenteuer erzählen. Alle lachten und die Männer erklärten, es sey ein vortrefflicher Spaß und der General Meyer ein pfiffiger Spitzbube. Sie sagten mir, ich werde ihn ohne Zweifel zu Neu-Orleans treffen, obschon mich das nichts nützen werde; Jedermann kenne Meyer und seine fromme Familie, aber er sey ein so famoser Bursche, daß nichts mit ihm anzufangen sey. Der Kassier, der ein gutmüthiger Bursche war, borgte mir einen alten Rock und fünf Dollars, der Steward brachte mir ein Paar Pantoffeln und ein Anderer gab mir eine alte Mütze. Dies war gut, aber mein Glück sollte sich noch besser gestalten. Die Ursache meines Ruins war das Aufsitzen eines Dampfbootes gewesen; derselbe Zufall ereignete sich abermals und half mir wieder auf die Beine. Als wir die südliche Spitze von Illinois umfuhren, begruben wir uns fest und sicher in ein hübsches Schlammbette. Dies war ein so gewöhnliches Ereigniß, daß sich Niemand sonderlich darum kümmerte, ein nach Texas ziehender Philadelphier ausgenommen, der es sehr eilig hatte, nach dem Westen zu kommen. Kein Wunder, denn ich erfuhr nachher, er sey der Kassier der Bank gewesen und habe sich mit sechszigtausend Dollars aus dem Staube gemacht.

„Nun, wie gesagt, wir staken im Schlamme. Wir mußten uns gedulden, und da das Lamentiren zu nichts führte, so speisten wir mit soviel Appetit, als ob nichts vorgefallen wäre. Einige von den ächten ‚Jungen‘ nahmen zu dem ‚Yooka‘ ihre Zuflucht, um die Zeit zu tödten; es waren allerdings gewandte Bursche,

aber ich war selbst ein Trumpf Numero Eins. Schade, daß wir keine Karten bei uns haben; es wäre unterhaltlich, der erste zu seyn, der dieses Spiel in den westlichen Prairieen einführte. Nun, ich sah zu und nachgerade war ich es müde, bloß als Zuschauer dabei zu stehen.

„Meine Nase juckte mich und meine Finger desgleichen. Ich klemmte meinen Fünfdollarsschein in allen Richtungen, bis endlich ein Pfiffikus, der mich für einen Einfaltspinsel nahm, den freundlichen Vorschlag machte, sie mir abzuluchsen. Aber ich rupfte ihn in kurzer Zeit und gewann in Einer Sitzung achtzig Dollars. Als wir aufhörten, um den Thee zu trinken, fühlte ich, daß ich Bedeutsamkeit und sogar Verdienst erlangt habe, denn Beides ist eine Frucht des Geldes. Im Laufe des Abends war ich so glücklich, daß ich, als ich mich nach meiner Schlafstätte verfügte, über vierhundertundfünfzig Dollars, eine goldene Uhr, eine goldene Stecknadel und eine silberne Tabaksdose verfügen konnte. Alles in der Welt hat seinen Nutzen, sogar das Aufsitzen eines Dampfschiffes, weshalb ich mich nie über etwas beklage.

„Am nächsten Tage kam ein anderes Dampfschiff vorbei, welches uns aufnahm. Es war eines jener leichten Fahrzeuge, welche auf das Unglück spekuliren und, wie ein Wolf dem verwundeten Hirsche, den gestrandeten Booten nachjagen, um die Passagiere aufzunehmen ihnen und eine beliebige Rechnung zu machen. Von Cincinnati bis St. Louis kostete die Fahrt zehn Dollars, und der gewissenlose Wrackjäger von einem Kapitän forderte Jedem von uns für den Rest des Weges — eine Tagreise — fünfundzwanzig Dollars ab. Je nun, ich machte mir nicht viel daraus.

„Ein Arkansasmann, der kein Geld mehr hatte, verkaufte mir für fünfzehn Dollars sein Felleisen, einen schönen Ueberrock, zwei reine Hemden und einen Hut; von einem Andern erstand ich ein Paar nagelneue, elegante, schwarze Bostonerhosen, so daß ich jetzt ganz prächtig herausstaffirt war. Als ich in St. Louis landete,

begab ich mich nach dem Planter's Hotel und machte mir im Laufe von acht Tagen eine gute, runde Summe durch drei Vorlesungen über die Eitelkeiten der Welt und über die Sünde des Kleinmuths. Nun, um die Sache kurz zu machen — doch beiläufig, es muß etwas in der Prairie los seyn; seht nur, wie unruhig sich unsere Pferde gebärden. Hört Ihr nichts?"

Unsere Pferde fingen in der That an, wild zu werden. Ich dachte, ihr Instinkt lehre sie, daß Wölfe in der Nähe seyen, weshalb ich sie näher an unserem Bivouake festband und dann das Ohr auf den Boden legte, ob ich nicht etwa Töne vernähme.

„Ich höre nichts," sagte ich, „als den Morgenwind, der über das welke Gras rauscht. Unsere Pferde haben Wölfe gewittert, aber die Bestien werden sich nicht unserem Feuer nähern."

Der Theolog, der ein großes Vertrauen auf meine ‚weiße Indianernatur' setzte, nahm den Faden der Erzählung wieder auf.

„Um die Sache kurz zu machen, will ich meine Fahrt nach Neu-Orleans und Galveston übergehen und mich mit der Angabe begnügen, daß ich nun ein gentlemanischer Prediger mit vielem Geld war. Die Texianer, Präsident, Generäle und Alles ließen sich herab, an meinen Diners Theil zu nehmen, obwohl sie nichts von meinen Predigten hören wollten, und selbst die Frauen warfen mir süße Blicke zu, denn ich hatte zwei Koffer, Leinwand in Menge und war so vorsichtig gewesen, meine Dollarsscheine gegen klingende Münze umzuwechseln. Ich hätte nach Belieben heirathen können, von der alten Mutter des Präsidenten an bis zum Schenkmädchen herunter. Ich hatte Geld und Alles war gegen mich Lächeln und Sonnenschein. Eines Tages traf ich den General John Meyer. Der unverschämte Kerl kam augenblicklich auf mich zu, drückte mir auf's Herzlichste die Hand und fragte mich, wie ich mich befinde, seit er mich zum letzten Male gesehen habe. Dies war mehr, als sich mit der Demuth meines Berufes vertragen wollte. Ich machte ihm Vorwürfe über seine Schurkerei und über den Mißbrauch der

Gastfreundschaft, indem ich zugleich beifügte, ich hoffe, er werde mir jetzt zurückbezahlen, was er mir im Schlafe so ohne Umstände abgenommen habe. General Meyer stierte mich mit großen Augen an, nannte mich einen Lügner, einen Schurken, einen Spitzbuben, stürzte mit gezogenem Schnappmesser auf mich los und würde mich ohne Zweifel ermordet haben, wenn ihn nicht ein langer, kräftiger Kerl gehindert hätte, dem ich einige Stunden zuvor fünf Dollars geborgt oder geschenkt hatte — zum Theil aus Furcht vor ihm, zum Theil aus Mitleid mit seiner Armuth.

„Am nächsten Tage brach ich nach Hauston auf, wo ich mich niederließ und den alten Weibern, Kindern und Negern predigte, während die weiße, männliche Bevölkerung sich betrank, fluchte und sogar vor der Kirchthüre Balgereien anfing. Ich war kaum einen Monat dort gewesen, als mich ein Konstable kraft eines Haftbefehls arretirte, den derselbe schuftige Meyer gegen mich ausgewirkt hatte. Der Friedensrichter confrontirte mich mit dem Halunken und fünf andern Schuften seines Gelichters, welche eidlich erhärteten, sie hätten gesehen, wie ich dem General das Taschenbuch genommen, welches derselbe zufällig auf dem Schenktische des Tremont-Hotel habe liegen lassen. Der Beamte sagte, aus Achtung für die Ehre meines Standes wolle er die Sache nicht auf's Aeußerste treiben; ich müsse aber augenblicklich die gestohlenen zweihundert Dollars an Meyer zurückzuerstatten und noch außerdem fünfzig Dollars für Gerichtskosten zahlen. Vergeblich betheuerte ich meine Unschuld; es blieb mir keine Wahl, als zu zahlen oder in's Gefängniß zu gehen.

„Ich kannte jetzt so ziemlich den Charakter der Leute, unter welchen ich lebte, und wußte, daß ich nirgends Gerechtigkeit finden würde; auch rechnete ich, wenn ich einmal im Gefängniß säße, würde man mir nicht nur die zweihundert und fünfzig Dollars, sondern sogar meine ganze Habe abnehmen. Das Beste war also, mich zu fügen. Ich begab mich übrigens unverweilt nach einem

andern Theile von Texas, wo es aber gleichfalls nicht gehen wollte. In der That, die Texianer sind ein gar garstiger Leuteschlag."

„Und was wurde aus Meyer?" unterbrach ich ihn.

„Oh!" versetzte der Geistliche, „das ist eine andere Geschichte. Je nun, er kehrte nach Neu-Orleans zurück, wo er mit seinen drei Söhnen einen schrecklichen Mord an dem Staats-Cassier beging. Er wollte sich eben mit zwanzigtausend Dollars davon machen, wurde aber auf der That ergriffen, vor Gericht gestellt, verurtheilt und mit seiner ganzen, hoffnungsvollen Nachkommenschaft gehangen. Der alte schwarze Henker von Neu-Orlean hatte also die Ehre, an Einem Tage genaue Bekanntschaft mit einem General, einem Obristen, einem Major und einem Richter zu machen."

„Wie, ihr schwatzt noch immer?" rief der Doctor, der eben erwacht war, mit Gähnen. „Was zum Henker mögt ihr auch die liebe, lange Nacht geplappert haben. 's ist ja schon Morgen."

„Mit diesen Worten nahm er seine Uhr heraus, sah sie an, hielt sie ans Ohr, um sich zu überzeugen, ob sie nicht stehen geblieben sey, und rief:

„Beim Henker, ich habe erst halb zwei Uhr."

Der Geistliche blickte gleichfalls auf die seinige und sagte: „Ja, nicht weiter — halb zwei Uhr."

In diesem Augenblick wurde der Wind frischer und ich hörte das ferne, gedämpfte Geräusch, welches im Westen entweder ein Erdbeben, oder ein Estampede von Heerden wilden Viehs verkündet. Auch unsere Pferde witterten Gefahr, denn sie wurden jetzt ganz rasend, und gaben sich alle Mühe, die Lassos zu zerreißen und die Flucht zu ergreifen.

„Auf!" rief ich, „auf, Gabriel, Roche, auf! — auf, ihr Fremden! hurtig! sattelt eure Thiere und jagt, was ihr könnt, um euer Leben zu retten! Die Prairie steht im Brand und die Büffel sind uns auf den Fersen,"

Alle sprangen auf, ohne daß jedoch ein Wort gewechselt wurde,

denn Jeder fühlte die Gefahr unserer gegenwärtigen Lage. Wir konnten nur in der größten Eile noch Rettung finden, wenn es nicht bereits zu spät war. In einer Minute waren unsere Pferde gesattelt, und wir galoppirten wie wahnsinnig über die Prairie hin, indem wir, ohne Benützung der Zügel, unsere Rosse ihrem Instinkte folgen ließen. In der Hast hatten wir Alle, mit Ausnahme Gabriels, sogar unsere Decken, die Rechtsgelehrten aber auch noch ihre Mantelsäcke und dem Pfarrer seine Büchse nebst Pistolenholstern zurückgelassen.

Eine Stunde jagten wir in gleichem Rennen dahin. Nun aber fühlten wir die Erde hinter uns beben, und bald nachher schlug ein fernes Brüllen, gemischt mit dem helleren Geschrei anderer Thiere, an unsere Ohren. Die Atmosphäre wurde schwer und drückend, während die Flammen, schneller als der Wind, an dem Horizonte weiter schossen. Alle Arten des flüchtigeren Wildes flogen jetzt wie Pfeile an uns vorbei; Hirsche jagten in Gemeinschaft mit Wölfen und Panthern über die Fläche; Triebe von Elenthieren und Antilopen zuckten mit der Geschwindigkeit eines Traumes vorüber, und dann kam etwa ein einzelnes Pferd oder ein riesiger Büffelstier. Obgleich unsere Thiere ihre äußersten Kräfte aufboten, meinten wir doch in unserer furchtbaren Angst, nicht von der Stelle zu kommen.

Die Atmosphäre wurde schnell immer dichter, die Hitze drückender und das Getöse lauter und lauter. Hin und wieder mischte sich ein so schreckliches Geheul und so schrille Töne darein, daß sogar unsere Pferde in ihrem tollen Jagen anhielten und zitternd stehen blieben, als glaubten sie Geisterstimmen zu hören. Dies währte jedoch nur einen Augenblick und sie stürzten wieder weiter.

Ein edler Hirsch schoß dicht an uns vorbei. Seine Kräfte waren erschöpft und drei Minuten später trafen wir wieder auf ihn — er war todt. Aber bald rückte uns mit dem rauschenden Getöse einer Windsbraut die Masse schwerer und nicht so flüchtiger

Thiere nach — Büffel und wilde Pferde, alle zu einer ungeheuern dunkeln Masse zusammengemischt, eine meilenlange und meilenbreite Schaar; sie kamen heran, jedes Hinderniß niedertretend. Diese Phalanx war nur noch zwei Meilen von uns entfernt. Die Kraft unserer Pferde ging auf die Neige, und wir gaben uns für verloren. Noch ein paar Minuten und wir waren in Atome zerquetscht.

In diesem Augenblick ließ sich Gabriel's gewaltige Stimme fest und gebieterisch vernehmen. Er war seit lange an Gefahr gewöhnt und sah ihr nun mit unbeugsamem Heldenmuthe ins Auge, als ob derartige Scenen sein eigenthümliches Element wären.

„Herunter von euren Pferden", rief er, „und zwei von euch mögen sie festhalten. Streift eure Hemden, Leinwand, kurz Alles, was leicht entzündbar ist, ab — hurtig, verliert keinen Augenblick!"

Mit diesen Worten brannte er auf der Pfanne seiner Pistole etwas Zunder an und begann sogann die Kleider, welche wir abgeworfen hatten, in Brand zu stecken. Dann rissen wir welkes Gras aus, trugen Büffeldung herbei und warfen Alles auf den Haufen.

Ehe noch drei Minuten vorüber waren, flackerte unser Feuer lichterloh. Die entsetzten Thiere kamen heran und brüllten vor Wuth und Schreck, als sie auch vor sich Flammen bemerkten, ohne jedoch, wie wir gehofft hatten, auszuweichen. Wir konnten bereits ihre Hörner, ihre Füße und den weißen Schaum unterscheiden. Unser Brennstoff ging zur Neige, die Flammen senkten sich und der Pfarrer brach mit einem lauten Schrei ohnmächtig zusammen. Näher und näher rückte der tolle Haufen. Ich konnte ihre wilden, funkelnden Augen sehen; sie wandten nicht um, wichen nicht auseinander, sondern stürzten vorwärts, wie Boten des Todes, — näher — näher — immer näher. Mein Gehirn schwindelte und das Gesicht verging mir; es war schrecklich, furchtbar schrecklich! Ich warf mich mit verhülltem Gesichte nieder, um mein Schicksal über mich ergehen zu lassen.

In diesem Augenblick hörte ich eine Explosion, dann ein Brüllen wie von zehn Millionen Büffelstieren — so erschütternd und betäubend war das Getöse der nicht zwanzig Schritte von uns entfernten Thiermasse. Jeden Augenblick erwartete ich von ihren Hufen in Staub zermalmt zu werden — und doch blieben wir mit dem Tode verschont. Ich hörte nur ein Rauschen, ähnlich dem eines gewaltigen Windes, und das Zittern der Erde. Dann richtete ich meinen Kopf auf und blickte umher.

In dem kritischen Augenblick hatte Gabriel etwas Branntwein auf die Flammen gegossen. Mit einem blitzartigen Aufzucken explodirte die lederne Flasche und auf Unkosten von tausend zu todt getretenen Geschöpfen schweiften die Thiere ab von der Berührung mit der wilden, blauen Feuersäule, die durch den brennenden Branntwein erzeugt wurde. Vorn, hinten und rings um uns konnten wir nichts sehen, als das zottige Haar der riesigen Ungeheuer — kein Spalt in der fliehenden Masse als die schmale Linie, welche sie geöffnet hatte, um unserem Feuer auszuweichen.

In dieser gefährlichen Lage blieben wir eine Stunde, und unser Leben hing davon ab, daß die Thiere ihre Phalanx nicht wieder schloßen. Aber die Vorsehung wachte über uns, und nach einer Ewigkeit der furchtbarsten Spannung wurden die Reihen dünner und dünner, bis wir uns zuletzt nur noch von den schwächeren und erschöpfteren Thieren umgeben sahen, welche den Nachtrab bildeten. Die erste Gefahr war jetzt vorüber; es stand uns übrigens noch eine zweite, eben so drohende bevor, — die weiter leckende Flamme, welche uns immer näher und näher rückte. Die ganze Prairie stand hinter uns war in Flammen, und das tobende Element holte uns mit furchtbarer Schnelligkeit ein. Abermals sprangen wir in unsere Sättel, und die Rosse, welche wieder zu Athem gekommen waren und in ihrer Angst zehnfältige Kraft entwickelten, brachten uns bald den Büffeln nach.

Es war ein furchtbarer Anblick — ein Feuermeer in tobender

Wuth, das mit überirdischem Zischen einherwogte, immer näher und näher kam und im scharfen Morgenwind seinen Lauf beschleunigte. Wären wir nicht eben erst so unerwartet einer kaum weniger schrecklichen Gefahr entronnen, so würden wir in der Verzweiflung ein augenscheinlich nutzloses Ringen um unser Leben aufgegeben haben. Wir sprengten dahin — bergauf, bergab, denn der Grund wurde nun unebener. Das Feuer war uns dicht auf den Fersen, als wir bemerkten, daß eine Meile vor uns die ungeheuren Heerden an eine tiefe, breite Schlucht gekommen waren, an welcher sie sich Tausende auf Tausende köpflings in den Abgrund stürzten. Aber jetzt rauschte das Feuer rascher, loderte ungestümer, als zuvor, als sey es entschlossen, seine Beute sicher einzuholen; die Flammenwogen kräuselten sich über unsern Köpfen und erstickten uns mit ihrer Hitze, mit ihrem dunkeln Qualm.

In Todesängsten spornten wir unsere Thiere weiter; an ihrer Schnelligkeit hing unser Leben und die Kluft sollte uns Rettung oder ein Grab bringen. Wir stürzten hinab, eigentlich getragen auf dem Rücken der hinunterströmenden Masse, und langten besinnungslos mehr als hundert Fuß weiter unten an. Sobald wir uns von der Erschütterung erholt hatten, fanden wir, daß wir gnädigst bewahrt geblieben waren, und wunderbarerweise hatten weder die Reiter, noch die Rosse, ernstlichen Schaden genommen. Wir hörten über unsern Häuptern das Zischen und Krachen des Feuers und betrachteten mit Entsetzen die Flammen, welche längs dem Kluftrande hintobten — jetzt sich hebend, jetzt sich wieder senkend, als wollten sie einen Sprung über den Erdspalt hinüber machen und alles Leben in dieser westlichen Einöde vernichten.

Wir blieben bewahrt. Unser Sturz war gedämpft worden durch die Thiere, welche eine Sekunde vor uns den gleichen Sprung gethan hatten, und die tausend Körper, welche wie eine Hekatombe unter uns aufgehäuft lagen, diente als eine Art Kissen. Mit Mühe wanden wir uns und unsere Pferde heraus, stiegen über die todte

Thiermasse hinab und erreichten endlich einige Acker freien Grundes. Er lag einige Fuß über dem Wasser des Stromes, der durch die Kluft stürzte, und bot unsern erschöpften Pferden eine vortreffliche Weide von süßem blauem Gras. Die armen Thiere waren aber zu erschreckt und ermattet, um davon Gebrauch zu machen, denn sie streckten sich auf den Boden nieder, ein peinliches Schauspiel gänzlicher Hülflosigkeit.

Wir bemerkten, daß es den Schaaren flüchtiger Thiere gelungen war, weiter unten einen Weg nach der gegenüberliegenden Prairie zu finden. Die Erde und die Felsen bebten noch immer, woraus wir entnehmen konnten, daß das Estampede noch fortwährte, und daß Millionen von Flüchtlingen ihr tolles Rennen wieder aufgenommen hatten. Auch war die Gefahr in der That noch nicht vorüber, denn der Wind wehte stark und führte große Flammenmassen auf die andere Seite, wo das dürre Gras und Gebüsch bald Feuer fing, so daß das zerstörende Element die Kluft übersprang und sein Verfolgungswerk fortsetzte.

Wir wünschten uns Glück, einen so sichern Zufluchtsort gefunden zu haben, und dankten dem Himmel für unsere wunderbare Rettung. Da wir nun von augenblicklicher Gefahr nichts zu fürchten hatten, so zündeten wir Feuer an und labten uns an einem jungen Büffelkalbe, das bei seinem Herabsturze alle Knochen in Splitter zerbrochen hatte. *)

*) Ich habe auf's Ungefähr hin behauptet, daß wir mehr als hundert Fuß durch die Kluft herunterstürzten, ehe wir auf den Leichen der Thiere anlangten. An derselben Stelle muß der Erdspalt dritthalb-, bis dreihundert Fuß tief gewesen seyn, und der Leser kann sich daraus einen Begriff von der ungeheuren Menge Thiere, hauptsächlich Büffel, bilden, die hier aufgehäuft lagen. Wahrscheinlich bestand dieser große Haufen aus den ersten, welche herunterstürzten. Durch diese Unterlage wurde die Gewalt des Falles in ähnlicher Weise, wie bei uns, auch für die übrigen Thiere gebrochen, wie denn überhaupt die oberste Lage in eine Art von Sulz zerstampft war.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Wir blieben zwei Tage an unserem Zufluchtsorte, um uns wieder zu kräftigen und die Pferde ausruhen zu lassen. Also tief in den Schoos der Erde begraben, waren wir sicher gegen die verzehrende Wuth der Elemente. Am zweiten Tage hörten wir furchtbare Donnerschläge, und wir schloßen daraus, daß jetzt ein Ungewitter der Wuth des Feuers ein Ziel steckte, obgleich wir uns wenig um das kümmerten, was über uns vorging.

Wir hatten in Fülle zu essen und zu trinken; unsere Pferde erholten sich schnell wieder, und trotz der ausgestandenen Schrecken belustigten wir uns doch nicht wenig über die Lamentationen unseres Theologen, der im Rückblicke auf die Zerstörung seiner Hemden die Würde seines Standes ganz vergaß, indem er Texas, die Texianer, die Prairie, die Büffel und das Feuer, Alles sammt und sonders verwünschte. Das kürzliche Ereigniß hatte einen so tiefen Eindruck auf seinen Geist geübt, daß er lieber die ganze Nacht am Ufer des Stromes schauderte, als neben unserem gemächlichen Feuer schlief; auch war keine Rede davon, daß er an unserem leckeren Mahle in ordentlicher Weise theilnahm, da er nur daran saugte, nicht aber zu vermögen war, es zu kauen oder zu schlucken. Sein Magen und seine Zähne weigerten sich, an dem verabscheuten Fleische ihre Funktionen zu verrichten, und er erklärte feierlich, daß er nie wieder Rindfleisch kosten wolle — wild oder zahm, alt oder jung — und wenn er verhungern müßte.

Einer der Rechtsgelehrten benahm sich gleichfalls sehr ungeberdig in seinen Klagen, denn obgleich er in den Staaten geboren war, hatte er doch einige Tropfen irisches Blut in seinen Adern und konnte nicht vergessen, daß Gabriel den Branntwein zum Opfer gebracht hatte.

„Solch ein Stoff;“ konnte er ausrufen: „der beste, der je in dieses abscheuliche Land kam — und ihn gar den schmutzigen Büffeln in's Gesicht zu schütten, hole sie der Teufel! Eh! Monschür Owato Wanisha — ein kurioser ausländischer Name das — wollt Ihr so gut seyn, mir noch ein Stück von dem Gewürm herüberzureichen! (er meinte damit das Büffelkalb). Gott behüte mich, wenn ich nicht bald gar glaubte, die Bestien liefen dem Branntwein nach.“

Am Morgen des dritten Tages nahmen wir unsere Reise wieder auf und folgten dem Strome mehrere Meilen abwärts über Tausende von todten Thieren, die der jetzt schäumende Strom nicht wegzuwaschen vermochte. Wir wählten den gewundenen Pfad, welchen die „Estampedados“ eingeschlagen hatten, und da er durch die Millionen Flüchtlinge zu einer sanften Ansteigung umgewandelt worden war, so befanden wir uns lange vor Mittag wieder einmal in der Prairie-Ebene. Aber welch' ein düsteres Schauspiel! Soweit das Auge reichen konnte, nichts als nackte, geschwärzte Erde. Kein Grashalm oder Busch war dem furchtbaren Brande entronnen, und Tausende von halbverbrannten Hirschen, Büffeln und wilden Pferden bedeckten die Prairie in allen Richtungen.

Der Horizont vor uns war durch eine hohe, rauhe Ansteigung der Prairie unterbrochen, nach welcher wir nur langsam vordringen konnten, da die Büffelfährte durch verbrannte Thiere aller Art eigentlich versperrt war. Endlich erreichten wir den Gipfel der Erhöhung und bemerkten jetzt, daß wir uns an einem Hauptzweige des Trinity-Rivers befanden, welcher eine Art länglichten See's von der Breite einer Meile, aber sehr seichtem Wasser, bildete. Der Boden desselben bestand aus hartem, weißem Sandstein und schien, während wir über diese schöne Fläche klaren Wassers setzten, mit Gold- und Cristallkörnern besät zu seyn.

Dies stellte die charakteristische Schwungkraft der Amerikaner wieder her und veranlaßte den Doctor, seinen sinnreichen Specu-

lationen Raum zu geben. Er wollte nicht mehr nach Edinburg gehen — das war Unsinn, denn hier konnte er sein Glück machen. Er wollte in New-York eine Kompagnie gründen, Kapital eine Million Dollars — die „Gold-, Smaragd-, Topas-, Saphir- und Amethyst-Association“ mit zehntausend Actien à hundert Dollars. In fünf Jahren war er der reichste Mann von der Welt. Er baute zehn Städte an dem Mississippi und gab den Comanchen Pulver und Blei umsonst, so daß sie mit einemmale die Welt von den Büffeln und den Texianern säubern konnten. Er war kaum damit zu Ende gekommen, als wir die andere Seite des See's erreichten, wo wir über einen schmalen Bergrücken ziehen mußten, der mit zusammengetretenem grünem Gebüsche bedeckt war. Die Heerden hatten diesen Weg eingeschlagen, und das Feuer war durch das Wasser unsers „Feensees“; wie wir ihn getauft hatten, gelöscht worden. Eine halbe Stunde brachte uns aus diesem Verhau, und nun bot sich ein höchst seltsamer und ungewöhnlicher Anblick unsern Augen dar.

Auf einer reichen und schönen Prairie, auf welcher der wilde Klee, die Rosen und hin und wieder Pflaumenbäume abwechselnd in Grün und Roth spielten, lagen, so weit wir schauen konnten, Hunderttausende von Thieren aller Art, einige ruhig ihre müden Glieder leckend, andere die Hälse ausreckend, ohne aufzustehen, um das weiche Gras in ihrer Nähe abzuweiden. Das Schauspiel war über alle Beschreibung schön und erinnerte an die Bilder von der Schöpfung, welche man in den alten Bibeln findet. Wölfe und Panther lagen nur ein paar Schritte von einem kleinen Häuflein Antilopen. Büffel, Bären und Pferde waren durch einander gemischt, und keines der Thiere war im Stande, sich von der Stelle zu bewegen, auf welcher es erschöpft niedergesunken war.

Wir kamen an einem großen Jaguar vorbei, der wild nach einem zehn Fuß von ihm entfernten Kalbe hinstierte; als er uns bemerkte, versuchte er aufzustehen, beugte aber in völliger Hülf-

losigkeit seinen Körper nur zu einem Kreise, verbarg den Kopf, den er unter seine Brust steckte, mit seinen ungeheuern Tatzen, und stieß, halb drohend, halb kläglich, ein dumpfes Geheul aus. Hätten wir übrig Pulver gehabt, so würden wir zuverlässig die Grasfresser von vielen ihrer blutdürstigen Nachbarn befreit haben; wir kamen aber jetzt in einen Landstrich, der durch die Räubereien der Texianer und der Buggles-Banden berüchtigt war, und jede Gewehrladung, die wir in dieser Weise verbrauchten, gab uns im Falle eines Kampfes mehr in die Hände unserer Feinde.

Da unsere Pferde der Ruhe bedurften, so nahmen wir ihnen ihre Sättel ab, und die armen Thiere labten sich jetzt besser, als seit langer Zeit. Wir selbst hatten zum Glück noch einen guten Vorrath kalten Kalbfleisches, denn wir empfanden einen Widerwillen, einem der armen, abgehetzten Geschöpfe vor uns die Kehle abzuschneiden. Ganz in unserer Nähe lag ein schöner, edler Hirsch, zu dem ich augenblicklich eine Zuneigung faßte. Er war so erschöpft, daß er sich keine zwei Zoll weit bewegen konnte, um zu dem Grase zu gelangen, und seine dürre, lechzende Zunge zeigte deutlich, wie sehr er vom Durste gequält wurde. Ich rupfte einige Hände voll Klee aus, die ich ihn hinbot; aber trotz aller Mühe konnte ihn das arme Thier nicht schlucken.

Da etliche und zwanzig Schritte von uns ein Wasserloch war, so nahm ich des Doktors Pelzmütze, füllte sie und kehrte zu dem Hirsche zurück. Welch' ein ausdrucksvoller Blick! Was für schöne Augen! Ich sprengte ihm einige Tropfen auf die Zunge und hielt ihm dann das Wasser unter die Nase, das er bald aufgeleckt hatte. Meine Begleiter nahmen gleichfalls so sehr Theil an den Leiden der armen Thiere, daß sie alle jungen Hirsche, welche sie auffinden konnten, an den Rand des Wasserloches trugen, um sie in den Stand zu setzen, wieder zu Kräften zu kommen und zu fliehen, noch ehe die Wölfe sie angreifen konnten.

Als ich dem Hirsche eine zweite Mütze voll Wasser brachte, leckte er mir dankbar die Hände. Nachdem er getrunken hatte, versuchte er aufzustehen und mir zu folgen; da ihm jedoch die Kraft versagte, so sahen mir seine Augen auf Schritten und Tritten nach. In diesen Blicken sprachen sich ganze Bände aus, und ich konnte wohl verstehen, was sie sagen wollten. Rede man mir nicht von den hohen Vorzügen des Menschen! Der Mensch ist so undankbar, wie eine Viper, während ein Pferd, ein Hund und viele andere „seelenlose Geschöpfe" nie eine erwiesene Wohlthat vergessen.

Ich wunderte mich, was aus unsern drei Rechtsgelehrten geworden, die mit ihren Büchsen ausgezogen und schon mehr als zwei Stunden abwesend waren. Eben wollte ich den Vorschlag machen, sie aufzusuchen, als sie wieder mit blutigen Messern, Tomahawks und Kleidern zurückkehrten. Sie hatten einen Kreuzzug gegen die Wölfe unternommen und so lange unter diesen Bestien gewürgt, bis sie müde waren und keinen Arm mehr rühren konnten.

Der Leser, der gemächlich in seinem Lehnstuhle sitzt, kann nicht begreifen, welchen Haß ein Prairiewanderer gegen die Wölfe hegt. Sobald wir erfuhren, was unsere drei Wildnißkämpen getrieben hatten, beschlossen wir, an Ort und Stelle zu übernachten, um eine möglichst große Anzahl von diesen Prairiehaifischen zu erlegen. Bei ihrer Erschöpfung war keine Gefahr zu besorgen; wir zogen daher unsere Gürtel fester an, steckten unsere Pistolen bei, um uns gegen einen allenfalls wiederauflebenden Panther schützen zu können und begannen unsere Schlächterrunde. Unterwegs trafen wir auch auf einige wildblickende Jaguars, hielten es aber nicht für gerathen, uns mit diesen Bestien einzulassen, sondern ließen sie ungestört und fanden bald hinreichend Beschäftigung für unsere Messer und Tomahawks unter einem dicht bei einander liegenden Rudel von Wölfen.

Wie viele wir von dieser verabscheuten Brut erlegten, kann ich nicht sagen, wohl aber, daß wir nicht abließen, bis unsere Hände nicht mehr zuschlagen konnten und unsere Tomahawks so

stumpf waren, daß sie keinen Dienst mehr thaten. Als wir den Schauplatz des Gemetzels verließen, mußten wir bis an die Knöchel durch Blut waten, und die noch nicht ganz todten Wölfe heulten so fürchterlich, daß die Hirsche und Elenthiere in allen Richtungen aufzustehen und zu fliehen versuchten.*) Wir hatten das Werk der Zerstörung länger als vier Stunden fortgetrieben, und kehrten nun müde und hungrig nach dem Lager zurück. Unserem Roche war ein junger Bär in den Wurf gekommen, den der Doktor abzog und für uns kochte, während wir bei unseren Schützlingen die Runde machten, um zu sehen, wie es ihnen gehe. Diejenigen, welche wir an das Wasserloch gebracht hatten, waren so weit hergestellt, daß sie wieder grasen konnten und davonsprangen, sobald wir versuchten, ihnen nahe zu kommen. Mein Hirsch graste gleichfalls, ließ sich aber von mir pätscheln, als ob wir alte Freunde wären, und wich nicht von dem Platze, bis wir am andern Morgen selbst aufbrachen.

Der Doktor rief uns zu unserem Abendmahl, dem wir alle Ehre anthaten, denn er besaß wunderbare Küchentalente und kannte außerdem einige in den Prairieen sehr gewöhnliche Pflanzen, welche sogar einem Bärenrippchen den würzigsten Wohlgeschmack verleihen. Er war über das Lob seiner Geschicklichkeit so erfreut, daß er seine Gold-, Smaragd-, Topas-, Saphir- und Amethyst-Association mit zehntausend Aktien aufgab und betheuerte, er wolle seine Lanzette wegwerfen und im Dienste irgend eines Bonvivants Koch werden; vielleicht könne er in gedachter Eigenschaft ein Unterkommen bei den Padres eines merikanischen Klosters finden. Er rühmte sich, er wolle das Fleisch des zähesten alten Weibes zubereiten, daß es so weiß, weich und süß sey, wie das eines Frühlingshühnchens. Auf meinen Vorschlag, ihn als ein Cordon bleu an die Cayugen

*) Der Prairiewolf ist ganz verschieden von dem gewöhnlichen Wolf, wie man später finden wird, wenn ich die Thiere schildere, welche in Californien und Texas heimisch sind.

in Westtexas oder an die Clubb-Indianer des westlichen Colorado zu schicken, änderte er jedoch seinen Sinn abermals und bildete neue Plane für die politische Wiedergeburt der Eingebornen von Amerika.

Nach unserem Nachtessen ritten wir unsere Pferde an den See, um sie zu tränken und schwemmen. Nachdem dies geschehen war, suchten wir Ruhe, sollten uns aber derselben nicht erfreuen, denn wir hatten kaum unsere Augen geschlossen, als ein furchtbarer Regenschauer niederfiel und wir nach ein paar Minuten bis auf die Haut durchnäßt waren. Der Leser wird sich erinnern, daß wir, mit Ausnahme Gabriels, unsere Decken an der Stelle zurückgelassen hatten, wo wir zuerst den Prairieenbrand entdeckten, so daß wir jetzt vor Kälte schauderten — ein um so schlimmerer Umstand, da wir bei dem ungestümen Regen nicht einmal unser Feuer brennend erhalten konnten. Es war eine garstige Nacht, aber der kühlende Schauer rettete die lechzenden, dürstenden Thiere, deren Leiden uns so nahe gegangen waren. Die ganze Nacht durch hörten wir Hirsche und Antilopen dem See zutraben; das Brüllen der Panther, welches wir etlichemale vernahmen, verkündete uns, daß auch diese furchtbaren Bestien unsere Nachbarschaft verließen, und aus dem schrecklichen Knurren der sich balgenden Wölfe entnahmen wir deutlich, daß sie wenigstens kriechen und über das Aas ihrer Kameraden herfallen konnten, wenn sie auch noch nicht kräftig genug waren, um weiter zu laufen. Man hat behauptet, daß die Wölfe nicht gegen ihr eigenes Geschlecht Krieg führen; dies ist übrigens ein Irrthum, denn ich habe oft gesehen, wie sie sich gegenseitig anfielen, zerfleischten und auffraßen.

Die warmen Strahlen der Morgensonne zerstreuten endlich das Düster und die Wolken der Nacht. Sämmtliche Hirsche, Elenthiere und Antilopen waren fort, meinen Hirsch ausgenommen, dem ich von dem kleinen Vorrathe meines Felleisens eine Hand voll Salz gab. Einige Mustangs und Büffel grasten in der Nähe, aber der größte Theil lag noch, so weit das Auge reichen

konnte, über der Ebene hingestreckt. Die Wölfe schienen steifer zu seyn als je, sey es, weil sie besonders erschöpft oder vielleicht durch das Blut und Fleisch ihrer Kameraden zusammengeleimt waren. Wir tränkten unsere Pferde, füllten unsere Flaschen und nahmen nach einem kräftigen Imbisse kalten Bärenfleisches unsere Reise wieder auf, um uns durch die Bewegung zu erwärmen und unsere Kleider zu trocknen, denn wir fühlten uns ganz gelähmt und bis auf die Haut durchnäßt.

Der Leser wundert sich vielleicht über die gänzliche Erschöpfung jener wilden Thiere, muß aber dabei nicht vergessen, daß sie das Prairiefeuer wohl hunderte von Meilen vor sich hergetrieben hatte, und zwar mit einer so ungewöhnlichen Eile, wie sie nur ein panischer Schreck hervorzubringen vermag. Ich halte es für sehr wahrscheinlich, daß sich der Prairiebrand über eine Strecke von fünfhundert Meilen ausgedehnt hatte, und ziehe diesen Schluß aus dem ermatteten Zustande der Fleisch fressenden Thiere.

Ein Panther kann zweihundert Meilen und mehr in vollem Rennen zurücklegen, ohne sehr erschöpft zu werden; ein Gleiches ist bei dem Jaguar und auch bei dem Elenthiere der Fall.

Ich will nicht gerade behaupten, daß alle diese Thiere, zum Beispiel die Büffel, die Mustangs, die Hirsche u. s. w. eine solche Strecke zurückgelegt hatten, denn sie sammelten sich natürlich, je nachdem das Feuer sich weiter wälzte, allmälig, bis sie die angegebene ungeheure Masse bildeten, und wahrscheinlich waren schon Tausende zu Grunde gegangen, bevor die Flammen die Prairie erreichten, wo wir damals lagerten. Indeß bin ich schon zu andern Zeiten Zeuge der außerordentlichen Kraftanstrengung gewesen, deren ein Thier unter dem Einflusse der Furcht fähig ist. Ich weiß, daß in Folge eines Estampede einige Ochsen mit den Jochen auf dem Nacken in vier Stunden die Strecke von sechszig Meilen zurücklegten. Bei einer andern Gelegenheit war ich an den östlichen Ufern des Vermillon-Sees Zeuge eines Estampede und als ich zwölf

Tage später wieder zurückkehrte, fand ich die Thiere noch immer in allen Richtungen über die Prairie zerstreut liegen, obschon sie sich von ihrer Erschöpfung bereits bedeutend erholt hatten. Damals war die Prairie dreihundert Meilen weit von Osten nach Westen abgebrannt, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die erschreckten Geschöpfe jene ganze Entfernung in vollstem Rennen zurückgelegt hatten.

Unsere Pferde hatten sich von ihren Anstrengungen völlig wieder erholt; wir brachen unter den gemüthlichen Strahlen der Sonne in raschem Trab auf und fühlten bald, daß das Blut in wärmeren Kreisen unsere Adern durchströmte. Wir waren etwa sechs oder sieben Meilen weit an dem Rande der auf der Prairie liegenden Büffelhaufen hingeritten, als wir eine Scene mit ansahen, die uns mit Mitleid erfüllte. Vierzehn hungrige und vor Schwäche taumelnde Wölfe griffen einen prächtigen schwarzen Hengst an, der so erschöpft war, daß er sich nicht auf die Beine helfen konnte. Sein Hals und seine Seiten waren bereits mit Wunden bedeckt und er wälzte sich in furchtbarer Todesangst. Nun ist das Pferd ein zu edles Thier, um in dem Menschen nicht einen Beschützer gegen derartige blutdürstige Feinde zu finden. Wir stiegen deshalb ab und erschlugen die Angreifer; da jedoch das arme Roß so verwundet war, daß keine Wiederherstellung zu erwarten stand und es deshalb einem andern Rudel seiner Prairiefeinde zur Beute werden mußte, so tödteten wir es durch eine Büchsenkugel. Es war eine Handlung des Wohlwollens, aber doch stimmte die Erlegung des edlen Thieres in der Wildniß unsern Geist düster. Der Doktor bemerkte dies, und hielt es für räthlich, uns durch folgende Geschichte aufzuheitern:

„Alle Neu-Yorker Austernfreunde kennen wohl den fidelsten Schenkwirth in der Welt, den alten Slick Bradley, welchem der Franklin in der Perlstraße gehört. Kommt ihr nach Neu-York, so vergeßt nicht bei ihm einzusprechen, und wenn ihr Geschmack an

kühlem Sangaree, Münzen-Juleppe oder an einer würzigen Austersuppe findet, so kann euch sicher Niemand besser bedienen, als Slick Bradley. Außerdem ist das Lokal gemüthlich, sein rühriges Weibchen nett und höflich, und wenn ihr einen apparten Spaß haben wollt, sind seine Privatzimmer eine Treppe hoch so gemüthlich, als man sie nur wünschen kann.

„Der alte Slick ist gutmüthig und immer in heiterer Laune — stolz auf seine Keller, auf sein Haus, auf sein Weib, vor Allem aber auf sein Wirthschaftsschild vor der Thüre, das heißt, auf einen gelben Franklinkopf, den irgend ein gallsüchtiger Kunde malte und dabei sein eigenes Spiegelbild zum Modell nahm.

„Slick führt seine Wirthschaft schon mehr als vierzig Jahre, und obgleich er sich schon eine hübsche runde Summe gemacht hat, läßt er sich's doch nicht einfallen, das Geschäft aufzugeben. Nein, er wird bis zum Tage seines Todes in seiner Schenkstube bleiben, Havannas rauchen und mechanisch mit den zwei Taschenbüchern in seinen tiefen Westentaschen spielen, von denen das eine für die Zehndollarnoten und darüber, das andere für die Fünfdollarnoten und darunter bestimmt ist. Slick Bradley ist der unabhängigste Mann von der Welt; er scherzt vertraulich mit seinen Kunden und weiß ihnen außer der Zeche noch das Geld durch Wetten abzunehmen — denn Wetten ist Slicks große Passion. Er wettet Alles und auf Alles. Widerspricht man ihm, so hält er einem die zwei Taschenbücher unter die Nase. ‚Ich weiß es besser,‘ sagt er; ‚oder etwa nicht? Was wollt Ihr wetten — zehn, fünfzig, hundert? Ah! Ihr getraut Euch nicht zu wetten; Ihr wißt, daß Ihr Unrecht habt.‘ Und mit der Miene selbstzufriedener Ueberlegenheit spaziert er mit langen Schritten über den saubern Boden, indem er vor sich hin wiederholt: ‚ich weiß es besser.‘

„Slick pflegte sich sonst zu rühmen, daß er nie eine Wette verloren habe; aber seit einem kleinen Vorfalle, der ganz York über ihn lachen machte, bekennt er, daß er einmal seinen Mann

gefunden habe; er habe zwar allerdings die Wette gewonnen, aber den Einsatz wohl fünfzigmal bezahlen müssen. Ich hörte die Geschichte von dem fidelen Wirthe selbst und will sie gerade so erzählen, wie er es that, weder mehr noch weniger.

„Eines Tages kamen zwei famose junge Bursche in den ‚Franklin;' sie stiegen aus einem Cab und waren auf's Allermodernste gekleidet. Der Wirth war gegen die neuen Kunden lauter Lächeln und Höflichkeit, führte sie in den Salon Nummer Eins, und da er bei sich überzeugt war, seine Gäste könnten nichts weniger, als Wallstreet Superfeine seyn, so nahm er sich vor, sie sollten über seine Tafel nicht zu klagen haben.

„Ein splendides Diner wurde aufgetragen; trefflicher alter Wein nebst auserlesenen Havannas würzte das Mahl, und der ehrenwerthe Wirth berechnete in seinem Geiste eben sämmtliche Items, die er anständigerweise in der Rechnung einführen konnte, als die Klingel gezogen wurde. Er jagte die Treppe hinauf, machte lächelnd seine Kratzfüße, und lehnte sich dann mit beiden Händen gegen das Bogenfenster.

„‚He, alter Slick,' sagte der eine von den beiden Stutzern; ‚ein kapitales Diner, beim Jupiter! Guter Wein, feine Cigarren! Wohl Kunden die Menge, he?'

„Slick blinzelte; er befand sich in seiner vollen Glorie, und fühlte sich stolz und glücklich.

„‚Nichts besser im Leben, als ein gutes Diner,' nahm der Stutzer Nummer Eins wieder auf. ‚Einige essen bloß, um zu leben — das sind Dummköpfe. Ich lebe nur, um zu essen — das ist die wahre Philosophie. Na, alter Knabe, gebt uns unsere Rechnung; aber wohl gemerkt, macht sie wie für alte Kunden, denn wir gedenken, öfters wieder zu kommen. Ist's nicht so?'

„Der letzte Theil dieser Rede war an den Stutzer Nummer Zwei gerichtet, der, seine Beine gemächlich auf der Tischecke aufstützend, mit der Gabel die Zähne ausstocherte.

„‚Beim Henker, ja wohl!‘ entgegnete Nummer Zwei gedehnt. ‚Speist gut hier! verdammt comfortable. Nichts gefehlt, als der Champagner.‘

„‚Ach Gott, ach Gott! Meine Herren, meine Herren,‘ rief Slick, ‚warum haben Sie das nicht gesagt? Ei, ich habe den besten in der ganzen Stadt.‘“

„‚Wirklich?‘ erwiederte Nummer Eins, mit den Lippen schmatzend; ‚habt Ihr in der That ächten und gerechten Stoff? Nun, so bringt eine Flasche und haltet mit uns. Bringt drei Gläser. Beim Jupiter, wir wollen Eure Gesundheit trinken.‘“

Als Slick zurückkam, fand er seine Gäste in der muthwilligsten Laune und so aufgeheitert, daß sie vor Lachen ihre Seiten halten mußten. Slick lachte auch, ohne jedoch Zeit zu verlieren. Im Nu präsentirte er den Herren die perlende Flüssigkeit. Sie nahmen ihre Gläser, tranken seine Gesundheit, und fingen dann wieder an zu lachen.

„‚So hast Du also die Wette verloren?‘ fragte Nummer Zwei.

„‚Ja, beim Himmel! ich zahlte die hundert Dollars und wurde, was noch schlimmer war, von Jedermann ausgelacht.‘

„Slick war nun in arger Verlegenheit. Die jungen Herren hatten gelacht und sprachen jetzt von einer Wette, ohne daß er etwas davon wußte. Er wurde gewaltig neugierig, und da er aus Erfahrung die Wahrheit des Sprüchleins kannte, daß der Wein das Herz öffne und die Zunge löse, so machte er einen Versuch, den Grund ihrer frohen Laune zu erforschen.

„‚Ich bitte um Verzeihung, Gentlemen, wenn ich zu dreist bin; aber darf ich fragen, welchen Gegenstand die Wette betraf, die Sie in so gute Laune versetzt?‘

„‚Ich will's Euch sagen,‘ versetzte Nummer Eins, ‚und Ihr werdet sehen, wie ich mich habe übertölpeln lassen. Ihr müßt nämlich wissen, daß es unmöglich ist, dem Perpendikel einer

Wanduhr mit der Hand zu folgen, und während der Schwingungen die Worte zu sprechen: „da geht's — dort geht's;" ich meine nämlich, wenn Leute um einen sprechen und einen zu irren suchen. Eines Tages war ich mit einem Häuflein fideler Kumpane in einem Speisezimmer, wo sich eine Uhr, wie diese hier, befand. Das Gespräch fiel auf die Schwierigkeit der Aufgabe, eine halbe Stunde lang, ohne Fehler in dem „Dort geht's — da geht's" fortzumachen. Nun meinte ich, das sey das allerleichteste Ding von der Welt, weshalb man mich herausforderte, es zu versuchen. Es kam zu einer Wette von hundert Dollars, und da ausgemacht wurde, die Uebrigen könnten um mich her sprechen, was sie wollten, indem sie mich nur nicht berühren dürften, so stellte ich mich vor die Uhr und begann: „da geht's — dort geht's." Meine Kameraden fingen an zu singen, einige davon jubelten, und andere lachten. Nach drei Minuten fand ich denn doch, daß die Sache weit schwerer war, als ich erwartet hatte, ließ mich aber nicht aus dem Texte bringen, bis ich Jemand sagen hörte: ‚so wahr ich lebe, da geht Miß Reynolds, Arm in Arm mit diesem glücklichen Hunde, dem Jenkins.' Nun müßt Ihr aber wissen, daß Miß Reynolds mein Liebchen und Jenkins mein größter Feind war. Ich eilte daher an das Fenster, um zu sehen, ob es wahr sey, und in demselben Augenblick kündigte mir ein schallendes Gelächter an, daß ich die Wette verloren hatte.'

„Nun war Slick Bradley, wie gesagt, ein großer Freund von Wetten und that sich außerdem nicht wenig auf seine Selbstbeherrschung zu gut. Auch hatte er keine Geliebte, auf die er hätte eifersüchtig seyn können, und sobald daher der Gentleman seine Geschichte beendigt hatte, ging er sogleich auf die Sache los.

„‚Gut,' sagte er, ‚Sie haben die Wette verloren, aber das hat nicht viel zu bedeuten. Ich glaub' selbst auch, wie Sie, daß es die leichteste Sache von der Welt ist. In der That, ich wollte

eine halbe Stunde, und wenn's seyn müßte, eine Stunde fortmachen.'

„Die Gentlemen lachten und sagten, sie wüßten das besser. Der Gastwirth gerieth nun in's Feuer und machte mit aller Höflichkeit, wenn man seine Freiheit nicht übel nehmen wolle, den Vorschlag einer beliebigen Wette, daß er die Aufgabe eine halbe Stunde lang fortsetzen könne. Anfangs wollten sie nichts davon wissen, weil sie ihm nicht sein Geld abnehmen mochten, denn sie waren überzeugt, daß er keine Aussicht habe. Da er jedoch auf seinem Erbieten bestand, so ließen sie sich eine Wette von zwanzig Dollars gefallen. Slick stellte sich demnach vor seines Urgroßvaters Wanduhr, fing an, dem Pendel mit der Hand zu folgen, und sprach: ,da geht's — dort geht's.'

„Die beiden Gentlemen entdeckten durch das Fenster viele wunderbare Dinge. Zuerst hatte ein Matrose sein Weib ermordet, dann war der Postwagen umgestürzt, und dann bemerkten sie deutlich, daß es in dem Laden nebenan brenne. Slick blinzelte und lächelte selbstgefällig, ohne seine Stelle zu verlassen; er war ein zu alter Fuchs, um sich durch solche kindische Possen fangen zu lassen. Mit einemmale bemerkte Nummer Zwei gegen Nummer Eins, daß die Wette nicht gelte, da die Einsätze nicht aufgezählt worden seyen, und Beide wandten sich nun gleichzeitig an den Wirth.

„,Nicht pfiffig genug für mich,' dachte Slick, fuhr mit der linken Hand in die rechte Westentasche, nahm das Taschenbuch mit den größeren Noten heraus und händigte es seinen Gästen ein.

„,Wahrhaftig,' rief Nummer Zwei dem Gefährten zu, ,Du wirst die Wette verlieren; der Bursche ist unverwüstlich; nichts kann ihn aus seinem Gleichmuth bringen.'"

„,Wart ein wenig; es soll ihm bald anders kommen,' flüsterte der Andere laut genug, um von Slick gehört werden zu können.

„,Wirth,' fuhr er fort; ,wir verlassen uns auf Eure Ehrenhaftigkeit, daß Ihr die halbe Stunde fortmacht. Wir wollen uns

nun ein Bischen mit Mrs. Slick unterhalten.' Mit diesen Worten verließen sie das Zimmer, ohne die Thüre zu schließen.

„Slick war nicht eifersüchtig — nein gewiß nicht. Außerdem befanden sich in der Wirthsstube Gäste die Menge; es war weiter nichts, als ein Spaß der beiden Herren, die sich hinter die Thüre stellten und ihm zusahen. Die albernen Neulinge! Er gewann ihnen ihr Geld ab und bedauerte nur, daß die Wette nicht größer war.

„Zwanzig Minuten waren entschwunden, als Slick's Söhnlein in's Zimmer trat. ‚Pa,' *) sagte er, ‚'s ist ein Gemman **) in der Wirthsstube drunten, der Euch sprechen will.'

„‚Ein neuer Possen,' dachte der Wirth; ‚nein, die fangen mich nicht — da geht's, dort geht's.' Und als ihm der Knabe näher trat, um seinen Auftrag zu wiederholen, gab ihm Slick einen Stoß mit dem Fuße. ‚Fort, da geht's, dort geht's.'

„Der Knabe entfernte sich weinend und kehrte bald mit Mrs. Slick zurück, welche in zornigem Tone rief: ‚Nun, was treibst Du denn für Dummheiten? Der Gentleman, der Dir den Bauplatz abgekauft hat, ist mit dem Gelde drunten.'

„‚Sie sollen mich doch nicht kriegen,'" sagte Slick zu sich selbst und antwortete auf alle Schmähreden und Vorwürfe seiner Gattin nur mit: ‚da geht's, dort geht's:'

„Endlich bezeichnete der lange Weiser das Ende der halben Stunde und der Wirth, der jetzt seine Wette gewonnen hatte, wandte sich um.

„‚Wo sind sie?' fragte er seine Gattin.

„‚Wer — wen meinst Du?' entgegnete sie.

„‚Die beiden Gentlemen, wen sonst?'

„‚Ei, die sind ja schon seit zwanzig Minuten fort.'

„Slick war wie vom Donner gerührt. ‚Und das Taschenbuch?' stotterte er mit erstickter Stimme.

---

*) Papa. **) Gentleman.

„Seine Frau blickte ihn mit unaussprechlicher Verachtung an.

„‚Ei, Du Narr, Du wirst ihnen doch nicht Dein Geld gegeben haben — oder?‘

„Slick entdeckte bald, daß er um fünfhundert Dollars und außerdem um den Betrag seiner Rechnung für zwei Gedecke geprellt war. Seitdem hat er nie wieder gewettet, ohne daß das baare Geld auf dem Tische lag und Zeugen zugegen waren.“

Dreißigstes Kapitel.

Wir setzten, nachdem wir die Büffel verlassen, unsern Weg ganz in östlicher Richtung fort, kamen aber jetzt in Gegenden, die nicht von den wilden Heerden besucht waren und fühlten uns deshalb bald dem peinigendsten Hunger preisgegeben. Hin und wieder trafen wir zwar auf ein Prairiehuhn, einen Indian oder einige Klapperschlangen; Hirsche und Antilopen waren aber so scheu, daß wir ihnen nie auf eine Meile nahe kommen konnten, obschon wir bisweilen in der Entfernung einige Stücke bemerkten. Der Boden war eben und das Gras trotz seiner Kürze vortreffliches, reich mit wilden Blüthen versehene Weide. Den Tag über hatten wir schön Wetter, aber die Nächte waren außerordentlich kalt, und wir verbrachten sie in ganz jämmerlicher Weise, da wir unsere Decken verloren hatten, folglich uns nicht gegen den schweren Thau schützen konnten. Nirgends fand sich Brennstoff, mit welchem wir ein Feuer hätten anzünden können, und sogar der Dung der Thiere war so selten, daß wir uns im Laufe von sieben Tagen nur dreimal unsere spärlichen Mahlzeiten kochen konnten. Die letzten vier Birkhühner, die wir erlegten, verzehrten wir roh.

Gegen die Mitte des achten Tages sahen wir südöstlich eine dunkle Linie sich über den Horizont erheben, die soweit reichte, als das Auge schauen konnte. Wir wußten, daß dies ein Wald war und wir reichlich zu essen haben würden, sobald wir ihn erreicht hätten; wir hatten jedoch noch wenigstens zwanzig Meilen bis zu der ersehnten Stelle und waren sehr erschöpft. Am Abend trieb uns der Hunger beinahe zur Verzweiflung, und wir fanden, daß der Wald nur sehr schwierig zugänglich war, weil sich an seiner Seite ein drei Stunden breiter Gürtel von Dorngestrüppe hinzog, durch welches wir uns Bahn brechen mußten. Der Wald war ohne Zweifel der Anfang jener ausgedehnten Linie edlen Gehölzes, das als eine Art natürlicher Barriere die Staaten Luisiana, Arkansas und Missouri umgibt. Hatten wir ihn erreicht, so waren wir bald allen Mangels und aller Erschöpfung enthoben, während eine Wanderung gegen Norden unsere Leiden nur erhöhen mußte, da dieselbe ebene, unbewohnte Prairie sich bis an die Ufer des Red River erstreckte. Wir beschlossen deshalb, uns durch die Dornen einen Weg zu bahnen, und wenn wir ihn mit unseren Messern und Tomahawks hauen müßten. Nachdem wir bis Sonnenuntergang weiter gewandert, kamen wir an einen tiefen, trockenen Erdspalt, am Rande der dornigten Barriere, wo wir unser Nachtlager aufschlugen. Ohne Nahrung weiter zu ziehen, war unmöglich. Das wilde, abgezehrte Aussehen meiner Begleiter, ihre tiefliegenden Augen und die blassen, fleischlosen Gesichter zeigten zu deutlich, daß schleunigst eine nahrhaftere Speise herbeigeschafft werden mußte, als die unreife, saure Frucht, welche uns das Stachelgestrüpp darbot. Wir zogen daher Loose, und das Pferd des Theologen wurde zum Tode verurtheilt. Im Nu war die Haut abgestreift und eine Portion des Fleisches an die Hungernden vertheilt.

Ein junger Mustang bietet vortreffliche Speise, aber bei einem alten erschöpften Thiere verhält sich dies ganz anders. Das Fleisch war so zäh, wie, Gummielastikum und je mehr man es kaute, desto mehr quoll es im Munde an. Der Mensch weiß jedoch nie,

was er essen kann, bis er durch das Hungern einer Woche zur Verzweiflung getrieben ist, und der fidele Geistliche, der ein Gelübde gethan hatte, nicht einmal Kalbfleisch zu essen, malmte jetzt tüchtig auf die ledernen Ueberreste seines treuen Gefährten los.

Am andern Morgen lenkten wir unsere Schritte in südliche Richtung, setzten über den Erdspalt und kamen in einen Weg, oder in einen Bärenpfad, der durch die Stachelbirnen führte. Nachdem wir jedoch sechs oder acht Meilen gewandert waren, trafen wir auf eine tiefe, jähe Kluft, die mit undurchdringlichem Dorngesträuch ausgekleidet war. Wir hatten keine andere Wahl, als umzukehren, und gegen Mittag befanden wir uns wieder so ziemlich an derselben Stelle, von welcher wir am Morgen ausgegangen waren.

Wir beriethen uns jetzt über unsern ferneren Weg. Die Rechtsgelehrten und Roche machten den Vorschlag, weiter südlich zu ziehen und einen abermaligen Versuch zu machen; da wir jedoch am Morgen des vorhergehenden Tags über einen großen, obgleich seichten und sandigen Strom gekommen waren, so dünkte es Gabriel und mir räthlicher, wieder zu demselben zurückzukehren. Jener Strom war augenscheinlich dem Red River tributär und lief in östlicher Richtung; wir glaubten daher fest, er müsse durch die Kluft fließen und in den Wald eindringen.

Unser Vorschlag wurde angenommen; wir beluden uns ohne Zeitverlust mit unserem Pferdefleisch und kehrten zurück. Der Pfarrer war zu Fuß, und obgleich ich ihm oftmals vorschlug, mit mir im Reiten abzuwechseln, weigerte er sich doch stets, weil es ihm lieber sey, zu gehen, da er des Trabens herzlich satt geworden. In der That sah ich auch in meinem Leben nie einen bessern Fußgänger. Der Mann hatte sich augenscheinlich in seinem Berufe vergriffen, denn seine Beine würden ihm in der Eigenschaft eines indianischen Läufers oder Kundschafters weit mehr Geld eingetragen haben, als er je in seiner gegenwärtigen Stellung, für die er ganz und gar nicht paßte, zu erzielen hoffen durfte.

Am andern Mittag lagerten wir an dem Strome, wo ich, freilich ohne große Hoffnung eines Erfolgs, meine Fischleine auswarf und als Köder Bremsen und Heuschrecken benützte. Meine Angeln waren jedoch kaum in's Wasser gesunken, als sie aufgeschnappt wurden und zu meinem freudigen Erstaunen zog ich zwei sehr große Forellen heraus. Ich rief meinen Begleitern zu, welche sich bald um mich sammelten, und nun wurde beschlossen, die Nacht an Ort und Stelle zu verbringen, weil wir der Ansicht waren, ein paar gute Mahlzeiten dürften uns in den Stand setzen, unsere anstrengende Reise mit neuer Kraft wieder aufzunehmen. Ein Bischen weiter oben entdeckten wir auch einen Haufen losgerissener und auf den Sand gespielter Bäume, und in kurzer Zeit waren wir alle emsig mit der Bereitung eines behaglichen Mahles beschäftigt. Gabriel, welcher der beste Schütze war, brach nach einem Wildbraten auf, und ich fuhr in meinem Fischen fort, zur großen Freude des Doctors und des Pfarrers, von denen der Erstere das Departement der Kochkunst über sich nahm, der Andere aber nach Heuschrecken und Bremsen in der Prairie umherspähte. Nach kaum drei Stunden hatte ich zwanzig große Forellen und ein Dutzend Katzenfische gefangen — eine Beute, welche Gabriel mit zwei canadischen Gänsen bereicherte. Durch ein so üppiges Mahl und das warme Feuer neubelebt, gewannen wir bald unsere Heiterkeit wieder und hielten uns in jener Nacht durch einen herrlichen Schlaf für unser früheres Wachen und Schaudern schadlos.

Am andern Morgen nach dem Frühstücke füllten wir unsere Mantelsäcke mit dem Reste des Mundvorraths und zogen, da die beiderseitigen Ufer mit Gestrüppe bedeckt waren, in dem Strombette, in welchem das Wasser unsern Thieren bis an die Schultern ging, zehn Meilen fort. Der Geistliche hatte hinter einem der Rechtsgelehrten, der ein starkgebautes, kräftiges Thier besaß, aufsitzen müssen, und es machte uns viel Spaß, als eines unserer Rosse in ein Loch stolperte und seinen Reiter abwarf. Dann wa-

teten wir abermals neun Meilen im Wasser weiter, bis zuletzt die Dornen und Stachelbeeren von dem Ufer zurückwichen und wir wieder auf trockenen Boden gelangten. Wir waren jedoch kaum vier Stunden am Ufer fortgeritten, als sich uns eine Bergkette in den Weg legte.

Nach unglaublicher Anstrengung für Roß und Mann, denn wir mußten absteigen und sowohl Waffen als Mantelsäcke selbst tragen, erreichten wir endlich den Gipfel und erblickten unter uns ein friedliches, romantisches Thal, durch dessen Mitte sich der Fluß hinwand, der aus allen Richtungen von zahllosen Bächen gespeist wurde. Letztere waren durch kleine Bäume und Gebüsch von tiefstem Grün gesäumt, während sich an den Ufern des Flusses ein schmaler Gürtel von höheren und üppigeren Bäumen hinzog.

Dieses Thal war durch die Bergkette, welche wir erstiegen hatten, so weit der Waldgürtel reichte, umschlossen. Wir führten unsere Pferde den Abhang hinunter und befanden uns in weniger als einer Stunde wohlbehalten auf dem ebenen Boden. Ein rascher Ritt von drei oder vier Meilen durch das Thal brachte uns an den Saum des Waldes, wo wir in der Nähe eines Baches lagerten und am andern Morgen unter den schönsten Ahornbäumen und Fichten, die ich je gesehen, weiter zogen. Es wimmelte jetzt von Wild; Truthühner, Bären und Hirsche zeigten sich fast in jeder Minute, und während wir vorrückten, konnten wir auch die Spuren von Maulthieren und Eseln deutlich unterscheiden. Im Verlaufe ließen sich auch menschliche Fußspuren entdecken, die dem Anschein nach nur wenige Stunden alt waren. Ueber diesen Anblick vergaßen wir ganz unsere Erschöpfung und eilten in der süßen Vorahnung weiter, daß unsere Noth bald ein Ende nehmen würde.

Gegen Abend schoß ich einen sehr fetten Bock, und obgleich wir sehnlichst verlangten, die Fußspur zu verfolgen und unsere Vorgänger kennen zn lernen, waren unsere Pferde doch dermaßen ermüdet und unser Appetit so geschärft, daß wir es nach einiger

Ueberlegung für wünschenswerth hielten, an Ort und Stelle zu bleiben. Ich benützte diese Gelegenheit, um mir aus den jetzt nutzlosen Sattelsäcken des Pfarrers ein Paar Moccasins zu machen.

Wir waren diesen Abend in der heitersten Laune, denn wir glaubten, uns in der Nähe einer Niederlassung von Emigranten aus dem Westen zu befinden; wir hatten ja Eselspuren gesehen, und diese Thiere werden nie für weite Reisen verwendet. So hofften wir denn zuverlässig, am andern Morgen im Bereiche von zehn oder fünfzehn Meilen einige Blockhäuser zu finden, wo wir dem Pfarrer ein anderes Pferd und uns selbst neue Munition verschaffen konnten, da wir im Ganzen kaum noch ein halb Pfund Kugeln besaßen. Der Rechtsgelehrte war überglücklich in dem Vorgenusse, seine halbe Gallonenflasche wieder füllen zu können, und der Doktor versprach, uns Gerichte von eigener Erfindung zum Besten zu geben, sobald er eine Bratpfanne auftreiben könne. Kurz, wir waren so heiter, daß wir uns erst spät schlafen legten.

Morgens um zwei Uhr fühlte ich einen Druck auf meiner Brust, und als ich meine Augen öffnete, sah ich, daß Gabriel die Finger auf seine Lippen legte, um mir Stillschweigen einzuschärfen. Er theilte mir sodann flüsternd mit, daß sich ein zahlreicher Haufen von Dieben in unserer Nähe befände, welche bereits unsere Pferde entdeckt hätten. Nur mit unseren Messern und Tomahawks bewaffnet, krochen wir leise weiter, bis wir an eine kleine Oeffnung im Walde gelangten, wo wir etlich und zwanzig Kerle sahen, die ohne Licht oder Feuer, aber bis an die Zähne bewaffnet, sich gelagert hatten. Drei oder vier schienen in lebhaftem Gespräche begriffen zu seyn, und da uns die Finsterniß begünstigte, so näherten wir uns so weit, daß wir jedes Wort hören konnten.

„Alle liegen in tiefem Schlaf," sagte Einer davon, „sehen aber gar erbärmlich aus. Ich wette, sie haben miteinander keinen Cent in der Tasche, und wenn ich aus ihren Kleidern einen Schluß ziehen darf, so sind drei davon Halbzucht."

„Und die Pferde?“ versetzte eine andere Stimme.

„Nun, was die betrifft, so haben sie nur sieben,“ entgegnete die erste; „zwar schöne Thiere, aber müde und zusammengerackert. Sie lassen sich gut verkaufen, wenn man sie drei Wochen weiden läßt.“

„Dann nehmen wir sie. Sind sie angebunden?“

„Nur zwei.“

„Wir zerreißen die Halfter und lassen sie in vollem Galopp davon rennen, als ob sie erschreckt worden wären; dadurch wird aller Argwohn beseitigt.“

„Könnte man nicht auch mit Einemmale die Eigenthümer abfertigen? Wir kämen dadurch zu ihren Sätteln.“

„Du Narr! gesetzt sie wären eine Avantgarde von General Rusk's Armee und einer davon entkäme? Nein, morgen bei Sonnenaufgang werden sie der Spur ihrer Pferde nachlaufen und Sättel sammt Mantelsäcken zurücklassen. Drei Mann bleiben hier, um die Beute zu sichern, und wenn die Enten (die Reisenden) sich hübsch im Walde verstrickt haben, so können wir, da sie zu Fuß sind, mit ihnen anfangen, was wir wollen.“

Jetzt mischten sich noch Andere ins Gespräch, und wir Beide kehrten so still, als wir gekommen waren, wieder zu unseren Freunden zurück. Eine halbe Stunde später hörten wir unsere Pferde nach südlicher Richtung galoppiren, und Gabriel, der wieder aufs Recognosciren auszog, bemerkte, daß die Bande ihren Weg nach Osten einschlug, indem sie, der Verabredung gemäß, drei Mann zurückließ. Er vernahm, wie sich Letztere eine Zeit lang über die besten Mittel besprachen, die Sättel fortzubringen, und nachdem sie fleißig einem großen steinernen Kruge zugesprochen hatten, krochen sie, in ihre Decken gehüllt, in eine Art von Höhle, welche die Räuber vermuthlich als eine Cachette für ihren Mundvorrath und die nicht gut transportirbare Beute ausgegraben haben.

Aus dem Gespräch der drei Halunken schloß Gabriel, daß die

Bande sich nach einem Sammelplatze an dem Ufer eines Flusses begeben hatte — ferner, daß der Haufen, der uns die Pferde entführte nur sechs Meilen weit südlich nach einem Strome gehen sollte, wo sich im Falle unseres Nachsetzens die Spur der Pferde verwischen und verlieren mußte. Sobald sie dann weit genug von unserem Lager entfernt zu seyn meinten, wollten sie auf einem andern Wege zurückkehren und sich den drei Zurückgebliebenen anschließen. Bei den Pferden waren, soviel Gabriel zu entnehmen vermeinte, nur vier Mann. Nach einer kurzen Berathung weckten wir unsere Begleiter, setzten ihnen die Sachlage auseinander und beschlossen, eine Gegenmine anzulegen.

Anfangs wollten wir die drei Schurken, die auf unsere Sattelsäcke lauerten, erschießen; da wir jedoch erwogen, daß sie besser mit der Localität bekannt waren, und der Knall eines Feuergewehrs den Argwohn derjenigen wecken mußte, welche unsere Pferde in ihre Obhut genommen hatten, so entschieden wir uns für ein anderes Benehmen. Vor Tagesanbruch bewaffnete ich mich mit meinem Bogen und meinen Pfeilen, machte mich auf den Weg und erreichte einen sicheren Posten, etliche Schritte vor dem Loche, wo die Diebe verborgen waren. Gabriel versteckte sich in einem Gebüsche halbwegs zwischen der Höhle und unserem Lagerplatze. Inzwischen spielten Roche und die fünf Amerikaner ihre Rolle bewunderungswürdig; sie näherten sich der Höhle, schworen, daß unsere Pferde durch irgend ein Gewürm erschreckt worden seyn müßten, und traten mit möglichst großem Geräusch ihren Spähzug an. Um die Räuber noch mehr zu täuschen, ließen sie sogar ihre Büchsen zurück.

Sobald sie fort waren, kamen die Diebe aus ihrem Verstecke hervor, und einer derselben, der sich mit seiner Büchse bewaffnete, machte sich auf den Weg, um, wie er sagte, zu sehen, ob die Küste geheuer sey. Er kehrte bald mit zwei von unseren Büchsen und einem geschälten Holzpflocke zurück. Die Ehrenleute begannen nun

zu lachen, und sich über den Erfolg ihres Kunstgriffs zu freuen. Nachdem ein Feuer angezündet war, sprachen sie abermals ihrem Trunk zu, und während sich der Eine anschickte, Kaffee zu bereiten, brachen die Anderen, nur mit ihren Messern bewaffnet, auf, um die Sättel und Mantelsäcke zu holen.

Sie waren keine fünf Minuten fort, als ich einen halben Schritt von mir eine sprungfertige, ungeheure Klapperschlange erblickte. Seit meinem Abenteuer unter den Comanchen hatte ich die größte Furcht vor diesen Thieren, und mein Schreck war so groß, daß ich aus meinem Verstecke hervorstürzte und mit einem einzigen Sprunge mich nur noch zehn Schritte von dem Kerl befand, der ganz ruhig sein Feuer anblies und den Kaffee rührte. Er stand plötzlich auf, wich über eine so plötzliche Erscheinung etliche Schritte zurück, und streckte seine Hand gegen einen Baum aus, an welchem die Büchsen lehnten.

Diese Bewegung entschied sein Schicksal; denn da ich mich nicht erschießen lassen mochte und auch nicht mit einem Kerl handgemein werden wollte, der meinen Kopf zwischen Finger und Daumen hätte zerdrücken können, so zog ich meinen Bogen an. Trotz der Geschwindigkeit war mein Ziel doch sicher, und er fiel lautlos zu Boden: der Pfeil war ihm ins Herz gedrungen. Ich kroch dann zu Gabriel hin, dem ich das Geschehene mittheilte, und verließ ihn sodann, um meinen Posten in der Nähe der beiden andern Räuber einzunehmen, die emsig unsere Mantelsäcke durchsuchten und dasjenige bei Seite brachten, was sie sich ohne Vorwissen ihrer Kameraden zueignen wollten.

Nachdem sie sich also eine halbe Stunde beschäftigt hatten, nahm Einer die drei Sättel auf den Kopf und trat mit seiner Last den Rückweg nach der Höhle an, indem er seinen Kameraden aufforderte, nicht zu zögern, damit sie den Kaffee noch warm kriegten. Fünf Minuten später hörte ich einen schweren Fall (es war der des Diebes mit den Sätteln, welcher durch Gabriels Tomahawk

getödtet worden war), und nun bel ud sich der andere Räuber mit den Mantelsäcken, um dem andern zu folgen, über welchen er fluchend sich äußerte, „wie dumm es sey, daß er die Augen nicht aufthue, da er so die Sattelknöpfe zerbreche."

Ich hatte eben die Sehne meines Bogens angezogen und war im Begriffe, mein Ziel zu nehmen, als Gabriel an mir vorbeikam, mich durch ein Zeichen inne halten hieß, auf den Dieb zustürzte und ihm, wie er eben die Mantelsäcke auf seinem Kopfe in's Gleichgewicht gebracht hatte, einen Fußstoß in den Rücken versetzte. Der Kerl stürzte nieder und versuchte, sich zu wehren; aber Gabriel war ihm an Kraft bei Weitem überlegen, und in einem Augenblicke lag er regungslos und halb erdrosselt da. Wir banden ihm Hände und Füße, trugen ihn nach der Höhle, legten die zwei Leichen an seine Seite, holten unser Gepäck gleichfalls herein, und nachdem wir alle Spuren des Kampfes verwischt hatten, schickten wir uns zum Empfang der Pferdediebe an.

Das Glück begünstigte uns. Während wir unsern eroberten Kaffee tranken, hörten wir in der Entfernung das Stampfen von Pferden. Ich ergriff eine der Büchsen, und Gabriel, der einen Moment gelauscht hatte, glitt mit seinem Lasso hinter das Gebüsch. Bald nachher erblickte ich mein eigenes Pferd, welches ohne Zweifel seinen Reiter abgeworfen hatte und nun nach dem Lager zurückgaloppirte. Hintendrein kam auf Gabriels Pferde einer der Halunken, der den drei Räubern zurief: „Haltet es auf, Russy, Carlton — haltet es auf!"

In diesem Augenblicke zischte Gabriels Lasso um seine Schulter, und er sank, wie vom Blitze getroffen, von dem Thiere herunter. Im Sturz hatte er den Hals gebrochen.

Da wir uns wieder in dem Besitze unserer Pferde befanden, legten wir ihnen die Sättel auf und griffen nach unsern Büchsen, nicht zweifelnd, daß wir die übrigen Schurken leicht greifen könnten, da diese beiden Rosse den andern an Geschwindigkeit weit überlegen

waren. Nach halbstündigem scharfem Ritt trafen wir auf Roche und unsere Kameraden, welche gleich glücklich gewesen waren. Der Kerl, der sich an mein Thier gemacht hatte. mußte einen heftigen Sturz gegen einen Bauum erlitten haben, und während einer seiner Gefährten dem flüchtigen Rosse nacheilte, banden die beiden Anderen die ihrigen an Bäume, um ihrem verunglückten Gefährten Beistand zu leisten. In diesem Geschäfte wurden sie von Roche und seinen Begleitern überrascht, welche ihnen sofort Hände und Füße fesselten.

Wir brachten unsere Gefangenen zurück, und als wir an dem Loche anlangten, entdeckten wir, daß wir durch die Räuber nicht nur nichts verloren, sondern im Gegentheil manche Artikel gewonnen hatten, die wir gut brauchen konnten. Einer der Rechtsgelehrten fand in dem Kruge noch hinreichend Branntwein, um seine Flasche zu füllen; der Geistliche konnte die Büchse, die er in der Prairie verloren, wieder ersetzen, und außerdem fanden wir die Kugelbeutel und Pulverhörner der drei ersten Räuber gut gefüllt. Auch eine grüne Mackinau-Decke und ein Sack gemahlenen Kaffees fiel uns bei dieser Gelegenheit zu.

Wir dankten der Vorsehung aus dem Grunde unserer Herzen, daß sie uns die Schurken in den Weg geführt hatte, und nahmen nach einem guten Mahle unsern Weg in südlicher Richtung wieder auf. Von den Rechtsgelehrten führte jeder einen der Spitzbuben, denen wir Knebel angelegt und die Hände auf den Rücken gebunden hatten, an einem Strick nach. Im ganzen Laufe des Tages unterhielt sich der Geistliche damit, daß er unsern Gefangenen, welche nun sahen, daß sie keine Aussicht zum Entrinnen hatten, und rasch neben den Pferden einhermarschirten — über Ehrlichkeit und Tugend vorpredigte.

Gegen Abend lagerten wir in einer jener kleinen Ebenen, die man so häufig in den Urwäldern des Westens findet. Wir hatten einen Weg von zwanzig Meilen zurückgelegt und unsere Thiere waren

in Folge des scharfen Morgenritts durch die Diebe sehr erschöpft. Da wir außerdem jetzt vier Fußgänger bei uns hatten, so konnten wir nicht so schnell, wie gewöhnlich, vorwärts kommen. Wir zündeten ein Feuer an, gaben unsern Gefangenen zu essen und legten zwei davon in unsere Mitte, während die beiden andern, die durch den Fall am Morgen sehr zerquetscht worden waren, ihr Lager neben dem Feuer erhielten, wo wir sie mit einer Decke versahen. Obgleich wir von unsern Arrestanten nichts befürchteten, da die beiden ersten an Händen und Füßen gebunden, die andern aber zu schwach waren, um sich zu rühren, beschloßen wir doch, Wache zu halten, und da Gabriel und ich während der letzten Nacht nicht geschlafen hatten, so erhielt Roche den Auftrag, mit Erfüllung dieser Vorsichtsmaßregel den Anfang zu machen.

Als ich erwachte, empfand ich ein Frösteln und bemerkte zu meinem Erstaunen, daß das Feuer ausgegangen war. Ich stand auf und sah augenblicklich nach den Gefangenen. Die zwei in unserer Mitte schnarchten noch laut, aber die beiden andern, denen man wegen ihrer schmerzlichen Quetschungen die Füße nicht gebunden hatte, waren fort. Der Wächter war einer von den Rechtsgelehrten, der dem Branntwein zu eifrig zugesprochen hatte und eingeschlafen war. Die Diebe hatten die Decke zurückgelassen; sie war noch warm und ich schloß daraus, daß sie noch nicht weit gekommen seyn konnten.

Der Tag brach eben an und ich weckte meine Gefährten. Der Rechtsgelehrte schämte sich sehr, bat auf's Demüthigste um Verzeihung und goß zum Beweise seiner Reue den Rest des Branntweins, den er noch in seiner Flasche hatte, auf den Boden. Sobald Gabriel und Roche auf den Beinen waren, späheten wir im Grase nach den Fußspuren, die auch bald entdeckt waren und geraden Wegs nach dem Platze führten, wo wir unsere Pferde unangebunden hatten weiden lassen. Wir bemerkten jetzt zum ersten Mal, daß den Pferden der drei Rechtsgelehrten, welche beschlagen gewesen,

Tags zuvor, als sie sich unter den Händen der Diebe befanden, die Eisen abgenommen worden waren.

Aus den Fußspuren, die nach allen Richtungen liefen, konnten wir deutlich entnehmen, daß die Flüchtlinge — wiewohl vergeblich — den Versuch gemacht hatten, einige von unsern Pferden zu greifen. Eine weitere Verfolgung der Fährte brachte uns bald an einen kleinen sandigen Bach, wo die Spur verloren ging; auf der andern Seite fanden wir aber zu unserem großen Erstaunen Merkmale, daß Hülfe zur Hand gewesen und die Diebe auf einem hohen amerikanischen Pferde entkommen waren, welches so leicht ging, daß die vier Hufe des Thiers verhältnißmäßig nur einen sehr schwachen Eindruck auf den Boden machten. Auch schien der linke Vorderfuß desselben beschädigt zu seyn, denn das Absetzen war nicht regelmäßig geschehen, bisweilen länger, bisweilen kürzer; auch wich die Spur hin und wieder einige Zolle von der Linie ab.

Ich kam augenblicklich auf den Gedanken, wir seyen durch eine andere Spitzbubenbande entdeckt worden, die sich entfernt habe, um Verstärkung herbeizuholen; eine nähere Untersuchung der Fährte half mir jedoch mit einemmale zur Lösung des Geheimnisses. Ich bemerkte nämlich, daß an den Stellen, wo die Hufnägel einen tiefern Eindruck hätten machen sollen, eine Erhöhung zurückgeblieben war, die Eisen also nicht mit Nägeln befestigt seyn konnten. Mein Argwohn wurde hiedurch geweckt, und auf einer weichen sandigen Stelle, durch welche die Spur ging, bemerkte ich, daß Etwas von dem linken Hinterfuße nachgeschleppt hatte, was, wie ich aus den zurückgelassenen leichten Eindrücken erkannte, wohl ein Stück Bindfaden seyn mußte. Ein wenig später entdeckte ich auf den weicheren Theilen des Bodens ein paar Zoll hinter und vor den Hufspuren zwei zirkelförmige Abdrücke, die sich nun entschieden als die Merkmale herausstellten, welche der Moccassin eines Mannes zurückläßt.

Das Geheimniß war nun enthüllt. Wir hatten unsere Gefangenen nie durchsucht; Einer derselben mußte den Pferden die Eisen

abgenommen haben, welche in diesen Gegenden sehr werthvoll sind, da sie nicht wieder ersetzt werden können. Nach dem vergeblichen Versuche, einige unserer Thiere zu fangen, hatten sie in dem Bache ihre Fährte verwaschen und dann mit Bindfaden die Hufeisen an ihre eigenen Füße befestigt. Sie stellten sich nun in die nöthige Entfernung von einander und brachen beide mit demselben Fuße auf, so den Schritt eines schnellen Rosses nachahmend.

Der Gedanke war scharfsinnig genug und bewies, daß die Halunken keine Neulinge in ihrem Gewerbe waren; indeß besaßen sie doch noch nicht jenen eigenthümlichen Takt, der dem Wilden natürlich ist. Wären sie Indianer gewesen, so hätten sie kleine Holzstücke in die Hufe gesteckt, um damit die Nägel nachzubilden — eine List, welche sie gerettet haben würde. Wir kehrten zu dem Lager zurück, um uns zu bewaffnen, und die Rechtsgelehrten, welche unser Vertrauen wieder zu gewinnen wünschten, baten, man möchte ihnen die Aufgreifung der Galgenstricke überlassen. Um Mittag kehrten sie ganz erschöpft zurück, brachten aber die Gefangenen mit sich, welche wir jetzt an Händen und Füßen banden und auch um den Leib an eine junge Fichte fesselten, die wir zu diesem Zwecke gefällt hatten. Es war nutzlos, am nämlichen Tage noch weiter zu reisen, da die Pferde der Rechtsgelehrten völlig ermattet waren. Außerdem besaßen wir hinreichend Munition, weshalb Einige von uns ausgingen, um etliche Hühner und Fasanen zu schießen und so für einige Tage Mundvorrath herbeizuschaffen. Alle meine Bemühungen, von den Gefangenen Auskunft zu erholen, waren vergeblich; denn sie setzten meinen Fragen, in welcher Richtung die Niederlassungen lägen, ein störrisches Schweigen entgegen.

Als wir Abends unser Mahl einnahmen, besuchte uns ein Rudel von Hunden, welche zehn Schritte von uns Halt machten und wüthend zu bellen anfingen. Anfangs glaubten wir, sie gehörten der Räuberbande und wurden zu Auftreibung der Reisenden benützt, weshalb wir hastig zu den Waffen griffen und uns zu einem Kampfe an-

schickten; als uns jedoch Gabriel versicherte, die Hunde seyen von einer eigenthümlichen Zucht, die man nur unter den Cherokesen, Choctaws, Creeks und andern Stämmen der am Red River wohnenden halb civilisirten Indianer finde, so begannen wir zu rufen und unsere Büchsen abzufeuern, indem wir hofften, so den Indianern ein Zeichen zu geben, welche muthmaßlich nicht weit von ihren Hunden entfernt waren. Wir brauchten nicht lange zu warten denn einige Minuten nachher sprengte ein rüstiger Haufen von achtzig Cherokesen aus dem Walde hervor, die ihre Pferde vor uns Halt machen ließen. Die nöthigen Aufklärungen waren schnell gegeben.

Seit langer Zeit war ungestraft auf den Pflanzungen über der großen Krümmung des Red River ein allgemeines Beraubungssystem geübt worden. Die Bewohner der Arkansas beschuldigten die Texianer, welche ihrerseits die verübten Verbrechen den Indianern zur Last legten. Yell, der Gouverneur von Arkansas, beklagte sich gegen Roß, den sehr talentvollen Häuptling der Cherokesen, welcher zur Antwort gab, daß die Räuber Arkansasmänner und Texianer seyen. Zum Beweise seiner Behauptung ließ er einen Haufen Krieger das Land durchstreifen, welche das Gesindel aufsuchen und greifen sollten. Sie hatten nun seit zwei Tagen eine Fährte verfolgt, bis ihre Hunde, welche die Spur der Rechtsgelehrten und ihrer Gefangenen auswitterten, die Kriegerabtheilung zu unserem Lagerplatze leiteten.

Wir gaben ihnen unsere Gefangenen, die wir uns herzlich gerne vom Hals schafften, worauf der Indianerführer großmüthig einem seiner Leute befahl, sein Pferd sammt Sattel an den Geistlichen abzutreten. Dies konnten wir natürlich nicht annehmen, ohne das Thier zu bezahlen, weshalb Jeder von uns zehn Dollars beischoß, um sie dem Besitzer des Pferdes einzuhändigen, der durch diesen Handel gewiß nicht in Schaden kam.

Am nächsten Morgen rieth uns der Cherokesenführer, eine

südliche Richtung einzuschlagen, bis wir an die Quellen der Sabine kämen; von dort aus könnten wir entweder nördlich oder östlich durch das Rohrgebüsch' und die Lichtungen der neuen Ansiedler in wenigen Tagen den Red River erreichen. Ehe wir uns trennten, machten uns die Indianer Geschenke mit Pfeifen und Tabak, die wir recht wohl brauchen konnten, und nach einem tüchtigen Frühstück nahmen wir unsere Reise wieder auf.

Einunddreißigstes Kapitel.

Die Cherokesen, von denen uns, wie im vorigen Kapitel erwähnt wurde, eine Kriegerabtheilung so freundlich behandelte, sind wahrscheinlich bestimmt, in der künftigen Geschichte von Texas keine unbedeutende Rolle zu spielen, und haben im Laufe der letzten paar Jahre sowohl der texianischen, als der vereinigten Staaten-Regierung eine strenge Lehre ertheilt. Der Leser weiß bereits, daß in Folge einer mißverstandenen Politik das Gouvernement zu Washington diese Stämme halbcivilisirter Indianer aus mehreren südlichen Staaten entfernt hat, obgleich sie zuverlässig den ehrenhaftesten und fleißigsten Theil der Bevölkerung bildeten. Die Cherokesen, die Creeks, die Choctaws und Andere ließen sich nun an den Nordufern des Red River nieder, in dem Gebiete westlich von den Arkansas.

Sobald die Cherokesen mit einer Bevölkerung von vierundzwanzigtausend, die Creeks mit zwanzigtausend und die Choctaws mit fünfzehntausend Köpfen ihr neues Land erreicht hatten, legten sie sich fleißig auf den Ackerbau, und da sie reich waren, auch an Sklaven und Vieh keinen Mangel hatten, so wurden ihre Baum-

wollenpflanzungen bald die schönsten im Westen des Mississippi; ja, in der letzten Zeit brachten sogar alle Amerikaner und Texianer im Bereiche von hundert Meilen um die indianischen Niederlassungen ihre Baumwolle auf die Mühlen und Pressen der Letzteren, um sie daselbst reinigen und in Ballen formen zu lassen, ehe sie nach Neu-Orleans verschifft wurde. Einige Jahre vor der Unabhängigkeitserklärung von Texas hatte sich eine kleine Anzahl von Cherokesen als Pflanzer auf dem texianischen Gebiete niedergelassen, wo sie sich durch ihr gutes Benehmen und die vortreffliche Beschickung ihrer Farmen großen Reichthum erwarben und die Geneigtheit der Indianerstämme in ihrer Nachbarschaft, nämlich der Cushaten, der Caddoes und sogar der Comanchen gewannen.

Nachdem sich Texas von Mexiko losgerissen hatte, glaubte das Gouvernement für seine nördlichen Distrikte keine bessere Bevölkerung wünschen zu können, als die Cherokesen, weshalb es weitere paar hundert einlud, den Red River zu verlassen und sich auf texianischem Grund und Boden niederzulassen. Um den Antrag noch einladender zu machen, wurde in der ersten Sitzung des Kongresses beschlossen, ihnen zwei- oder dreimalhunderttausend Acres Landes anzuweisen, die sie in einem beliebigen Bezirke wählen sollten. Hiedurch ließen sich Hunderte der reichsten Cherokesen-Pflanzer bewegen, mit ihrer ganzen Habe nach Texas überzusiedeln. So standen die Dinge bis zu der Präsidentschaft Lamars, eines Mannes, welcher der Aufgabe durchaus nicht gewachsen war, über ein neues Land zu herrschen.

Unter seinem Gouvernement wurden die Texianer nicht länger durch die Thatkraft und Ehrenhaftigkeit eines Austin oder Houston im Zaume gehalten; sie folgten jetzt ihren Gelüsten und ließen sich so barbarische und grausame Handlungen zu Schulden kommen, daß die civilisirten Völker Europas ohne Zweifel den Namen Texas aus der Liste der Nationen gestrichen haben würden, wenn sie von dem Sachverhalten gebührend unterrichtet worden wären.

Ich habe bereits die Ermordung der Comanchen-Häuptlinge in San Antonio und die jämmerliche Diebsexpedition nach Santa Fé berührt, aber diesen beiden Schandflecken ging ein noch weit schmählicherer voran.

Die Cherokesen, welche nach Texas ausgewandert waren, gediehen in ihrer Niederlassung, als dem Bankerut der Kaufleute in den vereinigten Staaten auch die Zahlungsunfähigkeit der Pflanzer folgte. Demgemäß schmuggelten Hunderte von Plantagenbesitzern in Tenesse, Mississippi, Alabama und Arkansas ihre Neger sammt ihrem übrigen Eigenthum nach Texas, und da sie sich aus Furcht vor den Mexikanern und Indianern nicht getrauten, zuweit westwärts zu ziehen, so blieben sie im östlichen Lande an den Flüssen, an denen bis jetzt die Schifffahrt bereits versucht worden war.

Diese neuen Ankömmlinge hatten jedoch mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, mußten Gründe lichten, Brücken bauen, Sümpfe und Schlammlöcher austrocknen und fanden außerdem, daß sie mit den Cherokesen nicht zu concurriren vermochten, da diese bereits seit längerer Zeit ansäßig waren und durch ihre reichlichen Mais-, Baumwolle- und Tabaks-Ernten in die Lage gesetzt waren, ihre Güter um die Hälfte des Preises loszuschlagen, den die weißen Pflanzer zu realisiren wünschten. Die Europäer zogen es deshalb natürlich vor, sich in der Nähe der Cherokesen anzusiedeln, von denen sie das Bushel Mais um fünfzig Cents erhalten konnten, während die amerikanischen Pflanzer zwei Dollars und bisweilen sogar drei forderten. In kurzer Zeit wurde der Cherokesen-Distrikt dicht bevölkert, erhielt gute Straßen, Brücken und Fähren über jeden schlammigen Fluß und gewann mit Einem Worte den übrigen östlichen Niederlassungen von Texas den Vorsprung eines vollen Jahrhunderts ab.

Die texianischen Pflanzer aus den vereinigten Staaten machten der Regierung Vorstellungen, daß sie keine Aussicht hätten,

das Land zu bauen und im Osten Städte anzulegen, so lange man den Cherokesen zu bleiben gestatte, und unterstützten ihr Gesuch noch obendrein mit einer Klausel, in welcher sie zeigten, daß der geringste Preis, den die Regierung von neuen Uebersiedlern aus den vereinigten Staaten für den Acre cherokesischen Landes erzielen könnte, zehn Dollar betragen würde. Dieses letztere Argument gewann die Oberhand, und trotz des Widerspruchs einiger ehrlichen Leute fochten die gierigen Gesetzgeber die Gültigkeit der Schenkungsacten an, welche die frühere Präsidentschaft erlassen hatte. Die Verleihung an die Cherokesen wurde daher zurückgenommen und den Indianern selbst bedeutet, daß sie unverweilt ihre Pflanzungen abzutreten und Texas zu verlassen hätten.

Die Cherokesen würdigten diese Aufforderung keiner Antwort und da sie den Charakter der Texianer kannten, so versuchten sie nicht einmal, sich auf die Gerechtigkeit zu berufen, sondern schickten sich im Gegentheil an, ihr Eigenthum gegen jeden Einfall zu vertheidigen. Dies kühlte das Feuer der Texianer ein wenig ab und sie boten jetzt den Indianern zwölf Cents für den Acre ihres Landes — ein Vorschlag, der natürlich nicht angenommen wurde. Auch waren die Cherokesen zu sehr gefürchtet, als daß man sie wahrscheinlich je belästigt haben würde, wenn sich nicht die texianische Regierung einen Act der feigsten Büberei und die vereinigten Staaten eine schmachvolle Gleichgültigkeit hätten zu Schulden kommen lassen.

In Alabama, Tenesse und Arkansas waren die Arbeitspreise so tief gesunken, daß Tausende von Individuen ihre Farmen verließen, um Pferdediebe und Negerschmuggler zu werden. Viele davon kamen mit ihrem Raube zu den Cherokesen, um ihn zu verkaufen; aber diese mochten nicht nur mit den Schuften nichts zu thun haben, sonderu straften sie mit Strenge, indem sie bei solchen Gelegenheiten ihren eigenen Criminal-Codex in Anwendung brachten. Die Elenden nährten daher Racheplane, die sie allerdings nicht

selbst auszuführen wagten; da sie jedoch die Habgier ihrer Landsleute kannten, so verbreiteten sie die unglaublichsten Mährchen über den Reichthum und den Wohlstand der Cherokesen. Dieser Plan gelang; denn sobald der Zwist zwischen den Mexikanern und Cherokesen in den westlichen Staaten ruchbar wurde, bildeten sich alsbald mehrere Banden, welche in Erwartung reicher Beute nach Texas zogen und dem Congreß zu Vertreibung der Cherokesen ihre Dienste anboten. Dies wurde bekannt, und mehrere ehrenwerthe Männer machten dem Gouvernement der vereinigten Staaten Vorstellungen, ohne daß jedoch Notiz davon genommen wurde, und die westlichen Staaten gaben der Expedition jeden Vorschub, da sie wahrscheinlich froh waren, in dieser Weise mit einemmal den Abschaum ihrer Bevölkerung los zu werden.

Einige Monate lang schlugen die Cherokesen ohne Unterlaß ihre Feinde, vernichteten die Banden, sobald sie sich neu gebildet hatten, und behandelten die Gefangenen als gemeine Straßenräuber; da sie aber Landwirthe waren und nicht zumal fechten und den Boden urbar machen konnten, so sannen sie jetzt darauf, ein so ungastliches Land zu verlassen, um so mehr, da sie finden mußten, man nehme jetzt, da man ihnen im Felde nichts anhaben konnte, seine Zuflucht zu einem Mordbrenner- und Plünderungssystem, welches ihnen verderblicher wurde, als ein offener Krieg.

Die Cherokesen ersahen wohl, daß die westlichen Staaten ohne Unterlaß ihr Gesindel gegen sie ausschicken würden, so lange noch Raub und Beute in Aussicht stand. Sie zerstörten daher ihre Farmen und Brücken, sammelten ihre Pferde und Vieh und zogen sich an den Red River zu ihrem eigenen Volke zurück.

Auf diesen Cherokesen-Feldzug thun sich die Texianer gewaltig viel zu gute, indem sie sagen, sie hätten die Indianer aus ihrem Lande getrieben. Freilich mögen sie die eigentliche Thatsache nicht veröffentlichen, welche darin besteht, daß für jeden erschlagenen Cherokesen zwanzig Texianer in's Gras beißen mußten.

Seitdem haben die Cherokesen, Choctaws und Creeks mehrere Kriegsberathungen gehalten, und ich zweifle nicht, daß sie nur auf eine Gelegenheit warten, um sich zu rächen um die ganze östliche Bevölkerung von Texas zu vertilgen.

Es ist eine Thatsache, daß eine democratische Regierungsform bei einem gänzlich verderbten Volke durchaus nichts wirken kann. Austin, der Vater der texianischen Colonisation, verließ das Land mit Abscheu. Houston, der seinem Feldherrntalent und wohlbekannten Muthe die Präsidentschaft verdankt, hat erklärt, daß er seinem Vorgänger folgen, und sich nach den vereinigten Staaten zurückziehen wolle, um seinem ursprünglichen Berufe als Rechtsgelehrter nachzugehen. So demoralisirt ist der Zustand von Texas in diesem Augenblick; was noch weiter kommen mag, liegt im Schooße der Zukunft.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Wir hatten nun die Ansiedelungen der Weißen an der Sabine erreicht und fanden zu unserem Erstaunen, daß wir eher von der Civilisation zurückschritten, als uns derselben näherten. Die Farmen der Wakoes und die wohlgebauten Felder der Pawnee-Picten mit ihrem zahlreichen Vieh und den gemächlichen Wohnungen bildeten einen schroffen Gegensatz gegen die erbärmlichen, zwölf Fuß im Gevierte haltenden Schmutz- und Blockhütten, an denen wir jetzt vorbeikamen. Jeder Farmer, der uns begegnete, war ein treues Abbild von Armseligkeit und Noth; ihre von Schmutz starrenden Weiber konnten mit den zerlumpten Kleidern kaum ihre Blöße be-

decken, ihr Vieh zehrte vor Hunger ab, und die Pferde waren so schwach, daß sie sich kaum auf den Beinen zu halten vermochten.

Wo war nun die gepriesene Ueberlegenheit der Texianer über die indianische Raçe? Oder gehörten die Individuen um uns jener Klasse von Wesen an, die es nicht wagten, im Bereiche des Gesetzes zu weilen und deshalb genöthigt waren, ein Gränzleben zu führen, wo sie alle Schrecken des Hungers und eines indianischen Kriegs zu befahren hatten? Als wir Erkundigung einzogen, entdeckten wir, daß diese Gränzbewohner mehr oder weniger hochstehende Mitglieder der texianischen Republik waren; der Eine ein General, der Andere ein Obrist, wieder Andere Sprecher im Hause der Repräsentanten und Viele davon Kongreßmitglieder, Richter und Magistratspersonen. Ungeachtet ihrer hohen Würden hielten wir es aber nicht für räthlich, unter ihnen zu weilen, sondern zogen rasch vorbei, unsere Büchsen über die Sattelknöpfe gelegt, denn aus den gierigen Blicken, welche diese Magistratspersonen und großen Männer hin und wieder auf unsere Pferde und unser Sattelzeug warfen, versahen wir uns mit jedem Augenblick eines Angriffs.

Ein rascher Ritt von zwei Stunden brachte uns nach einer zweiten Niederlassung, welche sehr auffallend gegen die erste abstach. Hier waren sämmtliche Häuser nett und geräumig, mit schönen Scheunen und Ställen versehen; die Felder hatten eine gute Verzäunung und waren mit einem grünen Kleeteppich bedeckt, auf welchem Rindvieh und Pferde von trefflicher Zucht weideten.

Dieses Gepräge von Wohlhabenheit gab uns wieder neues Vertrauen zu der Civilisation, das wir bei dem Anblicke der ersten Niederlassung ganz verloren hatten. Unter Anderem bemerkten wir auch einige Wohnungen, die mit geschmackvoll angelegten Gärten umgeben waren, weshalb wir Halt machten, um zu sehen, ob wir nicht für uns und unsere Thiere Erfrischungen erhalten könnten. Drei oder vier schmucke Knaben eilten heraus, um uns die Pferde abzunehmen, und ein ehrwürdiger alter Mann lud uns ein, seinen

Herd mit unserer Gegenwart zu beehren. Er war ein Mormone und theilte uns mit, daß östlich von Texas Hunderte von Farmern, welche nur in kurzer Entfernung von einander wohnten, dieser Sekte angehörten; wenn wir daher im Sinne hätten, durch Arkansas zu ziehen, so könnten wir, wenn wir wollten, bis an die Südgränze des Missouristaates jeden andern Tag in einer Mormonen-Farm einsprechen.

Wir beschlossen, uns diese Mittheilung zu Nutzen zu machen, und wähnten jede Mormonenwohnung so reinlich und gemächlich, wie diese zu finden, entdeckten aber bald, daß wir uns getäuscht hatten, denn während einer fünfzehntägigen Reise zwischen der Sabine und einem Orte, Boston genannt, hielten wir bei sechs verschiedenen Mormonen-Farmen an, um entweder zu übernachten oder ein Mittagsmahl einzunehmen; sie hatten aber durchaus keine Aehnlichkeit mit dieser ersten und sahen nichts weniger als gemächlich oder wohlhabend aus. Ein Umstand zog jedoch unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich: alle Mormonen-Pflanzer, reich oder arm, besitzen nämlich eine vortreffliche Rindvieh- und Pferdezucht; auch haben sie stets ihre Scheunen mit dem Ertrage der letztjährigen Ernte angefüllt. Später erfuhr ich, daß diese Farmer nur besoldete Agenten der Mormonen-Aeltesten sind und, im Falle eines Angriffs vom Westen auf Joe Smith und seine Leute die Mormonen-Armee augenblicklich mit frischen Pferden und dem für einen Feldzug nöthigen Mundvorrath zu versehen haben.

Eines Morgens trafen wir auf einen texianischen Konstabel, der einen Mörder arretiren wollte. Er fragte uns nach der Zeit, da er keine Uhr habe, und sagte, daß uns ein Ritt von einigen Minuten nach Boston, einer neuen texianischen Stadt, bringen würde.

Wir sahen uns vergeblich nach Spuren um, die uns auch nur die Nachbarschaft eines Dorfes ankündigen konnten; endlich tauchte jedoch aus einem Sumpfe, durch welchen wir uns mehr als eine

Stunde lang placken mußten, zwischen den Bäumen ein langes Gebäude aus unbehauenen Stämmen der Schwarztanne auf, und wie wir näher kamen, bemerkten wir, daß der Raum zwischen den Blöcken (etwa sechs Zoll) noch nicht einmal ausgefüllt war, vermuthlich, um der Luft eine freie Circulation zu verschaffen. Dieses Haus war, wie uns ein nackter Neger belehrte, Ambassadors Hall, das große und einzige Hotel des texianischen Boston.

Zweihundert Schritte weiter entfernt entdeckten wir eine Menge von Individuen, die ein ähnliches Gebäude, aber ohne Dach, umschwärmten. Ich spornte mein Roß, weil ich glaubte, einen Hahnenkampf oder eine Boxerei mit ansehen zu können; meine amerikanischen Reisegefährten, welche besser mit den Sitten und Gebräuchen der Eingebornen vertraut waren, erklärten jedoch, daß dies das „Gerichtshaus" sey. Da wir hier nichts zu thun hatten, so lenkten wir unsere Pferde gegen das Wirthshaus zurück, und das Bellen eines Rudels hungriger Hunde versammelte bald einen Schwarm Bostoner um uns her.

Es ist sonderbar, daß man einem unausgebauten Blockhause den Namen einer Stadt geben mag, aber so ist's einmal in Texas üblich. Jedes Individuum, das dreihundert Acres Landes besitzt, nennt sein Grundstück eine Stadt, und sein Haus wird mit einemmale Schenke, Postbureau, Rathhaus, Bank, Landverkaufsbureau — kurz, Alles in Allem. Ich habe einen Mann in der Nähe des Red River kennen gelernt, der von dem Gouvernement den Titel eines Postmeisters erhielt, aber im Laufe der fünf Jahre, während welcher er diesen Posten behauptete, nicht einen einzigen Brief unter die Hände bekam.

Diese Stadtmanie ist eine ganz eigenthümliche Krankheit der vereinigten Staaten und gibt dem Reisenden häufig Anlaß, seine Erwartungen getäuscht zu finden. In dem Jova-Gebiet fragte ich einmal einen Farmer um den Weg nach Dubugue.

„Ein Fremder, rechne ich“ antwortete er; „aber gleichviel, der Weg ist gut genug zu finden. Nun, merkt auf, was ich sage. Wenn Ihr durch den Strom geritten seyd, schlagt Ihr die Militärstraße ein, bis Ihr in die Prairie kommt; dann reitet Ihr zwanzig Meilen ostwärts bis zur Stadt Caledonia, wo man Euch weitere Auskunft geben wird.“

Ich setzte über den Fluß, konnte aber trotz eines halbstündigen Suchens keine Militärstraße finden, weshalb ich wieder zu meinem Wirthe zurückkehrte.

„Warum nicht gar!“ antwortete er; „ei, die Bäume sind ja zu beiden Seiten des Weges geschält.“

Wäre mir dies gleich Anfangs mitgetheilt worden, so hätte ich allerdings nicht fehlen können, denn ich hatte die geschälten Bäume, welche einen Roßpfad bezeichneten, wohl bemerkt; so aber war von einer Militärstraße die Rede gewesen, und ich erwartete, auch Etwas zu treffen, was diesem Namen entspräche. Ich nahm meinen Weg wieder auf und kam in die Prairie. Die Sonne brannte heiß, und da ich mein Pferd zu tränken wünschte, so war ich ganz entzückt, als ich eine halbe Meile von der Fährte ab eine ärmliche Hütte, sechszehn Fuß in's Gevierte, zu Gesicht bekam. Ein paar Minuten brachten mich vor die Thüre. Ich band mein Pferd an einen Pfahl, auf welchem sich ein viereckiges Brett befand, das vorn und hinten mit hieroglyphischen Zeichen bemalt war. Ein näherer Augenschein ließ mich auf der einen Seite das Wort „ICE,“*) auf der andern das Wort „POSTOFF“ unterscheiden.

„Ein Russe, ein Schwede, oder ein Norweger,“ dachte ich, denn es war mir bekannt, daß Jowa acht- oder zehntausend Auswanderer aus den gedachten Ländern enthielt. „Eis — gut, das ist ein Luxusartikel, den ein Reisender in der Prairie selten finden

*) Ice — deutsch: Eis.

wird — wird aber freilich ziemlich theuer seyn. Nun, gleichviel, ich muß davon haben."

Ich trat in die Hütte und fand ein schmutziges, halbnacktes Weib, das an der Kaminecke auf einem Schemel schlumerte.

„Kann ich Milch haben?" fragte ich, indem ich sie aufweckte.

Sie sah mich an und schüttelte den Kopf. Augenscheinlich verstand sie mich nicht, brachte aber demungeachtet einen steinernen Krug voll Branntwein, einen hörnernen Becher und einen Krug mit Wasser.

„Wollt Ihr nicht meinem Pferde gleichfalls einen Eimer Wasser geben?" fragte ich wieder.

Das Weib beugte sich nieder und zog unter dem Bette ein völlig nacktes, vierzehnjähriges Mädchen, dessen Haut so zäh war, wie die eines Alligators, hervor, und schickte sie mit einem großen Eimer nach dem Brunnen. Nachdem also für mein Thier gesorgt war, setzte ich mich auf einen Baumstumpf, der statt eines Stuhles diente, und redete meine Wirthin abermals an.

„Nun, meine gute Frau, ich möchte jetzt etwas Eis haben."

„Was?" antwortete sie.

Da ich ihr nicht begreiflich machen konnte, was ich wünschte, so sah ich mich genöthigt, meinen Branntwein mit fast warmem Wasser zu trinken. Sobald sich mein Pferd erfrischt hatte, zahlte ich meine Zeche und brach auf.

Nach einem Ritte von weiteren drei Stunden dehnte sich noch immer die Prairie vor mir aus, so weit das Auge reichte, ohne daß ich die Stadt Caledonia bemerken konnte, obgleich ich nun überzeugt war, die Entfernung, welche mir mein Wirth am Morgen namhaft gemacht hatte, bereits zweimal zurückgelegt zu haben. Zum Glücke entdeckte ich in der Entfernung einen Mann, der auf mich zuritt. Wir trafen bald zusammen.

„Wie weit ist's nach der Stadt Caledonia?" fragte ich.

„Achtzehn Meilen," antwortete der Reisende.

„Treffe ich unterwegs auf keine Farm?“ entgegnete ich. „Mein Pferd ist müde.“

Der Reiter sah mich erstaunt an.

„Ei, Sir,“ entgegnete er, „Ihr dreht der Stadt ja den Rücken zu und seyd bereits achtzehn Meilen darüber hinaus.“

„Unmöglich!“ rief ich; „ich bin nie von der Fährte abgegangen, ein einziges Mal ausgenommen, als ich mein Pferd an einer kleinen Hütte tränkte.“

„Ganz recht,“ entgegnete er; „sie gehört dem General Hiram Washington Tippet; er hat das Postoffice.*) Nun ja, Sir, das war Caledonia Stadt.“

Ich dankte ihm, sattelte mein Pferd und bivouakirte, wo ich war, herzlich über meinen Mißgriff lachend, daß ich „ICE“ verlangt hatte, während doch die Aufschrift der beiden Brettseiten ein einfaches Postoffice benannte.

Ich muß jedoch nach Boston und seinem Gerichtshause zurückkehren. Da eben die Zeit der Assisen war, hatten sich fünfzig oder sechszig Individuen aus den verschiedensten Gegenden zusammengefunden, um entweder den Verhandlungen anzuwohnen oder ihre Pferde, ihre Sättel, ihre Schnappmesser oder sonstige Gegenstände auszutauschen; denn wenn das Gesetz seine Funktionen übt, ist der Texianer gerade am eifrigsten darauf bedacht, zu tauschen, zu spielen, zu betrügen, Taschen zu fegen und vor dem Richter Händel anzufangen, um damit zu zeigen, daß er den Teufel nach dem Gesetze fragte.

Kurz nach unserer Ankunft wurde die Dinerglocke geläutet und ich saß zum erstenmal in meinem Leben an einer amerikanischen Table d'hote. Da ich unter den Indianern erzogen wurde, so darf man sich nicht wundern, wenn ich nicht wenig erstaunt war, denn ehe noch meine Begleiter und ich Zeit hatten, Platz zu neh-

*) Postbureau.

men und ein besonderes Gericht auszulesen, schwand Alles vor uns wie ein Traum dahin. Ein General, der mir gegenüber saß, faßte ein Huhn und hatte demselben in einem Nu Flügel und Beine abgesäbelt. Ich meinte, es sey sehr höflich von ihm, daß er auch für Andere tranchire, und hoffte, er werde, nachdem er sich selbst bedient habe, die Schüssel herüberbieten, mußte aber bald zu meiner Ueberraschung bemerken, daß er alles Abgeschnittene für sich behielt und das Gerippe des Vogels zurückstieß. Ehe ich mich noch von meinem Erstaunen erholt hatte, war sein Teller leer. Ein Anderer langte nach einer Platte mit Preiselbeeren, eine Frucht, die ich sehr liebte, und ich wartete, bis er sich genommen hätte, um dann selbst auch zugreifen zu können; er war aber noch gieriger als der General, denn er verfügte mit einem ungeheuren Hornlöffel über den ganzen Vorrath.

Die Tafel war nun von Allen verlassen, mich selbst und meine Begleiter ausgenommen, die mit kläglichen Gesichtern ihren Hunger durch einige übrig gebliebene Kartoffeln zu beschwichtigen suchten. Wir riefen den Wirth und forderten noch etwas zu essen, konnten aber nur mit großer Schwierigkeit noch ein halb Dutzend Eier und eben so viele Schnitten eingesalzenes Schweinefleisch erhalten. Diese Lektion ging an mir nicht verloren, denn so oft ich später durch die Staaten reiste, bediente ich mich stets, ehe ich Platz genommen hatte, ohne mich um meine Nachbarn zu kümmern. Höflichkeit bei Tafel mag wohl in Europa oder unter den Indianern angehen, nicht aber unter den Amerikanern, da man damit verhungern würde.

Um uns nach dem Diner die Zeit zu vertreiben, begaben wir uns nach dem Gerichtshause und waren so glücklich, ein Plätzchen zu finden, wo wir Alles hören und sehen konnten, was vorging.

Der Richter saß auf einem Stuhle, an dessen Lehne er so angelegentlich mit dem Messer schnitzelte, daß er ganz vergessen zu haben schien, wo er war. Rechts und links von ihm hockten auf vier-

eckigen Blöcken ein halb Dutzend Geschworene, welche in einem ähnlichen Zeitvertreibe begriffen waren. Das ganze Gerichtspersonal hatte Cigarren im Munde und regalirte sich hin und wieder aus einer Branntweinflasche. Der Attorney, welcher stand, hielt rauchend seine Anrede an die Jury; desgleichen rauchte der Kläger, der Beklagte und das ganze Auditorium. Die Zuhörer saßen rittlings auf parallelen, zwanzig Fuß langen Bänken, die bequemlichkeitshalber perpendikulär gegen den Richter zuliefen, sahen über die Schultern ihre Vordermänner weg, und Jeder zerschnitzelte gleichfalls eifrig den Theil der Bank, welcher sich zwischen dem eigenen Dickbein und dem des Nachbars befand. Es war ein ganz eigenthümlicher Anblick, und ein neuer Ankömmling aus Europa würde vermuthet haben, die Versammlung bestehe aus einem „Schnitzler-Club."

Nachdem ich mir die Anwesenden betrachtet hatte, weihte ich dem Gerichtsfalle meine Aufmerksamkeit, und da ich mich gerade hinter dem Beklagten befand, so erfuhr ich bald, wie in Texas oder wenigstens im Texianischen Boston Gerechtigkeit geübt wird. Dem Anscheine nach war der Beklagte der Postmeister und Alleinhändler des Bezirks. Der Sohn des Klägers war vor zwei oder drei Wochen in seinen Laden gekommen, um seinen Bedarf an Kaffee, Zucker und Mehl einzukaufen, und hatte ihm eine gute Hundert-Dollarnote von einer Neuorleaner Bank zum Wechseln gegeben. Der Kaufmann zahlte eine Note von fünfzig und eine andere von zehn Dollars heraus. Zwei Stunden nachher hatte der junge Mann sein Pferd sammt Wägelchen gegen einen Frachtwagen mit zwei Paar Ochsen vertauscht und sollte noch zwanzig Dollars aufgeben, weshalb er die fünfzig Dollarnote präsentirte, die aber als falsch zurückgewiesen wurde. Er kehrte daher zu dem Kaufmann zurück und verlangte, daß ihm derselbe eine gute Note gebe. Letzterer weigerte sich jedoch und entgegnete: „Warum habt Ihr sie genommen? Ich will verdammt seyn, wenn ich Euch anderes Geld darum gebe." Der junge Mann erklärte

dies für schändlichen Betrug, worauf ihm der Kaufmann ein eisernes Neunpfundgewicht an den Kopf warf, so daß der Unglückliche todt auf dem Platze blieb.

Der Attorney, der jetzt für den Beklagten plaidirte, suchte nun der Jury begreiflich zu machen, daß der Todtschlag nur als ein zufälliger betrachtet werden könne, denn der Kaufmann habe das Gewicht bloß im Scherze geworfen, um den Menschen fortzujagen, welcher ihn in seinem eigenen Hause beschimpfte; seltsamerweise wurde jedoch die Note nicht im Mindesten berührt, obschon Jedermann vollkommen wußte, daß der Kaufmann sie hergegeben hatte und daß es zu dessen Gewerbe gehörte, an unerfahrne Kunden gefälschte Noten zu verabfolgen. Sobald der Rechtsgelehrte seine Vertheidigung beendigt hatte, wurde der Kaufmann von dem Richter aufgerufen, anzugeben, wie sich die Sache zugetragen habe. Er stand auf: —

„Je nun," sagte er, „es war ganz so, wie der Attorney gesagt hat. Ich wollte dem Burschen keinen Schaden thun, aber er nannte mich einen Betrüger. Da ich sah, der Mensch sey in Leidenschaft, so kümmerte ich mich nicht darum, sondern sagte bloß: ‚wie könnt Ihr Euch unterstehen, Sir?' und warf das Stück Eisen, um ihn zu erschrecken. Nun fiel aber der Schlingel nieder, wie ein Ochse, und ich meinte, er wolle mir einen blauen Dunst vormachen. Ich lachte und sagte: ‚Laßt mir Eure Possen bleiben;' aber er war todt. Ich glaube, das Ding muß unterwegs irgendwo gestreift und so die Richtung nach seinem Kopf genommen haben. Ich wollte den Burschen nicht tödten — hole mich der Teufel, wenn's nicht wahr ist!"

Die Geschwornen sahen einander mit beifälliger und bedeutungsvoller Miene an, die wie Erkenntniß auf zufälligen Tod aussah. Gabriel berührte die Schulter des Kaufmanns und bemerkte gegen ihn:

„Ihr hättet sagen sollen, daß Ihr nur die Absicht hattet, einen Musquito an der Wand zu tödten."

„Ein kapitaler Einfall!" rief der Beklagte. „Ich will verdammt seyn, wenn ich nicht einen Musquito todt werfen wollte, der meinem Syrup zusprach."

In diesem Augenblicke näherte sich einer der Geschwornen dem Kaufmann und redete ihn leise an. Ich konnte die Worte nicht verstehen, hörte aber noch zu guter Letzt den Geschwornen sagen, daß Alles recht sey. Diesem Verwalter der Gerechtigkeit folgte ein Anderer, und dann der Reihe nach alle übrigen Geschwornen, um ein kleines Privatgespräch mit dem Angeklagten zu halten. Endlich geruhete auch der Richter von seinem Schnitzeln abzulassen und gleichfalls seinen Handel zu schließen, was er ganz offen that. —

„Habt Ihr gute Sättel, Fielding? Der meinige sieht etwas schäbig aus."

„Ja, beim Henker, einen schönen, mit blauem Tuch und silbernen Nägeln beschlagen — Philadelphiaarbeit ersten Ranges — hat sechszig Dollars gekostet."

„Der wird recht seyn," antwortete der Richter nach seinem Sitz zurückkehrend.

Zehn Minuten nachher lautete das Verdict gegen den Beklagten auf unvorsätzlichen Todtschlag, und der Richter meinte in seiner Rede, der arme Veranlasser sey durch den Kummer, den ein derartiger Vorfall auf ein edles Gemüth üben müsse, bereits hinreichend gestraft. Die Gerichtssitzung löste sich auf, und Fielding brach, wahrscheinlich, um die Tiefe seines Schmerzens zu zeigen, in drei Hurrahs auf, welche von dem ganzen Gerichtspersonal erwiedert wurden. An den Kaufmann erging nun die Aufforderung, die ganze Gesellschaft zu regaliren, worin er natürlich einwilligte, und Alle verließen jetzt das Gerichtshaus. Gabriel und ich blieben zurück.

Er hatte es oft versucht, mir den Gedanken, nach den vereinigten Staaten und nach Europa zu gehen, auszureden, indem er mir bedeutete, daß man mich allenthalben zum Besten haben und unter dem Scheine eines Eingehens auf meine Plane nach Kräften

ausbeuten werde. Aus seinem eigenen Leben hatte er mir viele Beispiele von Thorheit und Leichtgläubigkeit mitgetheilt, durch welche er eine hohe Stellung in der civilisirten Gesellschaft verscherzte und nach der westlichen Welt getrieben wurde, folglich konnte er mir aus eigener Erfahrung voraussagen, daß ich mich in meinen Erwartungen täuschen und nichts als Verdruß und Aerger ernten würde. Aber ich war ein Neuling in der Welt, die ihm so gut bekannt war, und meinte, nur seine Erbitterung veranlasse ihn zu solchen Hohnreden. Wie gerne hätte er mich bewogen, daß ich mit ihm zu meinem Shoshonenstamme zurückkehre und die Jagd nach Dingen aufgebe, die ich nie erreichen würde. Er hatte Recht, aber ich war hartnäckig. Auch die gegenwärtige Gelegenheit ließ er nicht entschwinden, ohne mir eine Lehre zu geben.

„Du hast hier ein Beispiel von der Gerechtigkeit gesehen," sagte er, „die in diesem sogenannten civilisirten Lande geübt wird. Ein paar Hundert Dollars haben einen Mörder gereinigt, den unter den Shoshonen keine hundert Millionen gerettet haben würden."

„Aber Texas ist nicht Europa," versetzte ich.

„Nein," versetzte Gabriel, „das nicht, aber wie in Texas, kann man auch in Europa für Geld Alles, ohne Geld nichts haben."

In diesem Augenblicke bemerkten wir einen Mann, der, in seine Decke gehüllt, an einem Baume lehnte. Er betrachtete die Gruppe, die sich nach dem Wirthshause begab, und in seinem Innern wütheten augenscheinlich die bittersten Gefühle des Hasses und der Rachsucht. Er war so sehr in Gedanken vertieft, daß er uns nicht bemerkte. Es war der Kläger, dessen Sohn ermordet worden. Gabriel nahm wieder auf:

„Betrachte Dir diesen Menschen; er war der Kläger, der Vater des jungen Burschen, der so schändlich beraubt und ermordet wurde. Augenscheinlich ist er ein armer Bauer, sonst würde der Mörder gehangen worden seyn. Er brütet jetzt über Rache; das Gesetz verschaffte ihm keine Gerechtigkeit, deshalb wird er sie selbst

nehmen und wahrscheinlich schon in dieser Nacht oder morgen seine Schritte thun.

„Ungerechtigkeit erzeugt Verbrechen, und unter hunderten werden neunundneunzig durch die Unmacht des Gesetzes hervorgerufen. Man läßt sich Einmal Ungerechtigkeit gefallen und handelt dann gegen Andere, wie man selbst behandelt wurde. Dieser Mensch ist vielleicht bis auf diese Stunde ein guter, fleißiger und gastfreundlicher Farmer gewesen. Diese Nacht noch wird ihn zum Mörder machen, und nach einer Woche hat er sich den freien Banden angeschlossen, um an der Gesellschaft im Allgemeinen die Unbill zu rächen, die er von Einzelnen erlitten hat.“

Bis dahin hatte ich meinem Freunde nie einen sonderlichen Scharfblick zugetraut, aber seine Prophezeihung wurde wahr. Spät am Abend gab der Vater des Ermordeten seine Absicht zu erkennen, daß er nach seiner Farm zurückkehren wolle, und trat in das allgemeine Schlafgemach des Wirthshauses, um eine Cigarre anzuzünden. Ein flüchtiger Blick unterrichtete ihn über Alles, was er zu wissen wünschte. Vierzig Individuen schliefen in ihren Decken an den Wänden hin, die, wie oben bemerkt, aus Fichtenstämmen mit vier oder sechs Zoll weiten Zwischenräumen bestanden. Hart an der Wand, dem Hofe zunächst, lag der Mörder Fielding.

Der Vater verließ das Gemach, um sein Pferd zu satteln. Eine Stunde später hörte man den Knall einer Büchse, einen Schrei und dann die Rufe: „Mord! Hülfe! Mord!“ In dem Schlafgemache war augenblicklich Alles auf den Beinen. Man brachte Lichter herbei und sah nun den Richter auf seinen Knieen liegen, wie er mit den Händen seine Posteriora bedeckte. Sein Nachbar Fielding war todt, und dieselbe Kugel, welche durch den Rücken und die Brust des Erschlagenen gedrungen war, hatte jenem Pfeiler der texianischen Gerechtigkeit an den unedleren Partieen die Rinde abgestreift.

Sobald der erste Schrecken vorüber war, beschloß man, den

Mörder zu verfolgen, machte aber jetzt die Entdeckung, daß dieser in seinem Rachedurst die Klugheit nicht außer Augen gelassen hatte. Alle Pferde waren los, Stall und Gerichtshaus aber, desgleichen auch die Schenkstube und der Branntweinvorrath des Wirthshauses in Flammen. Während die Bostonianer stahlen, was sie erwischen konnten, und der Wirth seine Neger peitschte, weil er an diesen allein seine Wuth auslassen konnte, gelang es unsern Begleitern, ihre Rosse wieder einzufangen, und mit Tagesanbruch traten wir unsere letzte Tagreise an, die wir in Texas zu machen hatten, ohne weiteren Verlust, als daß dem Doktor, wahrscheinlich während des Schlafs, seine goldene Uhr gestohlen worden war.

Als wir von hinnen ritten, war von dem texianischen Boston nichts mehr vorhanden, als drei Flecken weißer Asche und einige halbverbrannte Blöcke; auch ist mir unbekannt, ob diese bedeutende Stadt je wieder aufgebaut wurde.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Wir waren jetzt nur noch zwanzig Meilen von dem Red River entfernt, und doch wurde uns diese kurze Strecke weit mühsamer, als wir unsere Wanderung seit langer Zeit gefunden. Wir hatten Moräste, Lagunen und Rohrgebüsch zu überschreiten, in welchen unsere Pferde ohne Unterlaß stecken blieben, so daß wir gegen Mittag nach einem sechsstündigen Ritte nur um zwölf Meilen weiter gekommen waren. Auf einem trockenen Hügel machten wir Halt und ließen uns nun, zum erstenmale an diesem Morgen, in ein Gespräch ein, da uns bisher der Boden vor den Füßen unserer

Pferde allzusehr in Anspruch genommen hatte. Ich wollte mit Gabriel und Roche noch viel besprechen, denn wir gedachten, uns am nächsten Morgen zu trennen — sie, um zu den Comanchen und Shoshonen zurückzukehren, ich aber, um die Mormonen aufzusuchen und vielleicht nach Europa zu gehen.

Ich konnte über die Bonmots des Doktors nicht lachen, denn mein Herz war voll. Bis jetzt hatte ich nie gefühlt, wie enge ein langer Verkehr und ein gleichförmiges Theilen von Noth und Gefahr die Menschen an einander fesselt. Die Aussicht auf eine lange Trennung stimmte mich immer düsterer und düsterer, je näher der Augenblick des Abschieds heranrückte.

Unsere fünf amerikanischen Begleiter hatten ihre Absicht, mit mir durch Arkansas zu reisen, bereits geändert, weil sie unterwegs vernahmen, daß auf der amerikanischen Seite des Red River kürzlich einige neue gedeihende Städte entstanden seyen. Der Doktor spekulirte auf die kalten Fieber des nächsten Sommers; der Pfarrer träumte ohne Unterlaß von einer netten kleinen Kirche und einem hübschen Weibe, während die drei Rechtsgelehrten auf die schönen Honorare der reichen Baumwollenpflanzer zählten. Am nächsten Tage sollte ich daher allein seyn unter einem Volke, das weit weniger gastfreundlich war, als die Indianer, hatte einen Ritt von tausend Meilen vor mir, und mußte noch obendrein beharrlich an den Gränzen der Civilisation reisen, wo ich von tausend Gefahren bedroht war.

Als wir unseren Weg durch das sumpfige Rohrgebüsch wieder aufnahmen, blieben Gabriel, Roche und ich ein wenig hinter unseren Gefährten zurück.

„Bedenke Dir's wohl, so lang es noch Zeit ist," sagte Gabriel zu mir, „und glaube mir, es ist besser, über Deinen treuen und anhänglichen Shoshonenstamm zu herrschen, als über der Herstellung eines westlichen Reiches zu brüten. Wenn Du aber durchaus auf dem Versuche beharren willst, weshalb die Weißen um Beihülfe

angehen? Was können wir von ihnen und ihrer Unterstützung Anderes erwarten, als maßlose Ansprüche und ungebührliche Einmengung? Einige Monate regelmäßiger Uebung können die Comanchen, Apachen und Shoshonen in den Stand setzen, daß sie sich mit jedem Soldaten der civilisirten Welt messen können, und unter ihnen sind keine Verräther zu befürchten."

Ich fühlte die Wahrheit dieser Worte und blieb eine Viertelstunde stumm.

„Gabriel," versetzte ich endlich, „ich bin jetzt schon zu weit gegangen, und die Plane, die ich entworfen, zielen nicht auf meinen eigenen Vortheil, sondern auf das Gesammtwohl der Shoshonen und der ihnen befreundeten Stämme. Ich hoffe es noch zu erleben, daß ein großes Volk aus ihnen wird, und jedenfalls ist es eines Versuches werth."

Mein Freund schüttelte traurig den Kopf; er war nicht überzeugt, kannte aber mein Temperament und wußte wohl, daß Alles, was er mir sagen konnte, nutzlos seyn würde.

Die natürliche Spannkraft unseres Wesens ließ uns jedoch nicht lange ernst seyn, und als der laute Ruf des Doktors ankündigte, daß er den Fluß erblickt habe, spornten wir unsere Rosse, um unsere übrigen Reisegefährten einzuholen. Wir hatten mittlerweile die sumpfigen Rohrgebüsche hinter uns gebracht und gelangten jetzt in eine Gasse zwischen zwei reichen Baumwollenfeldern, an deren Ende der Red River vorbeiströmte — nicht der schöne, klare, durchscheinende, über ein Fels- und Sandbette fließende Strom, wie in dem Lande der Comanchen und Pawnee-Picten, wo er der Colorado des Westen genannt wird (?), sondern ein rothes, schlammiges, rasch dahin eilendes Wasser. Wir beschlossen, nicht am nämlichen Abend den Strom zu übersetzen, sondern eine Farm aufzusuchen und gemeinschaftlich noch ein Abschiedsmahl zu halten. Von einem Neger erfuhren wir, daß wir uns an einem Orte befänden, die „verlorene Prairie" genannt, und daß uns ein Ritt von fünf Minuten

längs dem Ufer zu Kapitän Finns Pflanzung bringen würde. Diese Kunde erfüllte uns mit wilder Freude, denn Finn war ein berühmter Mann, der so viele seltsame Abenteuer in der Wildniß erlebt hatte, daß man davon ein Buch voll des spannendsten Interesses schreiben könnte.

Kapitän Finn bewillkommnete uns mit großer Herzlichkeit; denn unbegränzte Gastfreundschaft ist ein unabänderlicher Zug in dem Charakter der älteren Baumwollenpflanzer. Da er selbst viel gereist war, so kannte er die Bedürfnisse des Lebens auf der Wanderschaft und führte uns zuerst nach den Ställen, wo acht verständige Sklaven uns die Pferde abnahmen, sie vor unsern Augen striegelten und ihnen außer frischer Streu reichliches Futter gaben.

„So wird's recht seyn, bis sie sich abgekühlt haben," sagte unser freundlicher Wirth; „auf den Abend erhalten sie Wasser und Korn. Jetzt wollen wir aber zu der Alten gehen und sehen, was sie uns zum Nachtessen auftischen kann."

Ein bemerkenswerther Umstand ist, daß in den westlichen Staaten ein Gatte seine Frau stets die Alte und sie ihn den Alten nennt, gleichviel, wie jung auch das Paar seyn mag. Ich habe oft Männer von fünfundzwanzig Jahren ihre Sklaven wegen irgend einem Auftrag an „die Alte" schicken hören, die wahrscheinlich kaum achtzehn Jahre zählte. Ein zehnjähriger Bube titulirt seine Eltern in derselben Weise. „Wie weit ist's nach Little-Rock?" fragte ich einmal einen kleinen Knirps. „Weiß nicht;" antwortete er; „aber die Alten werden's Euch sagen." Ein paar Schritte weiter brachten mich mit den „Alten" zusammen; sie bestanden aus einem jungen Pärchen, kaum über zwanzig.

In Mrs. Finn fanden wir eine beleibte Farmerin, die jedoch in ihrem Benehmen ganz die Dame von Bildung bekundete. Als die Tochter eines kühnen Ansiedlers in der Wildniß geboren und daselbst verheirathet, hatte sie nie etwas gesehen, als Wälder,

Rohrgebüsch, Wollbäume und Neger, aber doch bekundete sie in ihrer wohlwollenden Gastfreundlichkeit viel Feinheit und Zartgefühl. Sie war eine Tochter des berühmten Daniel Boone — ein Name, der sogar europäischen Ruf hat. Augenblicklich brandschatzte sie ihre Speisekammer, ihren Hühnerhof und ihren Garten, und als wir von der Baumwollenmühle zurückkehrten, nach welcher uns der Kapitän in seinem Farmerstolze geführt hatte, fanden wir auf einer großen Tafel ein Mahl, welches fünfzig der gefräßigen Bostonianer zufrieden gestellt haben würde, mit denen wir Tags zuvor an der Table d'hote zusammengewesen waren.

Ich kann sie noch vor mir sehen, wie sie an jenem glorreichen Abende dastand, ihre Züge von Wonne strahlend, während sie zusah, mit welcher Gier wir unsere Teller leerten. Wie glücklich fühlte sie sich nicht, als wir ihre Hühner, ihren Honig und ihren Kaffee lobten. Sie tranchirte, legte vor, füllte unsere Becher und drang uns alle Delikatessen der fernen Westgränze auf — Leckerbissen, wie man sie im alten Lande nicht kennt; zum Beispiel gebratenen Biberschwanz, die geräucherte Zunge eines Büffelkalbs und den Louisiana-Gombo, an sich schon par excellence ein Gericht für einen Gourmand. Auch ihr Kaffee war vortrefflich, denn sie gehörte zu den wenigen Frauen auf dem amerikanischen Festlande, welche ihn zu bereiten verstehen.

Nach unserem Abendessen führte uns der Kapitän unter die Piazza an dem Hause, wo wir acht Hängematten, so weiß wie Schnee, aufgehängt fanden. Dort holte unser Wirth aus einem großen Eimer mit Eis mehrere Flaschen Madeira, die wir mit großem Wohlbehagen ausschlürften und zugleich unsere Rohrpfeifen mit dem wohlfeilen Cavendish gegen eine Büchse ächten Havannah Cazadores vertauschten, welche uns Finn anbot. Dies war nach so viel Erschöpfung und Mangel mehr als gemächlich — ja, ich darf sagen, entzückend. Der Doctor that ein Gelübde, gleichfalls ein Pflanzer zu werden; der Pfarrer fragte, ob es keine

Wittwe in der Umgegend gebe, und die Rechtsgelehrten erkundigten sich, ob die Farmer in der Nachbarschaft nicht proceßlustig seyen. Ich habe bereits beiläufig bemerkt, daß Kapitän Finn ein berühmter Mann war. Nachdem wir uns mit dem Madère frappé à glace erwärmt hatten, drangen wir in ihn, daß er uns einige seiner wilden Abenteuer erzählte, was er sehr bereitwillig that, denn er schwelgte gerne in der Erinnerung seiner früheren Thaten und fand nicht immer eine so zahlreiche Gesellschaft, die ihm ein geneigtes Ohr lieh. Da der Styl, in welchem er seine Berichte vortrug, nur von denjenigen verstanden werden könnte, welche sich an den Gränzen des fernen Westens umgetrieben haben, so will ich das Wenige, dessen ich mich noch erinnere, in meiner eigenen Weise mittheilen, obschon ich wohl weiß, daß hiedurch die Erzählung selbst viel verlieren muß.

Noch als Kind wurde Finn von den Indianern weggenommen und nach den westvirginianischen Urwäldern entführt; dort verblieb er bis in sein sechszehntes Jahr, in welchem Alter er bei Gelegenheit eines Indianerkriegs von einer Abtheilung Weißer wieder aufgegriffen wurde. Wer seine Eltern waren, konnte er nie ermitteln. Ein freundlicher Quäcker nahm ihn in sein Haus, gab ihm seinen Namen und behandelte ihn wie ein eigenes Kind, indem er ihn zuerst in die Schule und dann auf das Philadelphia College schickte. Der junge Mensch paßte jedoch wenig für den Zwang einer Universität und machte oft wilde Vacanz, indem er mehrere Tage in der Wildniß umherirrte, bis ihn der Hunger nach Hause führte. Endlich kehrte er wieder zu seinem Adoptivvater zurück, welcher sich nun überzeugte, das Finn's Gedanken noch immer in der Wildniß schweiften und daß er in dem Gewühle einer großen Stadt nicht leben könne, sondern in dem Zwange der Civilisation welken und hinsterben werde.

Diese Entdeckung war ein herber Schlag für den wohlwollenden alten Mann, welcher sich der süßen Hoffnung hingegeben

hatte, der Jüngling werde ihm ein freundlicher und dankbarer Gefährte seyn, wenn er im Alter das Bedürfniß der Freundschaft fühle; er war aber zugleich von gerechter Sinnesart, und da er glaubte, das Umherschweifen eines Jahres werde vielleicht den Wildfang kuriren, so machte er ihm zuerst die betreffenden Vorschläge. Der junge Finn besaß ein dankbares Herz und würde wohl, da er die Thränen seines ehrwürdigen Beschützers sah, den Greis bis zur Stunde seines Todes gepflegt haben. Dies wollte jedoch der Quäcker nicht; er gab ihm sein bestes Pferd und versah ihn noch außerdem mit Geld und Waffen. Um jene Zeit hatte Daniel Boone's Ruf die östlichen Staaten erfüllt und der junge Finn mit Begier die Abenteuer dieses kühnen Ansiedlers gelesen. Boone befand sich damals an der westlichen Gränze von Kentucky und schickte sich eben zu einer Auswanderung nach dem entlegeneren Westen bis in's Herz des indianischen Gebietes an, weshalb der junge Finn beschloß, sich zu ihm zu begeben und die Gefahren der Expedition zu theilen.

Boones Leben ist zu wohl bekannt, als daß ich hier diesen Wanderzug schildern möchte. Es genüge, zu sagen, daß Finn, als er einmal in Missouri war, den Entschluß faßte, allein einen Ausflug über die Rocky Mountains bis an die Küsten des stillen Weltmeers zu machen, und sein Vorhaben auch in Ausführung brachte. Seltsamer Weise kann er sich der Erlebnisse auf jenem ersten Zuge wenig mehr erinnern, obgleich derselbe eilf Monate währte. Die Thiere waren damals noch nicht aus der Wildniß gescheucht; jeden Tag fand er zweimal Wasser, der Weinstock wuchs üppig in den Wäldern und die Caravanen der Weißen hatten die Stellen noch nicht zerstört, wo in den Prairieen Pflaumen und Nüsse wild wuchsen.

Finn sagte, er habe auf die Lieder der Vögel gehorcht und in einer Art von Traumleben den Spielen der Hirsche, der Büffel und wilden Pferde zugesehen, dabei sich vorstellend, als höre er

Stimmen in den Stürmen, im Laub der Bäume und in den Höhlen des Gebirges. Seine wilde Einbildungskraft beschwor bisweilen seltsame und schöne Geister aus einer andern Welt herauf, die seine Hüter waren und ihn jeden Abend mit Musik und Wohlgerüchen in den Schlaf lullten.

Ich habe dieß so ziemlich in den Ausdrücken unseres Wirthes wiedergegeben, und viele seiner Zuhörer wollen zu verschiedenen Zeiten bemerkt haben, daß er, wenn er auf dieses Thema seines Lebens zu sprechen kam, düster und zerstreut wurde, als stehe er noch immer unter dem Einflusse früherer, unzerstörlicher Eindrücke. Ohne Zweifel besitzt Kapitän Finn ein tief poetisches Gemüth, wie Jedermann versichert, der ihn seine Geschichte erzählen hörte; namentlich läßt sich aber vermuthen, daß bei Gelegenheit jenes ersten, einsamen Ausfluges seine Phantasie besonders begeistert gewesen war. Nach eilfmonatlicher Einsamkeit erreichte er das stille Weltmeer und erwachte aus seiner langen Träumerei in der Mitte eines Volkes, dessen Sprache er nicht verstand. Indeß waren es doch Menschen seiner Farbe, die ihn liebevoll und gastfreundlich behandelten, ihm Gold und Juwelen gaben und ihn unter dem Schutze einiger einfachen gutherzigen Wilden nach dem Osten des Gebirges zurückschickten. Er war an einem der Missionsplätze angekommen, und den freundlichen Mönchen einer Niederlassung in Californien verdankte er es, daß ihm sein Rückweg erleichtert wurde.

Als Finn wieder am Mississippi erschien, erzählte er so seltsame und wunderbare Geschichten, daß ihm Niemand Glauben schenkte; wie er jedoch seinen in Blasen aufbewahrten Vorrath von Goldstaub nebst einigen kostbaren Steinen vorzeigte, wurden ihm von verschiedenen Seiten her Vorschläge gemacht, er solle einen Haufen gieriger Abenteurer nach dem westlichen Eldorado führen. Gleich Boone konnte Finn die Gesellschaft seiner Landsleute nicht ertragen; es that ihm weh, wenn er hörte, wie ihre

Aexte die schönen Bäume fällten, und er scheute sich noch mehr, eine Schaar hungriger Wölfe unter die guten Menschen einzuführen, welche die geheiligten Pflichten der Gastfreundschaft so treu zu erfüllen wußten.

Nach einem kurzen Aufenthalt bei dem alten Hinterwäldler kehrte Finn nach Virginien zurück und langte daselbst gerade in rechter Zeit an, um dem wohlwollenden alten Quäcker die Augen zuzudrücken. Dieser hatte seiner geharrt, all sein Eigenthum verkauft und die Erlössumme den Händen eines redlichen Bankiers übergeben, welcher sie für Finn aufbewahren sollte. Der junge Wanderer war nicht wenig erstaunt, sich jetzt mit einemmale im Besitz von zehntausend Dollars zu sehen: was konnte er auch mit so vielem Gelde anfangen? Er dachte an einen heimathlichen Herd, an Liebe und häusliches Glück, an die Tochter des alten Boone, und brach auf, um seine neu gewonnenen Schätze zu ihren Füßen niederzulegen. Seine Säcke und Taschenbücher in jeder Hand, trat er in Boone's Hütte, warf seine Last in einen Winkel und ging unverweilt zur Sache über.

„Wahrhaftig, Alter, Ihr dürft mir's glauben, daß ich das Mädel liebe.“

„Sie ist eine hübsche und gutherzige Dirne,“ versetzte der Vater.

„Wenn sie mich nur auch lieben könnte.“

„Sie thut's.“

„Ist's wahr? Nun, so will ich Euch was sagen, Boone — gebt sie mir, ich will versuchen, sie glücklich zu machen.“

„Meinetwegen, aber jetzt noch nicht,“ versetzte der ehrwürdige Patriarch. „Ei, ihr seyd ja beide noch bloße Kinder. Sie kann noch keinem eigenen Hauswesen vorstehen, und wie wäret Ihr im Stande, sie zu ernähren?“

Finn sprang mit stolzem Entzücken auf.

„Schaut her,“ sagte er, indem er sein Gold, sein Silber und seine Banknoten auf dem Boden umherstreute, „dies wird ihr ein

ordentliches Auskommen sichern. Sagt an, alter Vater: meint Ihr, es sey nicht genug, ihr's behaglich zu machen?"

Der Ansiedler nickte mit dem Kopfe.

„Finn," antwortete er, „Ihr seyd ein guter junger Mensch, und ich habe Euch gerne. Ihr denkt, wie ich — Ihr liebt Polly, und Polly liebt Euch. Versteht mich, Ihr sollt sie haben, wenn ihr beide alt genug seyd, aber wohlgemerkt, mein Sohn, weder Eure Geldsäcke da, noch Eure Papierlumpen werden Euch je meine Tochter gewinnen. Nein, nein! Ihr sollt Polly haben; zuvor aber müßt Ihr wissen, wie man mit der Büchse und der Axt umspringt."

Kurze Zeit nach diesem Gespräche trat Finn einen abermaligen Ausflug nach unbekannten Ländern an, indem er es dem alten Boone überließ, sein Geld so gut als möglich zu verwenden. Nun war der alte Ansiedler zwar ein kühner Jäger und unerschrockener Krieger, in pekuniären Angelegenheiten aber ein bloßes Kind, weshalb er in weniger als zwei Monaten um das ganze Deposit kam, denn der einzige „Gentleman", dem er je getraut, hatte sich mit dem Gelde plötzlich aus dem Staube gemacht. Mittlerweile war Finn bis zum zweiunddreißigsten Grad nördlicher Breite den Mississippi hinunter gezogen, wo er sich, durch die westlichen Sümpfe dringend, wohin noch nie der Fuß eines Weißen gekommen war, bis zum Red River, ein wenig über der altfranzösischen Niederlassung von Nachitoches, Bahn brach. Ueber diesen Punkt hinaus war die Binnenschifffahrt nie versucht worden, und Finn, der sich jetzt mit einem leichten Fahrzeuge, aus einem ausgehöhlten Baumstamme bestehend, versah, trat allein, nur mit seinen Waffen und einer Decke ausgestattet, seine Entdeckungsreise an. Vier Monate lang kämpfte er täglich gegen den reißenden Strom an, bis er endlich, trotz der Rafts*) und der gefährlichen Wirbel seine Quelle an den Rocky

*) Rafts sind Anhäufungen von Waldbäumen, die durch Untergrabung der Ufer in den Fluß herunter gewaschen werden. An einzelnen Punkten

Mountains erreichte. Auf dem Rückwege befiel ihn ein eigenthümliches und schreckliches Abenteuer; er zog sein Kanoe über ein Raft, gerade vor der Stelle, wo jetzt seine Pflanzung steht, und da er sich zufällig den Fuß verletzte, entglitt das Fahrzeug seinen Händen. Dies ereignete sich an dem Wirbel des Rafts; die gebrechliche Barke schlug um und Finn verlor Kahn, Büchse, Decke und Alles, was er bei sich führte.

Da die Baumwolle am Red River für die beste in den vereinigten Staaten gehalten wird, so haben sich über der „verlorenen Prairie", zweihundert Meilen auf- und abwärts, zahlreiche Spekulanten niedergelassen; zur Zeit von Finns Excursion bestand jedoch die ganze Gegend aus schrecklichen Morästen, wo sich die Alligators unbelästigt sonnen konnten. Monate lang blieb Finn ein Gefangener in der „verlornen Prairie", einer Stelle, von undurchdringlichen Sümpfen umgeben, in denen sogar der leichteste Fuß viele Klafter tief eingesunken wäre. Von einer Uebersetzung des Flusses konnte keine Rede seyn, da er mehr als eine halbe Meile breit und Finn kein Schwimmer war. Selbst jetzt noch vermag weder ein Mensch, noch ein Thier an dieser Stelle den Strom zu kreuzen, denn die Wirbel sind so gewaltig, daß jedes Boot in den Grund gerissen wird, wenn der Schiffer nicht gut mit der Fähre vertraut ist. Das menschliche Leben läßt sich mit sehr wenig unterhalten, denn Finn brachte sich auf einem sechs Meilen weiten Moorgrunde, der nur mit Stachelbirnen, sauren Trauben und Pilsen bewachsen war, Monate lang durch. Vögel tödtete er hin und wieder mit Baumästen, und bisweilen überraschte er auch eine Schildkröte, die an's Ufer kam, um dort ihre Eier niederzulegen; ja einmal trieb ihn sogar der Hunger, mit einem ungeheuern Alligator den Kampf zu wagen. Feuer hatte er nicht; seine Kleider

verstricken sie sich so sehr, daß sie nicht mehr von der Stelle kommen können, und breiten sich über den ganzen Strom aus, so daß nicht einmal ein Kanoe durchzukommen im Stande ist.

waren ihm längst fetzenweise vom Leibe gefallen; sein Bart hatte eine große Länge erreicht, und seine Nägel waren so scharf geworden, wie die Klauen eines wilden Thieres. Endlich trat der Strom aus, und Finn bemerkte über dem Raft zwei ungeheure Fichtenstämme, die in der Mitte des Flußbettes schwammen. Durch die Kraft der Strömung angetrieben, zerrissen sie das faule, mürbe Holz des Rafts und saßen dann auf dem Grund auf.

Dies war ein Zufall, welchen Finn zu benützen eilte. Aus dem faserigen Stengel der Stachelbirne (Cochenillecactus) bereitete er sich einen Strick, der stark genug war, um die beiden Bäume zusammen zu binden; dann brachte er sie mit großer Mühe zum Schwimmen, und wurde nun mit der Geschwindigkeit eines Pfeils den Strom hinunter geführt. Es gelang ihm, viele Meilen weiter unten an dem östlichen Ufer an's Land zu kommen, obgleich er jetzt so gequetscht war, daß er sich viele Tage nicht zu rühren vermochte.

Eines Tages verbreitete sich in der Umgegend von Port Gibson das Gerücht, daß ein seltsames Ungeheuer von der Orang-Utang-Species das Rohrgebüsch auf dem westlichen Ufer des Missisippi durchdrungen habe. Einige Neger wollten gesehen haben, wie es einen braunen Bären zerriß, und ein Arkansasjäger schickte einen so übertriebenen Bericht über das neuentdeckte Thier nach Philadelphia, daß die Mitglieder der Akademien zurückschrieben, man solle es, was es auch koste, wo möglich lebendig greifen. Demgemäß wurde eine große Jagd angestellt; man ließ Hunderte von Hunden in das Rohrgebüsch los, und die Hetze begann.

Die Jäger waren versammelt und warteten, bis das fremde Thier aus seinem Verstecke hervorbräche, was dann auch endlich geschah: es zeigte sich plötzlich ganz mit Blut bedeckt und von zehn oder fünfzehn Hunden verfolgt. Es war mit einer schweren Keule bewaffnet, mit welcher es hin und wieder die Hunde angriff und sie mit Einem Schlage niederschmetterte. Die Jäger waren ganz

stumm vor Erstaunen, stiegen von ihren Pferden und sprangen vorwärts, um den Kampf mit anzusehen. Als das Thier sie bemerkte, stieß es einen lauten Schrei aus, und einer der Jäger feuerte im Schrecken seine Büchse ab. Das fremde Thier legte eine seiner haarigen Pfoten auf die Brust, wankte und fiel; zugleich erscholl eine Stimme: „Der Herr vergebe euch diesen Mord!“

Als die Jäger näher kamen, fanden sie in ihrem Opfer einen Menschen, der vom Kopf bis zu dem Fuß mit Haaren bedeckt war; er lag besinnungslos da, ohne jedoch todt zu seyn. Sie beklagten ihren bedauerlichen Irrthum und beschlossen, an dem unglücklichen Leidenden weder Geld noch Pflege zu sparen. Das gehetzte Thier, der haarichte Mensch, war Finn. Er genas bald wieder von seiner nicht gefährlichen Wunde, wurde aber jetzt irre und kam erst nach acht Monaten wieder zum Gebrauche seines Verstandes. Er berichtete seine Abenteuer bis zu der Zeit, als er die „verlorene Prairie“ verließ; von nun an konnte er sich aber auf nichts mehr erinnern. Seine Erzählung verbreitete sich bald durch die vereinigten Staaten, und Landspekulanten kamen von allen Seiten herbei, um Finns Schilderung über die unbekannten Gegenden zu vernehmen. Die Regierung machte sich's zur angelegentlichen Sorge, in denselben Niederlassungen zu gründen, und bewog Finn, durch eine Beschenkung mit der „verlorenen Prairie“, das Werk der Kolonisation zu beginnen. Man versah ihn auch mit Geld zum Ankauf von Sklaven; aber ehe er den Besitz der Schenkung antrat, begab er sich nach Missouri, um seinen alten Freund zu besuchen und seine Braut anzusprechen. Boone war schon seit einiger Zeit todt, die Tochter aber ihrer Liebe treu geblieben.

Mit seinem Weibe, seinem Schwager, seinen Negern und mehreren Wagen, die mit den nothwendigsten Artikeln beladen waren, suchte sich Finn einen Weg nach Little Rock am Arkansas-Flusse, von wo aus er nach kurzer Ruhe wieder in süd-südwestlicher Richtung aufbrach und durch eine gebirgige, waldige Gegend reiste,

die früher noch nie besucht worden war. Endlich erreichte er die „verlorene Prairie“ und ließ zwei Jahre lang nichts von sich hören, bis er auf einmal in einem langen Cow*), das mit Produkten beladen war, zu Nachytoches erschien.

Von Nachytoches begab sich Finn nach Neuorleans, wo ihn das Geld, das er für seine Baumwolle, sein Pelzwerk und seinen Honig erlöste, in den Stand setzte, zwei weitere Neger und neues Wirthschaftsgeräthe zu kaufen. Nun bildete sich alsbald eine Kompagnie, um zu untersuchen, wie weit der Red River schiffbar seyn dürfte, und die Kulturfähigkeit des Landes zu prüfen. Man kaufte ein kleines Dampfboot und bot das Kommando unserem Finn an, der in dieser Weise ein Kapitän wurde. Obgleich das Boot nicht höher hinaufkam, als bis zu der verlorenen Prairie, bewog doch der Augenschein Hunderte von Pflanzern, sich an den Ufern des Flusses niederzulassen, und Kapitän Finn erlebte es, unter seinen Landsleuten ein reicher und geehrter Mann zu werden. Der gewaltige Unternehmangsgeist hat ihn nie verlassen und er war der Erste, welcher der Regierung den Vorschlag machte, die großen Rafts, welche die Schifffahrt hemmten, durchzuhauen. Seinem Vorschlage wurde Folge gegeben, und seitdem sind Untersuchungs-Dampfboote fast tausend Meilen über Kapitän Finns Pflanzung an der „verlorenen Prairie“ hinaufgekommen.

---

*) Ein Cow ist eine Art Floß, aus den zusammengebundenen Stämmen ungeheurer Fichten bestehend, auf welchem eine Blockhütte errichtet ist. Derartige Fahrzeuge findet man häufig in den westlichen Flüssen Amerikas.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Am andern Morgen sagten uns unsere amerikanischen Begleiter Lebewohl und nahmen ihre Reise wieder auf; Kapitän Finn bestand jedoch darauf, daß Gabriel, Roche und ich ihn nicht sobald verlassen sollten. Er machte mich darauf aufmerksam, daß mein Roß nicht im Stande seyn würde, viel weiter zu reisen, wenn ich ihm nicht wenigstens zwei oder drei Tage Ruhe gönne, und was die Thiere meiner beiden Freunde betraf, so waren sie ganz unbrauchbar geworden; unser Wirth nahm daher die Sorge auf sich, ihnen andere Rosse zu schaffen, welche sie zu den Comanchen zurücktragen könnten.

Kapitän Finns Gastlichkeit wurde jedoch nicht so schwer gebrandschatzt, denn im Laufe des Tages machte eine Flotille von fünfzehn Kähnen vor der Pflanzung Halt, und ein Dutzend französischer Händler kam zu dem Hause herauf. Sie waren vertraute Freunde des Kapitäns, der sie von langer Zeit her kannte, und es traf sich glücklicherweise, daß sie mit ihren Gütern ausgezogen waren, um das Pelzwerk der Pawee Picten zu kaufen. Sie erboten sich, Gabriel und Roche mitzunehmen, die natürlich mit Freuden auf einen so willkommenen Vorschlag eingingen. Meine Gefährten brachten ihre Sättel nebst unterschiedlichem Mundvorrath, womit sie die gute Mrs. Finn versehen, an Bord, während der gastfreundliche Kapitän, ohne daß sie davon wußten, einen Ballen von Gegenständen in die Kähne schaffte, von denen er glaubte, sie dürften meinen Freunden während ihrer langen Reise nützlich werden. Die Gabe bestand, wie ich später erfuhr, aus Pistolen und Holftern, einem Pulverfäßchen, Bleistangen, neuen Pferdegebissen, Steigbügeln und vier Mackinawdecken.

Endlich kam der Augenblick heran, der mich von meinen Freunden trennen sollte. Der Abschied wurde mir bitter schmerzlich, und

als ich allein war, machte ich meinen gepreßten Gefühlen durch Thränen Luft. Indeß tröstete ich mich wieder mit der Betrachtung, daß unsere Trennung nicht lange währen würde, und auch die wohlwollende Theilnahme meines Wirthes trug viel dazu bei, daß ich mich bald wieder ermunterte. Dennoch fühlte ich mich noch Monate lang einsam und verlassen; ich hatte zuvor nie einen Begriff davon gehabt, was es ist, sich von den wenigen Wesen zu scheiden, die uns zugethan sind. Der Kapitän erwies sich sehr theilnehmend für meine Wohlfahrt. Da er mit dem Landverkaufs-Bureau in den Arkansas Geschäfte abzumachen hatte, so beschloß er, mich einige Tagereisen weit zu begleiten. Fünf Tage nach Gabriels und Roches Entfernung setzten wir über den Red River und langten bald zu Washington an, dem einzigen Orte von einiger Bedeutung im Westen von Arkansas.

Von Washington bis nach Little Rock, der Hauptstadt des Staates, führt eine Poststraße, an welcher man alle fünfzehn oder zwanzig Meilen auf Farmen trifft; der Kapitän belehrte mich jedoch, daß sie von dem Auswurfe der übrigen Staaten bewohnt würden, und daß es im Westen des Mississippi (Louisana und Missouri ausgenommen) stets gerathener sey, durch die Wildniß zu reisen und da zu lagern. Wir schlugen deshalb die Hinterwälder-Fährte über ein romantisches Gebirgsland ein, das reich an Erzen und erloschenen Vulkanen ist. Man trifft hier auf eine unglaubliche Menge Wild, denn alle zehn Minuten begegnet man einem Rudel von etlich und zwanzig Truthühnern. Hirsche sieht man stets in der Entfernung eines Büchsenschusses weiden, und auch Bären gibt es der Menge, so daß wir am ersten Tage unserer Wanderung über die Berge auf nicht weniger als zwanzig trafen.

Abgesehen von seiner Liebe zur Wildniß und seinem Hasse gegen die Leute mit den langen Schnappmessern, hatte Kapitän Finn noch einen andern Grund, der Poststraße nicht zu folgen. Ein Geschäft führte ihn nämlich nach der berühmten heißen Quelle, und außer-

dem wollte er unterwegs einen seiner Schwäger, einen Sohn Boones, besuchen, der ein gewaltiger Jäger war, sich im Herzen des Gebirges angesiedelt hatte und regelmäßig jedes Frühjahr einen Ausflug nach den Rocky Mountains machte. Am andern Mittag gelangten wir, nachdem wir mühsam einige tausend Fuß hinangestiegen waren, zu einer kleinen Lichtung auf der Höhe des Gebirges, wo das Bellen der Hunde und das Gackern der Hühner auf die Nachbarschaft einer Wohnung hindeuteten. Ehe noch viele Minuten verflossen, hörten wir den scharfen Knall einer Büchse.

„Wahrhaftig, des jungen Boones Büchse," rief Finn; „ich selbst habe ihm das Werkzeug gegeben und würde ihr Knallen unter Tausenden heraus erkennen. Gebt Acht, Häuptling, Boone fehlt nie; er hat einen Hirsch oder einen Bären getödtet; im ersteren Falle sucht das Loch zwischen der fünften und sechsten Rippe — ist's aber ein Bär, so seht ihm in's Auge. Auf alle Fälle ist der Junge ein kapitaler Koch und wir langen zu guter Zeit an. Sagte ich's nicht? Bei allen Alligatoren in den Sümpfen! He, Boone, mein Junge was treibst Du?"

Wir waren inzwischen an der Stelle angelangt, wo der Hirsch todt lag, und in der Nähe des Thieres stand die riesige Gestalt eines etwa vierzigjährigen, in gegerbtes Leder gekleideten Mannes, der in seinen Moccassins sechs Fuß neun Zoll messen mochte. Obgleich wir nur noch eine Elle von ihm entfernt waren, lud er doch mit unverwüstlicher Gravität seine Büchse, und erst nachdem dieses Geschäft beendigt war, konnte ich bemerken, daß sein grämliches Gesicht von einem Lächeln überflog.

„Willkommen, alter Knabe; willkommen, Fremder! zweimal willkommen am Herde des Jägers! Wußt' ich's doch gleich, daß Jemand käme, denn ich sah vom Thale unten die Tauben auffliegen, und da getrocknetes Wildprett nach einem scharfen Morgenritt nicht sonderlich taugt, so nahm ich die Büchse, um mir ein Thierlein aus meiner Heerde zu holen." Der Jäger grinste über seinen Witz.

„Ihr seht," fuhr er fort, „mein Plätzchen da ist wie gemacht für einen Jäger. Jeden Morgen kann ich von der Schwelle aus einen Hirsch, einen Bären oder einen Truthahn schießen. Möchte nicht leben in einem Lande, wo sich ein ehrlicher Mann den ganzen Tag abrackern muß für einen Mundvoll Fleisch; das wäre nichts für mich. Leg' dich, Blackey, leg' dich, Judith — legt euch, Hunde. Alter Knabe, nimm das Scalpirmesser und häute dort unter der Rotheiche das Beest ab."

Der letztere Theil dieser Rede galt einem sechszehnjährigen Burschen, einem Hausgenossen des Jägers, und die Hunde, welche jetzt die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß wir keine Räuber seyen, erlaubten uns, von unsern Pferden zu steigen. Die Hütte war allerdings das non plus ultra von Einfachheit, aber doch gemächlich. Vier viereckige Pflöcke unterstützten ein Brett — dieß war der Tisch; andere derartige Vorrichtungen dienten als Fauteuils, und in einer Ecke des Gemachs lagen Büffel- und Bärenhäute, welche statt der Betten dienten. Ein steinerner Krug, zwei zinnerne Becher und ein großer Kessel vervollständigten das Möbelwerk der Hütte. Ein Kamin war nicht vorhanden, da sämmtliche Kocherei außen besorgt wurde. Im Laufe der Zeit letzten wir uns an der Beute des Jägers, bei welcher Gelegenheit uns Boone kurzweilshalber sein erstes Abenteuer mit einem grauen Bären erzählte.

In seiner Jugend war er mit einer Abtheilung von Trappern nach dem großen Gebirge des Westens gegangen. Seine große Stärke, seine Gewandtheit in Handhabung der Axt und die tödtliche Sicherheit seiner Büchse hatten ihm unter seinen Begleitern Ansehen verschafft, und doch behandelten sie ihn immer wie einen Knaben, weil er weder die Rothhäute auf dem Kriegspfade verfolgt, noch mit einem grauen Bären gekämpft habe, welch' letztere Heldenthat sie wegen ihrer Gefahr für besonders ehrenvoll hielten.

Der junge Boone wartete geduldig auf eine Gelegenheit, und

war auch richtig eines Tages Zeuge eines schreckliches Kampfes in welchem eines dieser massenhaften Ungeheuer, obgleich von zwanzig Kugeln verwundet, seine Begleiter, die Trappers, so scharf verfolgte, daß sie sich genöthigt sahen, sich in die Mitte eines breiten Flusses zu werfen und so Schutz zu suchen. Zum Glücke entschwanden jetzt dem Thiere die Kräfte, und die Wellen des Stromes trugen es weiter. Es war ein schrecklicher Kampf gewesen, und viele Tage schauderte der junge Mann schon bei der Erinnerung daran. Indeß konnte er doch die Hohnworte, die man ihm beharrlich entgegenwarf, nicht länger ertragen. Er beschloß, seine Begleiter zu verlassen, ohne ihnen Etwas von seiner Absicht kund zu thun, und die Tatzen eines grauen Bären als Siegeszeichen zurückzubringen, oder in dem Versuche zu sterben. Zwei Tage bewachte er die Gebirgspässe, bis er endlich hinter einigem Gebüsch die Oeffnung einer dunkeln Höhle bemerkte, die von einem massigen Fels überhangen war. Der hervordringende Gestank und die Merkmale am Eingange waren hinreichend, den Jäger zu belehren, daß er hier den Gegenstand seiner Nachforschung finden konnte; die Sonne war jedoch bereits untergegangen, und er erwog bei sich, daß die Bestie ohne Zweifel wach und höchstwahrscheinlich auf Raub ausgezogen sey. Boone kletterte auf einen Baum, von wo aus er den Eingang der Höhle beobachten konnte, schützte sich selbst und seine Büchse mit Lederriemen, die ein Jäger stets bei sich führt, gegen einen etwaigen Fall und schlief endlich, von Erschöpfung übermannt, ein.

Bald wurde er jedoch durch ein Brummen und Rasseln unten geweckt. Es war der Bär, der das Gerippe eines Hirsches nach seinem Wohnorte schleppte. Sobald Boone glaubte, die Bestie habe sich dick angefressen und schlafe, stieg er vom Baume herunter, lehnte die Büchse gegen den Fels und kletterte in die Höhle, um zu recognosciren. Es muß ein fürchterlicher Augenblick gewesen seyn; aber sein Entschluß stand fest und er besaß den ganzen Muth seines

Vaters. Die Höhle war geräumig und dunkel. Das schwere Schnarchen des Thieres bekundete, daß es schlief.

Allmählig konnte Boone die Gegenstände deutlicher unterscheiden; er bemerkte etwa zehn Fuß vor sich und etwa zwanzig Schritte von dem Eingange der Höhle die zottige Masse. Der Boden unter ihm wich, denn er war tief mit Thierknochen bedeckt, und mehr als einmal hielt er sich für verloren, als Ratten, Schlangen und anderes Gezücht, die er in ihrem Mahle störte, mit lautem Zischen oder sonstigem Lärm nach allen Richtungen entflohen. Die Bestie erwachte jedoch nicht, und sobald Boone seinen Augenschein beendigt hatte, schlich er aus dem schauerlichen Loche hinaus, um sich für den Angriff vorzubereiten.

Zuerst hieb er ein sechs oder sieben Fuß langes Stück von einer Pechtanne ab, nahm dann aus seinem Beutel einen kleinen Kuchen Bienenwachs, klebte ihn um das eine Ende des Pfahls und gab ihm die Form eines kleinen Bechers, in welchen man etwas Branntwein gießen konnte. Sobald dies geschehen war, trat er wieder in die Höhle, wandte sich links, befestigte diese neue Art von Fackel aufrecht an der Wand, goß den Branntwein in den Wachsbecher und ging dann hinaus, um Feuer zu machen. Aus dem Reste seines Wachses und einem Stücke Baumwollenschnur verfertigte er eine kleine Kerze, die er anzündete; dann schlich er wieder über die Knochen weg in die Höhle und beschattete das Licht mit der einen Hand, bis er die Weingeistflamme angezündet hatte. Der Branntwein war gut und brannte, während Boone zurückkehrte, um sich mit seiner Büchse in der Nähe des Eingangs aufzustellen, mit lebhaftem Feuer, welches bald auch das Wachs und die Pechtanne entzündete.

Der Bär brauchte etwas mehr als Licht, um aus seinem fast lethargischen Schlafe zu erwachen. Boone warf daher Knochen um Knochen nach ihm hin, bis endlich die Bestie sich rührte, erstaunt über den ungewöhnlichen Anblick laut knurrte und träge herankam,

um die Sache zu untersuchen. Der junge Mann hatte seine Büchse aufgenommen und zielte lange und gut, da er wohl wußte, es sey um ihn geschehen, wenn der Bär nur verwundet wurde. Als das zornige Thier seine Tatze erhob, um die ärgerliche Fackel niederzuschlagen, gab der Jäger Feuer. Ein schwerer Sturz, ein Stöhnen und ein Zappeln — das Licht war erloschen und Alles wieder so dunkel wie zuvor. Am andern Morgen, beim Frühmahl, schloß sich Boone seinen Begleitern wieder an, warf ihnen seine blutigen Trophäen vor die Füße und sagte zu ihnen: „Wer untersteht sich, in Zukunft zu sagen, daß ich kein Mann sey?"

In kurzer Zeit verbreitete sich die Kunde von dieser kühnen That bis zu den fernsten Stämmen des Nordens, und als Boone viele Jahre nachher in die Gefangenschaft der Schwarzfuß-Indianer gerieth, setzten sie ihn in Freiheit und beluden ihn mit Geschenken, indem sie sagten, sie könnten dem großen Tapferen nichts zu Leide thun, der den bösen Geist der Gebirge in seiner eigenen Höhle überwunden habe.

Bei einer andern Gelegenheit, als Boone von einer Abtheilung der Flachkopf-Indianer schwer bedrängt wurde, stürzte er in einen Erdspalt und zerbrach den Schaft seiner Büchse. Nun, jedenfalls war er gegenaugenblickliche Gefahr gesichert, oder glaubte es wenigstens zu seyn, weshalb er beschloß, an Ort und Stelle zu bleiben, bis seine Verfolger ihre Nachforschungen aufgegeben hätten. Als er die Localität untersuchte, die ihm einen so gelegenen Zufluchtsort gegeben, bemerkte er, daß er sich in einer geräumigen, natürlichen Höhle befand, die keinen andern Zugang hatte, als die Oeffnung, durch welche er hereingefallen war. Er dankte der Vorsehung für diese glückliche Entdeckung, welche ihm für die Zukunft einen Platz zu Aufbewahrung seiner Häute und seines Mundvorraths bot, wenn er jagte; aber eine weitere Beaugenscheinigung ließ ihn mit Entsetzen bemerken, daß die Höhle bereits bewohnt war.

In einer Ecke gewahrte er zwei Jaguars, welche seinen Bewegungen mit funkelnden Augen folgten. Ein einziger Blick überzeugte ihn, daß es Junge waren, aber ein wahnsinnig machender Gedanke schoß ihm durch's Gehirn — die Mutter war draußen, wahrscheinlich nicht weit, konnte in jedem Augenblicke zurückkommen — und er hatte keine Waffen, sein Messer und den Lauf seiner zerbrochenen Büchse ausgenommen. Während er über seine gefährliche Lage nachdachte, hörte er ein Brüllen, das ihn zu Anwendung seiner ganzen Thatkraft spornte. Er rollte einige lose Felsmassen vor den Eingang, befestigte sie so gut als möglich mit andern Steinen, band sein Messer an das Ende seines Büchsenlaufes und erwartete ruhig den Ausgang. Eine Minute entschwand, und nun stürzte ein furchtbarer Jaguar gegen den Felsen, so daß Boone seine ganze Riesenkraft aufbieten mußte, um das Weichen des Gesteins zu verhindern.

Sobald das Thier bemerkte, daß es sich durch Gewalt nicht Bahn brechen konnte, begann es, an dem Eingange zu kratzen und zu graben, zugleich aber gräßlich zu brüllen — ein Concert, in welches die Jungen, die sich auf Boone warfen, einstimmten. Er stieß sie mit dem Fuße zurück, erhielt aber gleichwohl einige garstige Risse; dann stieß er die Klinge seines Messers durch die Oeffnung zwischen dem großen Steine und dem eigentlichen Fels in die Schulter des weiblichen Jaguars, der nun mit einem furchbaren Schrei zurückwich. Dieser Aufschub war ein Glück, denn Boones Kraft hatte sich völlig erschöpft; er benützte den Waffenstillstand, um für den Fall eines neuen Angriffs die Hindernisse zu vermehren, und da er bei sich erwog, das Mauen der Jungen steigere die Wuth der Mutter, so schlug er ihnen mit dem Büchsenlaufe die Schädel ein. Nun durfte er zwei Stunden lang von seiner Anstrengung ausruhen; auch glaubte er bereits, das Thier habe sich verscheuchen lassen, als ein abermaliger furchtbarer Sprung gegen das Gestein seine Vormauer einige Zolle in die Höhle hereindrückte. Eine Stunde

mußte er sich abkämpfen, bis der Jaguar selbst erschöpft war und, da er seine Jungen nicht mehr hörte, mit einem kläglichen Geheule sich entfernte.

Die Nacht brach ein, und Boone begann zu verzagen. An ein Verlassen der Höhle war nicht zu denken, denn die Bestie lauerte ohne Zweifel auf ihn, und doch war ein Bleiben fast eben so gefährlich, da langes Wachen und fortgesetzte Anstrengung wie Blei auf seinen Augenlidern lagerten und den Schlaf zu einer gebieterischen Nothwendigkeit machten. Dennoch beschloß er, seinen Schlupfwinkel zu behaupten, und nachdem er abermals eine Stunde darauf verwendet hatte, den Eingang zu befestigen, legte er sich zum Schlafen nieder, für den Fall eines Angriffs den Büchsenlauf an seiner Seite behaltend.

Er hatte etwa drei oder vier Stunden geschlafen, als er durch ein Geräusch dicht an seinem Kopfe geweckt wurde. Der Mond stand am Himmel und goß seine Strahlen durch die Ritzen am Eingange der Höhle. Die Ahnung einer bevorstehenden Gefahr ließ Boone nicht länger schlafen; er wachte in der ängstlichsten Spannung und bemerkte endlich, daß mehrere von den kleineren Steinen, die er um den großen Fels gelegt hatte, auf ihn zurollten, ferner, daß die Lichtstrahlen, welche in die Höhle fielen, hin und wieder durch einen Körper verdunkelt wurden. Es war der Jaguar, der den Fels unterminirt hatte. Ein Stein nach dem andern wich. Boone erhob sich daher, umfaßte seinen schweren Büchsenlauf und beschloß, den Angriff des Thieres zu erwarten.

Nach einigen Sekunden rollte der schwere Stein ein paar Fuß weit in die Höhle. Zuerst erschien der Kopf, dann die Schultern des Jaguars, und endlich brachte ihn ein lautloser Sprung auf vier Fuß in die Nähe von Boone, der in diesem verhängnißvollen Augenblicke alle seine Kraft zu einem entscheidenden Schlage sammelte und den Schädel der Bestie in tausend Stücke zertrümmerte. Völlig

erschöpft trank jetzt Boone von dem Blute des Thieres, um seinen Durst zu stillen, benützte den Leib desselben als Kissen und sank in einen tiefen Schlaf. Nachdem er sich am Morgen aus einem der Jungen ein leckeres Mahl bereitet hatte, brach er auf, um sich seinen Begleitern anzuschließen, denen er seine Abenteuer und die gemachte Entdeckung mittheilte. Bald nachher war die Höhle mit denjenigen Gegenständen angefüllt, welche zum Leben eines Trapper's nöthig sind; sie diente später zum Sammelplatze für alle Abenteurer, von den Ufern des Laplatte an bis zu dem Gestade des großen Salzsees.

Auch an seinem gegenwärtigen Aufenthalte, in derselben Stube, in welcher wir saßen, hatte Boone einmal ein Handgemenge mit einem schwarzen Bären. Nach Erbauung seiner Blockhütte gedachte er ein Weib zu nehmen. Er warb nämlich um die Tochter eines alten Arkansas-Ansiedlers und wünschte vor seiner Verheirathung „einen Platz und eine nährende Handthierung" zu haben. Das Mädchen wurde durch einen umstürzenden Baum erschlagen, und Boone schickte in seinem Schmerze die Leute fort, die er gemiethet hatte, um ihm sein Feld umgraben zu helfen; denn er wünschte allein zu seyn.

Monate entschwanden und sein Mais versprach eine reichliche Ernte; doch er kümmerte sich nicht darum. Er nahm seine Büchse, blieb oft einen ganzen Monat in den Wäldern und brütete über seinem Verlust. Die Jahreszeit war schon weit vorgerückt, als er eines Tages nach Hause zurückkehrte, und die Bemerkung machte, daß die Bären, die Eichhörnchen und Hirsche sich's unter den goldenen Aehren seines Maisfeldes hatten wohl seyn lassen. Den Rest wollte er für sein Pferd retten, und da er am andern Morgen einzuheimsen gedachte, so verbrachte er die Nacht auf dem einsamen Lager seiner Hütte. Die Hitze war ungeheuer, und er ließ, wie es in diesen Gegenden in den Sommermonaten gewöhnlich ist, die Thüre weit offen stehen.

Gegen Mitternacht hörte er Etwas in die Stube poltern; er war im Nu auf den Beinen und fragte, da er einen kurzen schweren Athem vernahm, wer zugegen sey, denn es war so dunkel, daß er keine zwei Schritte vor sich hinsehen konnte. Als er nur eine Art halb erstickten Brummens zur Antwort erhielt, trat er heran, streckte seine Hand aus und erfaßte das zottige Fell, eines Bären. Vor Ueberraschung blieb er regungslos stehen; das Thier aber versetzte ihm mit seiner schrecklichen Tatze einen Schlag vor die Brust, daß er zur Thüre hinausflog. Boone hätte sich wohl flüchten können, dachte aber, über den' durch den Fall veranlaßten Schmerz ganz außer sich, nur an Rache; er griff nach seinem Messer und Tomahawk, welche er glücklicherweise erreichen konnte, stürzte wüthend auf die Bestie los und schlug auf's Gerathewohl um sich. Trotz seiner ungeheuern Stärke konnte jedoch der Tomahawk das dicke Fell des Thieres nicht durchdringen. Letzteres hatte den Leib seines Gegners mit seinen Tatzen umfaßt und drückte ihn mit einer von jenen todtbringenden Umarmungen an sich, denen nur ein Riesenbau, wie der unseres Boone zu widerstehen vermochte. Zum Glück benützt der schwarze Bär, ungleich dem grauen, im Kampfe nur selten seine Krallen und Zähne, indem er sich begnügt, sein Opfer zu ersticken. Boone machte seinen linken Arm los und führte nun mit seinem Messer einen wüthenden Schlag nach der Schnauze der Bestie, welche in Folge des dadurch verursachten Schmerzes ihren Gegner fahren ließ. Die Nase ist der einzige verwundbare Theil eines alten schwarzen Bären. Sogar auf vierzig Schritte schlägt sich eine Büchsenkugel an seinem Schädel breit, und jeder andere Körpertheil ist ebenso wenig einer ernstlichen Beschädigung zugänglich.

Boone, der dies wußte und sich nicht auf eine abermalige Umarmung einlassen wollte, stürzte aus der Hütte. Der Bär, der nun ganz wüthend war, verfolgte ihn und holte ihn in der Nähe der Verzäunung ein. Zum Glück hatten sich die Wolken zertheilt

und der Mond schien nun hinreichend hell, um den Jäger in den Stand zu setzen, ein sichereres Ziel zu nehmen. Auch der Zufall begünstigte ihn. Er fand auf dem Boden einen Pfahl seines Geländers, der aus schwerem Eschenholz bestand und zehn Fuß lang war. Nachdem er Messer und Tomahawk weggeworfen, griff er nach dieser neuen Waffe und erneute den Kampf mit Vorsicht, denn es galt jetzt ein Ringen auf Leben und Tod.

Die furchtbaren Streiche, welche Boone nun mit der vollen Kraft der Verzweiflung führte, würden die Knochen eines Stieres oder eines Panthers in Brei zermalmt haben; aber Petz ist von Natur ein bewunderungswürdiger Kämpfer und, trotz seiner täppischen Form, ein gar behendes Thier, wenn es zu einem Handgemenge kömmt. Etlichemal wurde er durch die Gewalt der Streiche niedergeschlagen, aber in der Regel parirte er sie mit wunderbarer Geschicklichkeit. Endlich gelang es ihm, das andere Ende des Pfahles zu fassen und mit unwiderstehlicher Gewalt an sich zu ziehen. Mensch und Thier fielen. Boone rollte nach der Stelle, wo er seine Waffen hatte fallen lassen, während der Bär ihm nachrückte. Es war ein entscheidender Augenblick; aber Boone hatte dem Tode schon unter allen Gestalten in's Auge gesehen und getrotzt; mit thätiger Hand begrub er abermals seinen Tomahawh in die Schnauze seines Feindes, wandte sich dann um und stürzte nach seiner Hütte, wo er hoffte, noch hinreichend Zeit zu gewinnen, um die Thüre zu schließen. Er drückte die Klinke zu und stemmte seine Schulter gegen die Scheidewand, aber ohne Erfolg, denn das schreckliche Thier stürzte köpflings heran und taumelte mit Boone und den Thürtrümmern in die Stube. Die beiden Feinde erhoben sich wieder und stierten einander an. Boone hatte jetzt nichts mehr als sein Messer, aber Petz wankte, und sein Gegner glaubte, jetzt einem gleicheren Kampfe entgegensehen zu dürfen. Abermals banden sie mit einander an.

Einige Stunden nach Sonnenuntergang erschien Kapitän Finn,

der von der gesetzgebenden Behörde in Little Rock zurückkehrte, und fand zu seinem Entsetzen seinen Schwager, augenscheinlich leblos, auf dem Boden liegen; neben ihm befand sich der Leichnam des Bären. Boone erholte sich bald wieder und bemerkte jetzt, daß der Stoß, welcher verhindert hatte, daß ihn die Bestie nicht todt drückte, durch das linke Auge bis in's Gehirn gedrungen war. *)

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Am andern Morgen brachen wir alle drei auf und kreuzten gegen Mittag den Washita-Fluß. Er ist der schönste Strom, den ich kenne, kühl, durchscheinend, im Durchschnitte acht bis zehn Fuß tief und fließt über ein hartes Sandbette hin. Während wir übersetzten, bemerkte Boone gegen uns, sobald wir den Gipfel der waldigen Berge vor uns erreicht hatten, könnten wir, wenn wir uns scharf umsähen, einige Bären entdecken, denn er habe diesen Weg nie gemacht, ohne einen oder zwei zu schießen.

Nachdem wir den Strom im Rücken hatten, gelangten wir in einen edlen Ahornwald; der Grund stieg in sanften Schwellungen mehrere Meilen weit an, bis endlich die Föhren, welche dem Ahorn folgten, uns belehrten, daß wir den höchsten Punkt der Berge erreicht hätten. Ich hörte in der Ferne ein Trampeln und Rasseln, weshalb ich mein Pferd spornte und voran ritt, um den ersten

---

*) In den östlichen und nördlichen Theilen von Amerika wird der schwarze Bär nicht sonderlich groß, obschon er in Arkansas und in den anliegenden Staaten wegen seines Umfanges und durch seine Kraft ein fast ebenso fürchterlicher Feind wird, als der graue Bär. Gewöhnlich haben sie daselbst ein Gewicht von acht, bisweilen aber auch von zehn Centnern und darüber.

Schuß zu erhalten; da bemerkte ich zu meiner Linken, nicht zwanzig Schritte von mir, auf einer kleinen, mit Gestrüpp bewachsenen Stelle eine große Bärin, die mit ihrem Jungen spielte. Ich war eben im Begriff, meine Büchse anzulegen und zu feuern, als mich Boones Stimme zurückrief; zugleich bemerkte ich, daß er und Finn eben abgestiegen und in ein Dickicht getreten waren. Da ich nun wohl wußte, sie hätten hiebei einen besondern Zweck, so schloß ich mich ihnen an und fragte, was es gebe.

„Eine neue Jagd," antwortete Finn, seine Hand gegen einen jähen und felsigen Theil des Gebirges ausstreckend.

Es war allerdings eine Jagd und zwar eine Jagd von sehr sonderbarer Art.

Ein großer Hirsch stürzte in voller Hast dahin und ein Puma folgte ihm auf den Fersen. Die Hetze mußte schon lange gedauert haben, denn wie sie näher und näher kamen, konnte ich bemerken, daß beiden Thieren die lechzenden Zungen heraushingen und ihre Sprünge zwar noch immer gewaltig genug, aber doch nicht so elastisch wie gewöhnlich waren. Der Hirsch, der sich nun dem Bären auf zweihundert Ellen genähert hatte, machte für einen Augenblick Halt, um die Luft zu schnüffeln, kam dann noch näher und machte mit vorgerecktem Kopfe einen Satz, um sich zu überzeugen, ob Petz noch immer in seiner Nähe sey. Da der Puma ihm dicht auf der Ferse war, so wandte er um und kehrte fast in seiner eigenen Fährte wieder zurück, in der Entfernung von etwa dreißig Ellen an seinem Verfolger vorbeikommend. Letzterer war nicht im Stande, sein Rennen mit einemmale zu unterbrechen, stieß deshalb ein zorniges Geheul aus und folgte dann dem Hirsche abermals in einer Entfernung von etlichen hundert Schritten. Als der Bär das Geheul hörte zog er seinen halben Leib aus dem Gestrüppe hervor und blieb ruhig auf der Lauer.

„Jetzt sind sie fort," rief ich.

„Wartet ein wenig," antwortete Boone; „da kommt er wieder."

Er hatte Recht; der Hirsch kam wieder zum Vorschein und näherte sich uns; seine Hast war aber sehr gemindert, und wir konnten deutlich sehen, das das Thier mit bewunderungswürdiger Genauigkeit seine Entfernung berechnete. Der Puma, der jetzt seiner Beute sicher zu seyn glaubte, stürzte etwa dreißig Schritte hintendrein. Die Bärin, welche ihren Feind so nahe sah, kam aus dem Gestrüppe hervor und hatte sich eben in eine kampfgerechte Positur gesetzt, als der Hirsch mit einem schönen und gewaltigen Satz über ihren Kopf wegschoß und verschwand. Als er den Sprung that, war der Puma dicht hinter ihm und hatte ebenfalls ausgeholt, mußte aber jetzt zu seinem Erstaunen bemerken, daß er einen furchtbaren Gegner vor sich habe, der nicht die mindeste Lust zum Fliehen verrieth. Er duckte sich und peitschte mit dem langen Schwanze die Seiten, während der nur fünf Schritte entfernte Bär wie seinen Statue stehen blieb, mit seinen kleinen funkelnden Augen den Puma betrachtend.

In dieser Stellung verharrten sie eine Minute — der Puma, schwer schnaubend und augenscheinlich unschlüssig, die Bärin vollkommen ruhig und regungslos. Dann schlich sich der Puma allmählig zurück, bis er die gehörige Entfernung für einen Sprung gewonnen hatte, legte seine volle Kraft in die Hinterbeine und stürzte wie ein Blitz auf die Bärin zu, der er seine Klauen in den Rücken schlug. Letztere faßte nun mit unwiderstehlicher Gewalt ihren Gegner mit den beiden Vordertatzen, zerdrückte ihn mit der ganzen Last ihres Körpers und rollte über ihn hin. Wir hörten ein schweres Stöhnen, ein klägliches Geheul, ein Krachen von Knochen, und der Puma war todt. Der junge Bär kam herbei, um zu sehen, was vorgehe, beaugenscheinigte das Opfer einige Minuten und stampfte dann den Berg hinunter, während seine Mutter, die augenscheinlich unverletzt war, nachfolgte. Wir versuchten nicht, den Rückzug der Beiden zu hindern, denn unter den

ächten Wildnißjägern herrscht ein gewisses Gefühl, das sie abhält, ein Thier anzugreifen, welches eben erst einen tödtlichen Kampf durchgekämpft hat. Es ist eine sehr gewöhnliche Praxis des Hirsches, daß er einen Puma, der ihn verfolgt, nach dem Lager eines Bären führt, und ich habe Aehnliches oft selbst mit angesehen, obgleich mir sonst nie der Fall vorkam, daß der Hirsch wieder umkehrte.

Dieses Ereigniß erinnert mich an ein anderes, das Gabriel kurze Zeit vor der Ermordung des Fürsten Seravalle mit ansah. Gabriel hatte nämlich seine Begleiter verlassen, um Wild zu jagen, und kam bald auf die Fährte eines wilden Ebers, die ihn nach einem Haine von hohen Persimonbäumen führte. Nun bemerkte er zum erstenmale, daß er Pulverhorn und Kugelbeutel im Lager gelassen hatte, machte sich aber nicht viel daraus, da er seines Zieles sicher war. Wie er dem Haine auf sechszig Schritte näher kam, erspähte er den Eber an dem Fuße eines der äußersten Bäume, wo er die gefallenen Früchte fraß. Gabriel erhob nun den Blick nach den dicht belaubten Zweigen und entdeckte, daß dort ein großer Bär saß, der sich gleichfalls die Persimonen belieben ließ. Der Jäger näherte sich auf dreißig Schritte und vertiefte sich ganz in die Neuheit dieses Anblicks.

Bei jeder Bewegung des Bären prasselten Hunderte von Pflaumen — natürlich die reifsten — nieder. Der Bär wußte das recht wohl und wurde nicht wenig neidisch, als er bemerkte, wie sich's der Eber unten auf seine Kosten so wohl seyn ließ, während er selbst nur grüne Früchte und auch diese nur mit Schwierigkeit pflücken konnte, da er es nicht wagte, seinen schwerfälligen Körper den kleineren Aesten des Baumes anzuvertrauen. Hin und wieder stieß er ein grimmiges Brummen aus und reckte den Kopf hinunter; der Eber sah dann mit vergnügter und dankbarer Kopfbewegung auf und beantwortete das Brummen mit einem Grunzen, als wollte er sagen: „danke schön; sehr höflich von Dir, daß Du die grünen frißst und mir die andern herunterschickst.“ Petz ver-

stand dies und konnte es nicht länger ertragen; er begann den Baum so ungestüm zu rütteln, daß die rothen Persimonen wie ein Regenschauer um den Eber niederfielen; dann gab es wieder ein Duett von Brummen und Grunzen — zornig und furchtbar oben — unten voll Vergnügen und Wohlbehagen.

Gabriel war wegen des Ebers gekommen, änderte aber jetzt seinen Sinn, denn als er über Petzens gegenwärtige zornige Stimmung Erwägungen anstellte, gelangte er zu der Ueberzeugung, daß er einen Angriff zu gewärtigen habe, sobald er entdeckt werde. Indeß mochte er auch nicht fortgehen; solange seine Büchse geladen war; er wartete daher und sah zu, bis ihm der Bär Gelegenheit geben würde, ein tödtliches Ziel zu nehmen. Sein Harren war vergeblich, weshalb er nach weiterem Nachdenken beschloß, den Bären zu verwunden; denn von der Stimmung der Bestie ließ sich mit Zuversicht erwarten, sie werde dann in ihrem Grimme auf den Eber losstürzen und einen Kampf mit demselben beginnen. Er feuerte; der Bär, der augenscheinlich, obgleich nur leicht verwundet war, begann nun zu brüllen, wüthend den Hals zu kratzen und blickte rachsüchtig auf den Eber nieder, der bei dem Knall der Büchse nur für einen Augenblick den Kopf erhoben und dann sein Mahl wieder aufgenommen hatte. Petz war jetzt überzeugt, die erhaltene Wunde rühre von der unten befindlichen Bestie her und beschloß, dieselbe zu bestrafen. Um sich die Mühe des Herabsteigens zu ersparen, stürzte er vom Baume herunter, raste auf den Eber zu und band unverweilt mit demselben an; aber trotz seiner großen Stärke, mußte er doch finden, daß ein zehnjähriges Wildschwein mit sieben Zoll langen Hauern ein sehr furchtbarer Gegner ist. Bereits strömte das Blut aus zehn oder zwölf Wunden an seiner Seite herab; aber dennoch gab er sich nicht besiegt, sondern wurde im Gegentheil immer wüthender und wüthender, bis zuletzt der Eber fast erstickt unter den Pfoten seines Gegners lag. Der Kampf dauerte noch einige Minuten, in deren Verlauf das Grunzen und

Brummen immer schwächer und schwächer wurde, und endlich lagen beide Streiter regungslos da. Als Gabriel auf sie zukam, waren sie todt — der Bär schrecklich verwundet, während dem Eber alle Knochen zerbrochen waren. Gabriel füllte seinen Hut mit den Persimonen, die Anlaß zu dieser Tragödie gegeben hatten, und kehrte nach dem Lager zurück, um Beistand und Munition zu holen.

Finn, Boone und ich nahmen unsere Reise wieder auf, und nach einem scharfen Ritte von zwei Stunden erreichten wir eine schöne Stelle, die „Magnet Cove" genannt wird. Sie ist eine von den großen Merkwürdigkeiten in Arkansas, und es gibt nicht viele Pflanzer, welche dieselbe nicht wenigstens einmal in ihrem Leben besucht haben, selbst wenn sie deshalb hundert Meilen weit reisen mußten.

Magnet Cove ist ein kleines Thal, von felsigen Bergen umgeben, die ein- bis zweihundert Fuß hoch sind und einen Gürtel in der Form eines Hufeisens bilden. Von diesen Felsen strömen Hunderte von Schwefelquellen, einige kochend heiß, andere kalt, aber alle in große Becken fließend, welche sich die beharrlich stürzenden Wasser seit so vielen Jahrhunderten ausgegraben haben. In dieser Gegend sind jedoch Mineralquellen so häufig, daß sie kaum eine Erwähnung verdienen würden, wenn nicht die schwarzen, massigen Steine und Felsen dieses Thals, auf mehr als eine Meile im Umfange, magnetisch wären.

Die Reisenden pflegen stets einige Eisenstücke mit sich zu bringen, welche sie gegen die Felsen werfen. Der Anblick ist sehr sonderbar; alte Hufeisen, Gabeln, Messer, Eisenstangen, Nägel und Pistolenläufe hängen an den vorspringenden Gesteinen, die Nägel aufrecht stehend, als ob sie daselbst wüchsen. Diese Eisenstücke haben selbst auch bedeutende magnetische Kräfte gewonnen. Ich nahm ein Hufeisen mit, welches, wie ich nachher fand, eine zwei Pfund schwere Stahlstange lüpfte.

Eine halbe Meile von diesem merkwürdigen Orte wohnt ein

alter Ansiedler, ein Freund meiner Begleiter, an dessen Hütte wir Halt machten, um daselbst die Nacht zu verbringen. Unser Wirth wurde nur interessant durch seine große Gastfreundschaft und seine noch größere Schweigsamkeit. Er hatte stets ganz allein in der Wildniß gelebt, und die wenigen Worte, die er laut werden ließ, waren unzusammenhängend. Es schien, als brüte sein Geist stets über Scenen der Vergangenheit. In seiner Jugend war er ein Genosse des berufenen Piraten La Fitte gewesen, und nach der Vertheidigung von Neu-Orleans, bei welcher die Seeräuber keine unbedeutende Rolle spielten, da sie die Artillerie bedienten, nahm er den Pardon des Präsidenten an, um sich durch die Wälder und Sümpfe von Louisiana einen Weg zu bahnen. Fünf oder sechs Jahre lang hörte man nichts mehr von ihm. Später erzeugten Umstände eine vertraute Bekanntschaft zwischen ihm und meinen beiden Begleitern; aber gegen die Gewohnheit der Ansiedler und Trapper mochte er nie von seinen früheren Abenteuern sprechen, sondern suchte den Gegenstand stets zu vermeiden.

Man trug sich mit geheimnißvollen Gerüchten über einen Schatz, welchen die Seeräuber in Texas verscharrt hätten, und der nur ihm bekannt sey. Dies ist nicht unmöglich, da die Bäche, die Lagunen und Bayen jenes Landes stets ein Lieblingsaufenthalt der Freibeuter waren; indeß ließ er sich nie auf eine Beantwortung derartiger Fragen ein. Er lebt jetzt mit einer Indianerin aus dem Stamme der Flachköpfe, mit welcher er mehrere Kinder gezeugt hat — gleichfalls ein Thema, über welches die westlichen Farmer viel zu sprechen wissen.

Wäre die Squaw eine Creek, eine Cherokesin oder ein Osagenweib gewesen, so würde sich Niemand gewundert haben; aber wie kam er zu einer Frau, die einem so fernen Stamme angehörte? Außerdem sah die Squaw so stolz, so gebieterisch und königlich aus. Es waltete in der That ein Geheimniß ob, auf das Jedermann gespannt war, ohne es jedoch lösen zu können.

Wir verließen unsern Wirth früh am Morgen und langten gegen Mittag an den heißen Quellen an, wo ich mich von meinen freundlichen Begleitern trennen sollte. Ich ließ mich jedoch überreden, bis zum nächsten Morgen zu bleiben, da mir Finn an einen Freund in Süd-Missouri einen Brief mitgeben wollte. Die heißen Quellen von Arkansas vermag ich nicht besser zu schildern, als wenn ich folgende Zeilen einer Little-Rocker Zeitung entnehme: —

„Die warmen Quellen gehören unter die interessantesten Merkwürdigkeiten unseres Landes und finden sich in großer Anzahl. Eine davon, die den Mittelpunkt bildet, liefert eine ungeheure Menge Wasser von der Temperatur der Siedhitze. Bei trockener Jahreszeit strömt die Wassermasse etwas weniger reichlich und hat auch einen etwas größeren Wärmegrad.

„Das Wasser ist von merkwürdiger Durchsichtigkeit und Reinheit; man benützt es zu Heilzwecken und für die Küche. Die vorgenommene Analyse gab dieselben mineralischen Eigenschaften, welche gewöhnliches Quellwasser liefert. Es erweist sich für viele Kranke unstreitig sehr wirksam, was wohl in den Schatten der anliegenden Berge, in der kühlen, gesäuerten Gebirgsluft, in der Bequemlichkeit warmer und lauer Bäder, in der Neuheit der romantischen Scenerie und in der nothgedrungenen Mäßigkeit — einer Folge der Armuth des Landes und der Schwierigkeit, Vorräthe beizuschaffen — seinen Grund haben mag. Die Fälle in welchen man die Quellen heilkräftig erfunden hat, sind Rheumatismen, allgemeine Schwäche, Dyspepsie und Hautkrankheiten. Einige Schritte von den heißen Quellen befindet sich eine kalte mit starkem Schwefelgehalt. In den wilden Gebirgspartieen dieser einsamen Gegend liegt eine Größe und Neuheit, welche wohl das Interesse eines Naturfreundes zu fesseln im Stande sind."

Am andern Morgen verabschiedete ich mich von meinen Begleitern und trat meine Reise an. Lange konnte ich mich eines seltsamen Gefühls von Einsamkeit nicht erwehren, als ich so Berg um Berg, Wald um Wald zurücklegte. Es kam mir vor, als ob Etwas nicht ganz geheuer sey. Ich sprach mit mir selbst und blickte oft zurück, ob nicht Jemand meines Weges käme. Dieses Gefühl hielt jedoch nicht lange an, und ich erfuhr bald, daß ein Mann mit einer Börse und einem guten Pferde im Westen des Mississippi nie in Gesellschaft von Fremden reisen darf, wenn er nicht seine Habe und das Leben obendrein zu verlieren wünscht.

Ohne Halt zu machen, ritt ich fünfundvierzig Meilen weit auf dem traurigen Wege fort, der von den heißen Quellen nach Little Rock führt, wo ich um Mittag anlangte.

Ausländer pflegen in der Regel alle Theile der vereinigten Staaten zu besuchen, obschon nur sehr Wenige je nach Arkansas gekommen sind. Sie scheinen sich durch die zahllosen Geschichten von daselbst vorgefallenen Mordthaten einschüchtern zu lassen, mit denen ein Reisender an Bord der Mississippi-Dampfboote stets unterhalten wird. Ohne Zweifel sind derartige Erzählungen, nach der in den vereinigten Staaten beliebten Weise, sehr übertrieben, obschon man nicht in Abrede ziehen kann, daß die Arkansas-Assisen weit öfter mit Ermordungen durch Dolche und Feuergewehre behelligt werden, als zehn der übrigen Staaten zusammengenommen. Am Tage meiner Ankunft zu Little Rock hatte ich Gelegenheit, Zeuge von etlichen dieser Arkansas-Vorfälle zu seyn und auch die Berichte zu lesen, die darüber erstattet wurden, Der gesetzgebende Körper hielt eben seine Sitzungen. Zwei von den Abgeordneten waren zufällig entgegengesetzter Ansicht, was bald zu Schimpfreden führte. Von Worten kam es zu Streichen und endlich schoß der Eine den Andern mit einer von Colt's sechsläufigen Pistole nieder. Dieser Vorfall setzte für denselbigen Tag den Berathungen ein Ziel. Die Leiche wurde nach dem Wirthshause gebracht, in welchem

ich eben angelangt war. Der Mörder stellte eine Bürgschaft von zweitausend Dollars, machte sich aber im Laufe der Nacht flüchtig, und Niemand dachte daran, ihn zu verfolgen.

Der Erschlagene wurde meinem Wirthe sehr einträglich, denn dieser hatte die Leiche in einem Gemache neben der Gaststube untergebracht, und sobald die Kunde ruchbar wurde, kam die ganze männliche Bevölkerung von Little Rock in Schaaren herzu, um Augenschein zu nehmen und bei einer Flasche Wein oder einem Glas Branntwein ihr eigenes Gutachten abzugeben.

Ich war sehr müde, weshalb ich zeitig zu Bette ging. Trotz des lauten Schreiens und Fluchens unten schlief ich ein, wurde aber bald durch fünf oder sechs Pistolenschüsse geweckt, die rasch auf einander folgten, und unmittelbar darauf vernahm ich lautes Geschrei und Gezeter. Ich stand auf und hielt ein Negermädchen an, welches, ein leibhaftiges Abbild des Schreckens und Entsetzens, die Treppe hinaufeilte.

„Was gibt es, Schwärzchen?“ fragte ich. „Schießt man denn drunten in der Wirthstube?“

„Ach, ja Massa,“ antwortete sie; „sie schießen schrecklich. Doctor Francis sag, Doctor Grey sey ein Halunk; Doctor Grey sag, Doctor Francis sey ein Schurke. Doctor Franzis schießt mit sein groß Pistolen und tödtet Doctor Grey; Doctor Grey schießt mit anderen Pistolen und tödtet Doctor Francis.“

„Wie?“ rief ich, „nachdem er todt war?“

„Oh nein, Massa, eh' er todt war; sie schießen miteinander — puff, puff, puff!“

Ich ging die Treppe hinunter, um zu vernehmen, durch welche Umstände dieser Doppelmord herbeigeführt worden war. Ueber dem Körper des am Morgen erschlagenen Gesetzgebers war ein Leichenschaugericht gehalten worden, und die zwei Aerzte, welche in der Gaststube zu viel getrunken, hatten miteinander Streit angefangen über die Richtung der Kugel. Sie waren verschiedener Ansicht und

schimpften deshalb anfangs auf einander; von Worten kam es zu Schlägen, und das große Finale lief darauf hinaus, daß sie sich gegenseitig niederschossen.

Die Ereignisse dieses einzigen Tages widerten mich so sehr an, daß ich meine Rechnung bezahlte, mein Pferd sattelte und einen Mann miethete, um mich in einer Fähre über den Arkansasstrom zu bringen. Letzterer ist ein edler, breiter und reißender Fluß, an dessen südlichem Ufer die Hauptstadt Little Rock liegt. Ich ritt ein Stündchen, so rasch ich konnte, und lagerte mich einsam in den Wäldern, da mir ihr trauriges Schweigen weit lieber war, als der Aufenthalt unter einem Dache, wo ähnliche Scenen von Mord und Blutvergießen vorfallen konnten. Im Norden des Arkansasflusses ist die Bevölkerung zwar rauh und ließe noch gar viel wünschen, indeß trifft man doch auf weniger blutgierigeres und menschenfreundlicheres Volk: das heißt, die Wirthe behandeln einen Gast höflich für sein Geld, und zu Batesville, einer Stadt von, glaube ich, fünfzig Häusern an den Nordufern des weißen Flusses, fand ich dreißig Generäle, Richter und Majore, welche sich herabließen, mir jedes Wirthshaus des Ortes zu zeigen, etliche Dutzend Havannah-Cigarren bringen zu lassen, und bei geeistem Wein etliche lange Toaste vorzutragen. Obgleich sie übrigens den Wein und den Tabak selbst bestellten und verbrauchten, überließen sie doch mir die Bezahlung, die ich denn auch bereitwillig übernahm, als ich belehrt wurde, diese Gentlemen zahlen nie etwas, wenn ein Fremder zugegen sey, aus Furcht, sein Zartgefühl zu verletzen.

In Batesville gewann ich auch zuerst einige Einsicht in den westlichen Papiercours, was mir sehr zu Statten kam. Ich kaufte mir nämlich hundert und vierzig Dollars in „Shin plasters,“ wie sie sie nennen, für einen englischen Sovereign, da ich mit dieser Papiermünze meine Reiseauslagen gut bestreiten konnte. Auf dem Fährboote des weißen Flusses traf ich auf einen jener italienischen Hausirer, die man, glaube ich, mit ihren Nadeln und schlecht colorirten Litho-

graphieen, Wilhelm Tells Geschichte und den Kampf während der drei Tage Anno 1830 darstellend, unter allen Himmelsstrichen findet. Obgleich kein feiner Reisegefährte, sprach der Genueser doch italienisch, und ich war entzückt, mich mit ihm in jener weichen Zunge unterhalten zu können, deren Laute ich seit dem Tode des Fürsten Seravalle nicht mehr vernommen hatte. Ich lud ihn in das erste Wirthshaus ein und ließ mir zwei Becher Münzen-Juleppe mit Eis reichen.

„Wie viel?“ fragte ich den Wirth.

„Fünf Dollars,“ lautete die Antwort.

Ich war wie vom Donner gerührt; dann aber steckte ich mein Geld wieder in die Tasche und erklärte ihm, daß ich ihm gar nichts bezahlen wolle. Der Mann begann zu fluchen, meinte, ich sey ihm ein sauberer Patron, und wunderte sich, wie ein Gentleman in einem Wirthshause zehren möge, ohne sein Getränke zu bezahlen.

„Ich zahle stets, was Andere bezahlen,“ entgegnete ich, „lasse mich aber nicht dermaßen betrügen, daß ich fünf Dollars für Etwas ausgebe, was nur fünfundzwanzig Cents werth ist.“

Der Wirth kam lächelnd auf mich zu.

„Ei, Sir, wir rechnen Ihnen nicht mehr an, als Anderen, fünf Dollars in „Shin plasters,“ oder fünfundzwanzig Cents in Specie.“

Die Sache war also aufgeklärt, und am andern Morgen tilgte ich meine Rechnung von zweiundzwanzig Dollars mit einem Dollar und zwölf Cent in Silber.

Dies mag einem englischen Leser, der Banknoten dem Geld vorzieht, sonderbar erscheinen; er darf jedoch nicht vergessen, daß England nicht Arkansas und die Bank von England nicht die „reelle Staatsbank von Arkansas, Capital zwei Millionen Dollars,“ ist.

Ungeachtet der Großartigkeit in den letzten fünf Worten, habe ich mit Sicherheit in Erfahrung gebracht, daß die Bank nie auch nur fünf Dollars besaß und nicht einmal im Stande war, den armen Cincinnati-Kupferstecher zu bezahlen, der die Noten gemacht

hatte. Die Kaufleute von Little Rock, welche die Bank aufthaten, waren die gewöhnlichen Käufer der Farmersproducte; die Bank hatte jedoch so schlechten Credit, daß sie für ein Bushel Waizen drei Dollars ihres Papiers bieten mußte, während in Neu-York für ein ähnliches Quantum nur vier und achtzig Cents in Specie bezahlt werden.

Die Farmer waren jedoch so schlau, wie die Kaufleute, und da sie mit denselben verkehren mußten, so entwarfen sie ein gutes Plänchen. Die Hauptlandwirthe eines jeden County versammelten sich und beschlossen, eine Farmersbank zu errichten. Einige Monate nachher war der ganze Staat mit Noten von sieben und ein Viertel, dreizehnthalb, fünf und zwanzig und fünfzig Cents überschwemmt, welche folgende Inschrift trugen: „Wir, die freien Grundeigenthümer und Farmer dieser und dieser County versprechen in Noten der reellen Staatsbank von Arkansas (so und so viel) zu bezahlen, aber nicht unter der Summe von fünf Dollars."

Die Bankeigenthümer waren also in ihrer eigenen Schlinge gefangen. Sie mußten die „Shin plasters" für ihre Waaren annehmen und hatten die erfreuliche Aussicht, mit ihren eigenen Noten wieder bezahlt zu werden, worüber sie so klägliche Gesichter machten, wie der Apotheker, den man zwang, seine eigenen Pillen zu verschlucken.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Von Batesville bis zu der Südgränze des Missouristaates führt der Weg hundert Meilen weit durch eine traurige Einöde von felsigem Gebirg und Fichtenwäldern, voll von Schlangen und

unterschiedlichem Wild, aber ohne die mindeste Spur einer Civilisation. Man findet keinen Grashalm, die tiefen Thaleinschnitte etwa ausgenommen, und diese sind so sumpfig, daß sich kein Pferd hineinwagen darf. Zum Glücke trifft man alle halbe Stunden auf klare Bäche, und ich hatte die Vorsicht gebraucht, mich auf einer Farm mit einem großen Sack Mais für mein Thier zu versehen. Im Grunde fuhren wir übrigens doch besser, als wenn wir in den Blockhütten eingesprochen hätten, indem so mein treues Roß jedenfalls den „Ringe“ entging. Was der „Ring“ ist, will ich dem Leser jetzt erklären.

In jenen Gegenden bedarf es stets eines starken Tagesrittes, um von einer Farm zur andern zu kommen, und wenn der Reisende noch „ungeleckt“ oder „grün“ ist (Benennungen, die man in Arkansas den Fremden gibt), so bietet der Wirth aller seiner Schlauheit auf, um sich zu überzeugen, ob sein Gast Geld hat, in welchem Fall er sich's angelegen seyn läßt, ihn so lang, als möglich aufzuhalten. Um sich die betreffende Auskunft zu verschaffen, schickt er ein hübsches Mädchen (eine Tochter oder eine Nichte) heraus, welche dem Fremden den Stall und den Maisvorrath zeigen muß, obgleich in der Regel ein halbes Dutzend stämmige Buben umherlungern und recht wohl diesen Dienst versehen könnten. Diese Nymphe wird die Aufwärterin des Reisenden, zeigt ihm den Garten, die Schweine, das Fremdenschlafgemach und so weiter. Die Folge davon ist, daß der Wanderer galant wird; das Mädchen besteht darauf, ehe er morgen aufbricht, sein Schnupftuch zu waschen, seine Jacke auszubessern, und während sie sich so immer mit ihm unterhält, entdeckt sie in der Regel bald, ob er mit Geld versehen ist. Demgemäß wird nun Bericht erstattet.

Der Reisende speist zu Nacht, schläft, frühstückt, zahlt seine Zeche und verlangt nun sein Pferd.

„Ei, Sir,“ antwortet der Wirth, „mit dem Thiere muß etwas nicht richtig seyn — es hinkt.“

Der Wanderer hält's für bloße Kleinigkeit, bricht auf und entdeckt, ehe er eine Meile gemacht hat, daß sein Thier unmöglich weiter kann; er kehrt deshalb zu der Farm zurück und wird dort vielleicht eine Woche hingehalten, bis sein Pferd im Stande ist, weiter zu reisen.

Ich wurde auch einmal in dieser Weise betrogen, und ließ mir's nicht einfallen, daß mir eine Tücke gespielt worden war. Als ich jedoch am folgenden Tage von einer andern Farm aufbrach, fand ich, daß mein Pferd wieder hinkte. Aergerlich über die lange Zögerung an meinem früheren Aufenthaltsorte, beschloß ich, trotz der Lahmheit meines Pferdes, weiter zu ziehen. Nachdem ich etwa drei Meilen weit gekommen, traf ich endlich auf einen ältlichen Mann, der gleichfalls beritten war. Er machte Halt, betrachtete mich aufmerksam und redete mich dann an: —

„Ich sehe, junger Mann, Ihr seyd ein Grüner."

Nun war ich diesen Morgen gar nicht guter Laune und erwiderte ihm deshalb:

„Was meint Ihr damit, Ihr alter Narr?"

„Verzeiht mir, nahm er wieder auf; ich wollte einen Fremden nicht beleidigen. Ich bin Yell, der Gouverneur dieses Staates, und sehe, daß einer meiner pfiffigen Bürger Euch einen Streich gespielt hat. Wenn Ihr mir's erlaubt, will ich Euer Pferd in zwei Minuten von seiner Lahmheit curiren."

Bei Erwähnung dieses Namens wußte ich wohl, daß ich mit einem Gentleman zu thun hatte. Ich bat ihn daher um Verzeihung wegen meiner unhöflichen Antwort, worauf der Gouverneur abstieg und mir das Geheimniß des Ringes erklärte. Gerade über dem Hufe meines Pferdes und unter den Haaren gut verborgen befand sich ein starker, dicht angezogener Seidenfaden; sobald dieser durchschnitten war, hatte es auch mit dem Hinken meines Pferdes ein Ende.

Zum Abschiede ertheilte mir der Gouverneur noch folgenden väterlichen Rath: —

„Mein lieber junger Mann, ich will Euch einen Wink geben, der Euch in die Lage setzen wird, wohlbehalten durch ganz Arkansas zu kommen. Nehmt Euch vor hübschen Mädchen und pfiffigen ehrlichen Leuten in Acht, und sagt nie, daß Ihr weiter reist, als von der letzten Stadt zur nächsten, denn eine lange Reise birgt in der Regel das Zugeständniß in sich, daß man bei Casse ist. Wo möglich aber stellt nie Euer Pferd in einen Stall ein."

Der Boden in Arkansas ist bis an die Westgrenze des Staates felsig und gebirgig; dann kommt man auf die große amerikanische Wüste, welche sich an der andern Seite des Cimarron fast bis an den Fuß der Cordilleren hinzieht. Der östliche Theil von Arkansas, wo der Staat von dem Mississippi bewässert wird, ist ein unbekanntes Sumpfland und der Boden sogar für den leichten Fuß eines Indianers zu weich; überhaupt ist die ganze Strecke zwischen dem Mississippi und dem St. Francis nichts, als ein fortgesetzter River-Boden.

Ich spreche der Autorität eines einsichtsvollen Arkansasbewohners nach, daß die River-Bottoms des St. Francis vor den Erdbeben von 1811 und 1812 nie einer Ueberschwemmung unterworfen waren; damals sank aber ein bedeutender Thalstrich dieses Flusses zu einer beträchtlichen Tiefe ein. Nach Stoddart, der die Erschütterungen von 1811 nicht kennt, waren, von der Zeit der ersten Niederlassungen im Lande an, Erdbeben nichts Ungewöhnliches; er selbst verspürte im Jahre 1804 zu Kaskaskia mehrere Stöße, durch welche die daselbst stationirten Soldaten aus dem Schlaf geweckt wurden und die Gebäude aus ihren Fugen gingen. Oscillationen kamen so häufig vor, daß die Bewohner, welche derartige Erscheinungen Shakes nennen, gar nicht mehr darauf achten. Indeß sind die Erdbeben von 1811 und 1812, die von Neu-England bis nach Neu-Orleans verspürt wurden, die einzigen

bekannten, welche bleibende Spuren hinterlassen haben, obgleich man mit großer Wahscheinlichkeit annehmen kann, daß dieser Theil des Mississippi-Thals in früheren Perioden schwere Erschütterungen erlitten hat.

Im Jahre 1812 spaltete sich die Erde in weite Klüfte, aus welchen Wasser und Sandquellen hervorbrachen. Hügel verschwanden und an ihre Stelle traten Seen; Seebecken wurden erhöht, und ihre Wasser strömten ab, einen trockenen Grund zurücklassend; der Lauf der Ströme wurde durch Hebung ihrer Betten und das Einsinken der Ufer verändert; eine ganze Stunde weit wurde der Mississippi gegen seine Quelle zurückgelenkt, bis die angehäuften Wasser im Stande waren, die eindämmende Barriere zu durchbrechen. Boote wurden auf die Ufer geschleudert oder lagen plötzlich trocken auf der wasserleeren Fahrstraße, geriethen auch mitunter in die entstehenden Wirbel. Während dieser furchtbaren Veränderungen blitzten elektrische Feuer, von lautem Getöse begleitet, durch die von Dunst und Wolken geschwärzte Luft.

An einigen Stellen wurden Wälder und Rohrgebüsche versenkt, die noch in großer Tiefe auf dem Boden von neugebildeten Seen zu unterscheiden sind. Daß die Ursachen jener Erschütterungen nicht lokal waren, wie Einige glaubten, erhellt hinreichend aus der Thatsache, das die Azoren, die westindischen Inseln und die Nordküste zu gleicher Zeit ähnliche Erscheinungen zeigten und die Städte Carracas, Laguayra und einige andere gänzlich zerstört wurden.

Man hatte mir gerathen, an der Gränze ja in keinem Hause Halt zu machen, weshalb ich bis nach Missouri gewandert wäre, des Nachts nur den Himmel zu meinem Dache wählend, hätte nicht jetzt die Regenzeit begonnen; es ist nämlich nichts weniger als angenehm, eine Nacht unter den schrecklichsten Regenschauern, die man sich nur denken kann, zu verbringen. Als ich an dem St. Francisflusse anlangte, zwang mich der Zustand des Wetters, bei einem Geistlichen einzukehren — ich weiß nicht, welcher besondern

Sekte er angehörte, kann übrigens so viel sagen, daß er für den größten Heuchler in der Welt galt und im Rufe des „famösesten Spitzbuben“ von ganz Arkansas stand.

Mein Pferd wurde in den Stall und mein Sattel in die Flur geschafft, während ich mein Felleisen in die Wohnstube brachte. Dann begab ich mich, meiner Gewohnheit gemäß, nach dem Brunnen, um mich nach dem Ritte des Tages zu reinigen. Bei meiner Rückkehr fand ich jedoch zu meinem Erstaunen, daß mein Felleisen bereits verschwunden war. Für einen Menschen in meiner Lage, hatte ich Juwelen und Geld von ziemlich beträchtlichem Werthe unter meinem Gepäcke, weshalb ich eine Weibsperson, die in dem anstoßenden Gemache kochte, nach meinem Eigenthume fragte. Sie antwortete, daß sie nichts davon wisse, aber wahrscheinlich werde es ihr Vater auf die Seite geräumt haben.

Ich trat unter die Hausthüre und wartete geraume Zeit in nicht geringer Angst, bis ich endlich den Pfarrer über ein Maiskornfeld auf die Wohnung zukommen sah. Ich ging ihm entgegen und fragte ihn, was er mit meinem Felleisen angefangen habe; er antwortete jedoch, er wisse nicht, was ich meine — ich habe kein Felleisen mit in's Haus gebracht, und er vermuthe, ich sey ein Schelm, der aber bei einem so alten Fuchse, wie er sey, übel ankomme.

Da ich mittlerweile bereits die Schliche der famösen Arkansasleute kennen gelernt hatte, so kehrte ich nach der Halle zurück, nahm meine Pistolen aus den Holftern, steckte sie in meinen Gürtel, ergriff meine Büchse und folgte der Spur des Pfarrers auf dem weichen Feldgrunde. Sie führte mich nach einem Maisschuppen, wo ich nach dem Suchen einer Stunde mein verlorenes Felleisen auffand. Ich warf es über meine Schulter und kehrte unter einem furchtbaren Regenschauer nach dem Hause zurück. Als ich noch fünfzehn Schritte von der Schwelle entfernt war, kam mir der

Pfarrer mit seinem Weibe und seiner weinenden Tochter, einem hübschen Mädchen von sechszehn Jahren, entgegen, um sich zu entschuldigen. Die Mutter erklärte, das Mädchen werde noch ihr Tod seyn, und der Pfarrer theilte mir mit großer Demuth mit, seine Tochter sey in's Zimmer gekommen, habe daselbst das Felleisen gesehen und es versteckt, weil sie es für das Eigenthum ihres Liebhabers gehalten, dessen Besuch sie erwarte. Das Mädchen fing nun heftig zu weinen an und sagte, sie habe nur Charley einen Streich spielen wollen; sie sey eine ehrliche Person und keine Diebin.

Ich hielt es für gerathen, mich mit dieser Erklärung zufrieden zu geben, und bestellte mein Nachtessen. Bald nachher kamen zu meinem großen Troste neue Gäste an; es waren vier Missouri-Pflanzer, die von einer Bärenjagd in den Morästen des St. Francis zurückkehrten. Einer davon war ein Mr. Courtenay, an den ich von Kapitän Finn einen Brief hatte; er lud mich noch am nämlichen Abende auf's Herzlichste zu sich ein und forderte mich auf, wenigstens eine Woche bei ihm zuzubringen. Da er französisch redete, so erzählte ich ihm in dieser Sprache mein Felleisen-Abenteuer; er war nicht darüber verwundert, da er den Charakter unseres Wirthes genau kannte. Es wurde so eingeleitet, daß ich und Mr. Courtenay in einer Stube des ersten Stockes, in welcher sich zwei Betten befanden, schlafen sollten, während man die übrigen Jäger in einem andern Theile des Hauses unterbrachte. Vor Schlafengehen begaben sich Alle noch zu ihren Pferden, und das junge Mädchen nahm diese Gelegenheit wahr, um mir nach meinem Schlafgemach zu leuchten.

„Oh, Sir," sagte sie zu mir, nachdem sie die Thüre geschlossen. „Ich bitte, erzählen Sie den andern Reisenden nicht, was ich that; sie würden sonst aussprengen, daß ich mit Charley ein Verhältniß unterhalte und mein Ruf wäre verloren."

„Pah," entgegnete ich; „ich habe die Sache bereits zur Sprache gebracht und weiß, daß diese ganze Charleygeschichte nichts

ist, als ein — ein abgemachter Handel, zu dem Euch Euer Vater angewiesen hat. Als ich nach dem Maisschuppen ging, erkannte ich in der Spur recht gut die schweren Stiefeln Eures Vaters, aber nicht entfernt den Abdruck Eurer leichten Schuhe und Eures kleinen Fußes. Der Pfarrer ist ein Schurke, das könnt Ihr ihm sagen, und wenn es mir nicht zu viel Mühe machte, würde ich ihn vor ein Friedensgericht stellen."

Das Mädchen war augenscheinlich erschüttert, und ich bereute bereits meine Härte, die ich durch eine freundlichere Anrede wieder gut machen wollte, als sie mich mit den Worten unterbrach:

„Schonen Sie mich, Sir, — ich weiß Alles. Ich bin so unglücklich. Wenn ich nur einen Platz wüßte, wo ich für das tägliche Brod arbeiten könnte, so würde ich augenblicklich dahin aufbrechen, denn hier fühle ich mich sehr, sehr elend."

In diesem Augenblicke hörte das arme Mädchen die Fußtritte der Jäger, welche von dem Stalle zurückkehrten, weshalb sie mich eiligst verließ.

Als Mr. Courtenay in das Zimmer trat, theilte er mit, daß der Pfarrer wahrscheinlich einen neuen schurkischen Plan im Schilde führe, denn er habe ihn eben in einem Kanoe über den Fluß setzen sehen. Nach dem Vorgang mit dem Felleisen war von dem Halunken Alles zu fürchten; weshalb wir Wache zu halten beschlossen, unsere Betten an's Fenster rückten und uns in den Kleidern niederlegten.

Zum Zeitvertreib sprachen wir von Kapitän Finn und den Texianern. Mr. Courtenay erzählte mir von einem Negerdiebstahle desselben Generals John Meyer, von welchem mein Reisegefährte, der Pfarrer, während des Zuges von Texas so viel gesprochen hatte. Eines Winters wurde nämlich Mr. Courtenay, der vom Osten zurückkehrte, durch einen tiefen Schneefall, der die Wege mehrere Tage unpassirbar machte, in Vincennes (Indiana) aufgehalten. Er sah dort eine schöne Zucht von Schafen, die er auf seinen eigenen

Pflanzungen einzuführen gedachte, und als er vernahm, der General werde, sobald das Eis es gestatte, in einem großen Flachboote den Strom hinunterkommen, so traf er mit ihm die Uebereinkunft, er solle ihm ein Dutzend der gedachten Thiere nach seiner Pflanzung bringen, welche einige Meilen unter der Müntung des Ohio auf der andern Seite des Mississippi lag.

Meyer schloß den Handel ab und überlieferte zwei Monate später die Zuchtschafe, für welche er den bedungenen Preis erhielt. Dann bat er um die Erlaubniß, auf Herrn Courtenay's Land lagern zu dürfen, da sein Boot bedeutend Schaden genommen habe und vor fünf oder sechs Tagen nicht wieder in brauchbaren Stand gesetzt werden könne. Mr. Courtenay gab Meyer und seinen Leuten in einem Ziegelschuppen Obdach und befahl seinen Negern, die Mannschaft des Boots mit Kartoffeln und Vegetabilien aller Art zu versehen.

Drei oder vier Tage nachher hörte er mit großem Erstaunen von einigen seiner Sclaven, daß der General geheime Unterhandlungen mit ihnen gepflogen und ihnen gesagt habe, sie seyen rechte Narren, daß sie Sclaven blieben, während sie doch so frei seyn könnten, wie die Weißen; sie sollten nur mit ihm an den Fluß hinunterkommen, er wolle sie dann nach Texas nehmen, wo er ihnen monatlich zwanzig Dollars für ihre Arbeit zahlen werde.

Courtenay rieth ihnen, jedenfalls dergleichen zu thun, als ob sie in seine Vorschläge eingingen, und ertheilte ihnen weitere Weisungen, wie sie sich zu benehmen hätten. Er schrieb dann etlichen und zwanzigen von seinen Nachbarn und bat sie, nach seiner Pflanzung zu kommen, ja aber ihre Peitschen nicht zu vergessen, da sich Gelegenheit geben dürfte, von ihnen Gebrauch zu machen.

Sobald Meyer seine Boote ausgebessert hatte, kam er, um sich zu bedanken und anzuzeigen, daß er am folgenden Morgen abreisen werde. Um eilf Uhr, als er Alles im Hause schlafend wähnte, eilte er mit zwei von seinen Söhnen nach einer Heckengasse, wo

der Verabredung gemäß die Neger mit ihm zusammentreffen und ihn nach seinem Boote begleiten sollten, das jetzt zur Abfahrt bereit war. Er fand ein halb Dutzend Neger, rieth ihnen, sich stille zu verhalten, bis sie die Pflanzung im Rücken hätten, und forderte sie dann auf, ihm nach dem Boote zu folgen. Aber zu seinem Erstaunen entdeckte er bald, daß die Gasse auch mit andern Negern und Weißen besetzt war — alle mit der viel gefürchteten Kuhhaut bewaffnet. Er rief seinen beiden Söhnen zu, sie sollten fliehen, aber es war zu spät.

Der General und seine beiden Söhne waren ohne Zweifel an derartigen Unstern schon gewöhnt, denn sie zeigten eine bewundernswürdige Gewandtheit in Benützung der Zaunecken, um den Peitschenhieben auszuweichen; aber trotz aller ihrer kunstvollen Wendungen, erlitten sie doch eine grausame Züchtigung, da sie fast eine Viertelmeile Spießruthen zu laufen hatten. Vergeblich stöhnten, fluchten und flehten sie; die Streiche fielen dichter und dichter, hauptsächlich von den Händen der Neger, die selbst auch die Kuhhaut hin und wieder gekostet hatten und nun hoch entzückt waren, auch nun einmal weiße Menschen peitschen zu dürfen.

Der würdige General und seine drei ergebenen Söhne langten endlich, ganz erschöpft und fast vergehend unter den Schmerzen der wohl aufgezählten Peitschenhiebe, an ihrem Boote an. Sobald sie an Bord waren, kappten sie ihr Kabel und ruderten in die Mitte des Stromes. Meyer kam seitdem wohl zehnmal wieder den Fluß herunter, wußte es aber stets so einzuleiten, daß er die Pflanzung bei Nacht und dicht am entgegengesetzten Ufer passirte. Ich erzählte nun Mr. Courtenay, was ich selbst von General John Meyer in Erfahrung gebracht hatte; während ich aber noch sprach, wurde seine Aufmerksamkeit durch ein Geräusch in der Nähe der Ställe gefesselt, die am Ende eines Heckenweges vor unserem Fenster lagen. Wir argwohnten augenblicklich, daß sich's hier um einen Versuch handle, unsere Pferde zu stehlen, weshalb ich Mr. Courtenay meine

Büchse einhändigte, der sich sofort eine Stellung wählte, um die Gasse bestreichen zu können, durch welche der Dieb oder die Diebe kommen mußten.

Wir lauschten einige Minuten in größter Spannung, bis endlich Mr. Courtenay mich aufforderte, meinen Platz einzunehmen, indem er beifügte:

„Kömmt Jemand mit einem von unsern Pferden durch die Gasse, so schießt nach ihm. Ich selbst will hinuntergehen und den Halunken tüchtig durchdreschen, denn vermuthlich will er die Thiere in die Sümpfe treiben, wo er sicher seyn darf, sie später wieder zu kriegen."

Mit diesen Worten bewegte er sich nach der Thüre und hatte eben die Hand auf die Klinke gelegt, als wir einen furchtbaren Schrei hörten, dem ein Wiehern folgte. Ich erkannte mein Pferd, weshalb wir unsere Pistolen und Schnappmesser nahmen, um die Gasse hinunterzueilen.

Wir fanden, daß unsere beiden Pferde nebst einem dritten, das einem der Jäger gehörte, außerhalb des Stalles Hals an Schwanz zusammengebunden waren, so daß es nur einer einzigen Person bedurfte, sie zu führen. Dem ersten war das Gebiß angelegt: das letzte aber, das meinige, befand sich in einem Zustand großer Aufregung, als ob ihm etwas Ungewöhnliches zugestoßen sey. Bei weiterem Spähen entdeckten wir die Leiche eines jungen Mannes, der furchtbar verstümmelt war, denn die Brust war ihm ganz aufgerissen, so daß Herz und Eingeweide heraushingen. Es war augenscheinlich, daß mein treues Thier, welches schon in Texas große Abneigung zeigte, sich mir stehlen zu lassen, dem Dieb einen furchtbaren Schlag versetzt und ihn, auf die erwähnte Weise verstümmelt, zehn oder fünfzehn Schritte weit geschleudert hatte. Mittlerweile kamen auch die übrigen Jäger zu uns herab. Man zündete Licht an, und nun erfuhren wir, daß das Opfer des Pfarrers ältester Sohn war, der erst kürzlich geheirathet und sich an der Ostseite des St. Francis

niedergelassen hatte. Der Pfarrer säumte gleichfalls nicht lange, sich zu zeigen; er kam jedoch aus einer andern Richtung, nicht vom Hause her, und war wie Abends zuvor gekleidet. Augenscheinlich war er die ganze Nacht nicht zu Bette gekommen. Sobald er den traurigen Anblick gewahrte, raste er und betheuerte, er müsse das Leben des verwünschten Franzosen und seines verdammten Pferdes haben; aber Mr. Courtenay ging auf ihn zu und sagte:

„Halt Dein Maul, jämmerlicher Mensch! Betrachte Dein eigenes Werk, denn Du hast diesen Tod herbeigeführt. Um Deinen Sohn zu holen, damit er Dir bei dem Pferdediebstahle helfe, hast Du in dem Kanoe über den Fluß gesetzt. Schweige, sage ich Dir — Du kennst mich. Sieh' Deinen Erstgeborenen an, Schurke, der Du bist! Möge die Kette Deines künftigen Elends lang seyn und ihr letztes Glied der Galgen, den Du verdienst!"

Der Pfarrer verstummte und, selbst als ihm sein eigenes schluchzendes Weib Vorwürfe machte, ließ keinen Laut mehr hören.

„Ich habe Dich gewarnt," sagte sie, „und nun mußte es so kommen. Ach, und ich fürchte, das Schlimmste ist noch nicht geschehen! Es war eine Unglücksstunde, die uns zusammenführte, aber eine noch größere, als mir dieses Kind geboren ward." Dabei lehnte sie sich gegen die Verzäunung und weinte bitterlich.

Den Rest dieser traurigen Scene will ich übergehen. Wir Alle hatten Mitleid mit der Mutter und dem armen Mädchen, die mit Blicken der Verzweiflung neben dem Erschlagenen standen. Nachdem wir unsere Pferde gesattelt hatten, brach ich mit Mr. Courtenay auf, während die Jäger zurückbleiben wollten, bis eine Magistratsperson erschiene, die wir zu senden versprachen. Um unsere Zusage zu erfüllen, mußten wir von der Landstraße abbeugen und erreichten nach einem Ritte von mehreren Meilen das Haus des Friedensrichters. Wir weckten ihn, theilten ihm das Nöthige mit und setzten mit Sonnenuntergang über den Strom.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Wir erreichten endlich Mr. Courtenay's Pflanzung. Das Haus war eines der wenigen Gebäude in den vereinigten Staaten, in welchen Geschmack herrscht. Die schöne Säulenhalle, die großen, von Jasmin umrankten Verandas, der grüne, lächelnde Garten mit seinen Akazieen-Alleen und den Hecken von Stechpalmen und Lokusten — Alles dies rief mir die Schauplätze meiner Kindheit und den Aufenthalt in Europa in's Gedächtniß. Ueberall Reinlichkeit und Gemächlichkeit. Die Ställe so luftig, die Hunde so gut untergebracht, die Sklaven so heiter aussehend und gut und sauber gekleidet.

Als wir von unsern Pferden abstiegen, erschien eine liebenswürdige Dame mit von Freude strahlender Miene an dem Portikus, während fünf oder sechs schöne Kinder, die gleichfalls unsere Ankunft bemerkt hatten, von ihren Stühlen wegeilten, um ihren Vater mit dem Willkommskusse zu empfangen. Ein liebliches Bild von Jugend und Schönheit zeigte sich gleichfalls — eines jener zarten Mädchen des Südens, ein fünfzehnjähriges Wesen mit dunkeln Wimpern und wallendem Ebenholzhaar. Sklaven jeden Alters — Mulattinnen und Quadronenmädchen, alte Neger und Negerknaben, Alles rief durcheinander — „Eh! Massa Courtenay, schießen viel Bär, darf sagen; nun viel Bärenfett für schwarze Familie, guter Massa Courtenay!"

Zu alledem bellten die Hunde und wieherten die Pferde — — kurz das Ganze war ein treues Tableau warmer Anhänglichkeit und glücklichen Wohlstandes. Ich zweifle, ob es in ganz Nordamerika eine zweite Pflanzung gibt, welche der des Mr. Courtenay an die Seite zu stellen wäre.

Ich war bald in die Familie eingeführt und erfreute mich jetzt

zum erstenmal der Annehmlichkeiten einer fein gebildeten Gesellschaft. Mrs. Courtenay spielte trefflich auf der Harfe. Miß Emma Courtenay, ihre Nichte, war eine ausgezeichnete Pianistin und mein Wirth selbst kein gewöhnlicher Dilettant auf der Flöte. Die Abende entschwanden uns rasch unter Lesen des Shakespeare, Corneille, Racine, Metastasio oder der modernern englischen Schriftsteller, und dann vergnügten wir uns noch bis in die späte Nacht mit den schönen Kompositionen Beethovens, Glucks und Mozarts, oder mit den prächtigen Ouvertüren Donizetti's, Bellini's und Meyerbeers.

So entschwanden mir die Stunden wie ein glücklicher Traum. Da wegen Eintritts der Regenzeit an eine Fortsetzung meiner Reise nicht zu denken war, so blieb ich viele Wochen bei meinen freundlichen Wirthen, um so bereitwilliger, da die verschiedenen Prüfungen, die mein junges Alter bereits betroffen hatten, mir die Ueberzeugung aufdrangen, das Glück sey eine zu seltene Erdengabe, als daß man sich dessen nicht erfreuen sollte, wenn es uns dargeboten wird. Inmitten dieses Wonnetaumels vergaß ich jedoch nicht die Pflicht, die ich meinem Stamme schuldig war, denn ich sandte Briefe an Joe Smith, das Haupt der Mormonen zu Nauvoo, um mit ihm unverweilt in Verkehr treten zu können. Trotz der schlimmen Jahreszeit hatten wir doch einige sonnige Tage, an welchen ich mit der hübschen Miß Emma lange Spaziergänge durch die Wälder machte. Bisweilen lud auch mein Wirth die benachbarten Jäger zu einer großen Bären-, Hirsch- und Wildkatzenjagd ein. Wir lagerten uns dann unter guten Zelten und Abends, während wir um unser loderndes Feuer rauchten, konnte ich Geschichtchen erzählen hören, die mich das Leben in den vereinigten Staaten mehr kennen lehrten, als hätte ich Jahrelang in denselben geweilt.

„Dis-moi qui tu fréquentes, je te dirai qui tu es," lautet das alte französische Sprüchwort. Mr. Courtenay wählte seine Gesellschaft nur aus den einsichtsvolleren Klassen; ihre Geschichten

waren daher nicht nur gut erzählt, sondern behandelten auch ansprechende Gegenstände. Oft kam auch das Gespräch auf die Mormonen, und da mein Wirth bemerkte, wie begierig ich war, über diese neue Sekte jede mögliche Auskunft zu erhalten, so brachte er mich mit einem sehr talentvollen Gentleman zusammen, der ihre Geschichte genau kannte. Von diesem erfuhr ich die Einzelnheiten, welche zum Entstehen des Mormonismus — unstreitig die außerordentlichste Täuschung des neunzehnten Jahrhunderts — Anlaß gaben.

Vor Jahren lebte in Connectikut ein Mann, Namens Solomon Spalding, ein Verwandter jenes Spalding, der die hölzernen Muskatnüsse erfunden hat. Eine Verfolgung seiner Laufbahn wird den Leser belehren, daß er es mit einem Yankee vom ächten Schlage zu thun hat. Er erscheint zuerst als Rechtsstudent, dann als Prediger, als Kaufmann und als Bankeruttirer; nachher wurde er in einem kleinen Dorfe des Westens Hufschmied, dann Landspeculant und Schulmeister; noch später tritt er als Eigenthümer einer Eisengießerei auf, macht wieder Bankerutt und wird zuletzt ein Schriftsteller und Träumer.

Wie sich erwarten läßt, starb er irgendwo in Pennsilvanien als Bettler, ohne auch nur entfernt zu denken, daß eine seiner Productionen, „das gefundene Manuscript", welches von ein paar Schuften der Vergessenheit entrissen wurde, durch eine seltsame Verkettung der Umstände in den Händen der Letzteren zu einer gewaltigen Waffe und zur Grundlage einer der ungereimtesten, aber doch gewaltigsten Spaltungen werden sollte, die die Kirche je erlitten hat.

Wir finden unter dem Titel des „gefundenen Manuscripts" einen geschichtlichen Roman über die ersten Ansiedler in Amerika, welcher zu zeigen sucht, daß die amerikanischen Indianer Abkömmlinge der Juden oder der verlorenen Stämme seyen. Man liest in der gedachten Schrift einen umständlichen Bericht über ihre Wanderung von Jerusalem aus über Land und Meer, bis sie unter

dem Commando von Nephi und Lehi in Amerika anlangen. Nachher folgen Zwiste und eine Spaltung in zwei gesonderte Nationen, von denen die Eine Nephiten, die Andere Lamaniten genannt werden.

Es entspinnen sich grausame, blutige Kriege, in welchen ungeheure Menschenmassen erschlagen werden. Sie begraben ihre Todten in großen Haufen, woher die großen Hügel kommen, die man so allgemein auf dem amerikanischen Festland findet. Von ihrer Civilisation und ihrer Erfahrenheit in Künsten und Wissenschaften wird viel gesprochen, um alle die merkwürdigen Städtetrümmer und andere seltsame Antiquitäten zu erklären, die man in verschiedenen Theilen von Nord- und Südamerika entdeckt hat.

Solomon Spalding schreibt in biblischem Styl und beginnt fast jeden Satz mit der Phrase: „Und es geschah —"

Obgleich sich in dem ganzen Roman viel Phantasie und ein gewisser Grad von wissenschaftlicher Bildung ausspricht, blieb er doch mehrere Jahre unbeachtet unter den Manuscripten der Messrs. Patterson und Lambdin, Buchdrucker in Pittsbourg, liegen.

Viele Jahre vergingen, bis endlich der Buchdrucker Lambdin, der viel Unglück gehabt hatte, mit einer Buchspeculation Aufsehen zu machen wünschte. Er untersuchte die verschiedenen Manuscripte, in deren Besitze er sich befand, und traf bei dieser Gelegenheit auf das „gefundene Manuscript," ehrwürdig in seinem Staube, das ihm jetzt in dem Lichte einer Goldmine erschien, die reiche Schätze in die Cassen des verunglückten Buchdruckers leiten sollte. Lambdins Tod setzte jedoch der Speculation, so weit sein eigenes Interesse dabei zur Sprache kam, ein Ziel.

Lambdin hatte das kostbare Manuscript seinem Busenfreunde Sidney Rigdon anvertraut, damit dieser den Styl verbessere und die ihm passend scheinenden Aenderungen anbringe. Da der Verleger jetzt todt war, so ließ Rigdon dieses Chef d'oeuvre in seinem Pulte liegen, bis ihm das Nachdenken über seine dürftigen Mittel und über die Aussichten seines künftigen Unterhaltes

plötzlich eine Idee eingab. Er kannte seine Landsleute und ihr Haschen nach dem Wunderbaren, weshalb er beschloß, „das gefundene Manuscript" nicht als ein bloßes Werk der Phantasie, wie es der Autor beabsichtigt hatte, sondern als einen neuen Religionscodex der Welt preiszugeben — als ein geoffenbartes Wort, das den Menschen übermacht wurde, wie in alten Zeiten auf dem heiligen Berge Sinai die mosaischen Gesetztafeln. Rigdon war eine Zeitlang sehr fleißig, studirte die Bibel und predigte jeden Sonntag. Wie der Leser sich leicht denken kann, hatte sich unser Bibelstudent, wie Spalding, zuvor in allen Handthierungen umgethan, indem er der Reihe nach als Attorney, Schenkwirth, Schreiber, Kaufmann, Kellner, Zeitungsredacteur, Prediger und zuletzt als Buchdruckerei-Anhängsel fungirte, in welch' letzterer Eigenschaft er stets als Corrector u. s. w. kleine Sümmchen verdiente.

Uns mag ein derartiger Wechsel der Beschäftigung sehr sonderbar erscheinen, aber unter der quecksilbernen und ehrgeizigen Bevölkerung der vereinigten Staaten hat ein Mann von Fünfzigen Alles schon getrieben, oder doch wenigstens zu treiben gesucht, und zwar nicht steigerungsweise, vom Niedrigsten bis zum Höchsten, sondern wie sich's eben trifft. Gestern Doctor und heute Kellner, wird der Yankee-Philosoph morgen sich um einen Sitz in der gesetzgebenden Versammlung bemühen; glückt es ihm nicht, so wird er vielleicht Methodistenprediger, ein Mormone, ein Landspeculant, ein Mitglied der Native American-Society oder ein Maurer — das heißt, ein wandernder Maurergeselle.

Nun noch ein paar Worte über Rigdon, ehe wir ihn seiner beziehungsweisen Unbedeutsamkeit überlassen! Er ist unstreitig der Vater des Mormonismus und der Verfasser des „goldenen Buches" ein paar Aenderungen ausgenommen, die später von Joe Smith beliebt wurden. Sobald er den Plan zu seinem beabsichtigten Betrug am Publikum entworfen hatte, war es ihm ein Leichtes, von der Kanzel herunter viele wunderbare Controvers-

punkte, die zu Ecksteinen seines künftigen Gebäudes werden sollten, öffentlich zur Sprache zu bringen.

Die Neuheit seiner Vorträge wurde von Vielen mit Begier aufgefaßt, und natürlich säumte er nicht, sie auf das vorzubereiten, was noch kommen sollte. Es hat übrigens doch den Anschein, daß Rigdon bald bemerkte, welche Uebel aus seiner tollen Täuschung erwachsen mußten, denn er bebte vor seiner Aufgabe zurück — nicht gerade, weil noch einige Funken von Ehrenhaftigkeit in seiner Brust glimmten, sondern weil es ihm an Muth gebrach. Er war ein Schurke, aber ein schüchterner, dem stets das Correctionshaus vor den Augen stand. Der Mormonismus war ihm eine bloße Geldspeculation; er beschloß daher, sich hinter irgend einen Thoren zu verstecken, der das Gehässige auf sich nahm, während er selbst die goldene Ernte einzuheimsen und ruhig den Rückzug anzutreten gedachte, ehe der Sturm losbrach. Wie es übrigens oft der Fall ist, hatte er ohne den Wirth gerechnet, denn in seinem Spüren nach einem geeigneten Werkzeug, traf er auf Joe Smith, der nun eben nicht gerade der Mann war, wie er sich denselben wünschen mochte. Er wollte ein Gemisch von Schurkerei und Thorheit haben, das ihm als Sclave diente. Smith war nun allerdings ein Schuft und ein unwissenschaftlicher Mensch, zugleich aber auch — was Rigdon nicht wußte — ein Mann voll kühner Entwürfe, muthig und thatkräftig, eines jener grundsatzlosen, aber doch stolzen und hochstrebenden Wesen, die sich in vergangenen Zeiten als Mahomede geltend machen konnten, übrigens auch in unserer erleuchteteren Periode Dinge zu vollführen vermögen, die man nur mit Verwunderung anstaunen muß.

Erst als es zu spät war, um sich zurückziehen zu können, bemerkte Rigdon mit Entsetzen, daß er nicht einen einfältigen Spießgesellen gewonnen, sondern einen Mann getroffen hatte, dessen überlegener Willenskraft er sich unterwerfen mußte. Er wurde jetzt selbst zum Sklaven, durch die zwei großen Triebfedern seines Lebens,

Furcht und Eigennutz, gefesselt. Statt Rigdon wurde in der Folge Smith der Auserwählte Gottes, der jetzt an der Spitze von Tausenden als das Haupt einer großen religiösen und politischen Gemeinschaft steht.

Von demselben Gentleman erfuhr ich auch Joseph Smiths Geschichte. Es gelang mir, mehrere Documente über diesen merkwürdigen Betrüger zu sammeln, dessen kurze Biographie sammt einem gedrängten Bericht über das Entstehen und die Fortschritte seiner Secte ich dem Leser als einen merkwürdigen Zug in der Geschichte der Nationen vorlegen werde.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Ich habe meine Leser bereits mit der Geschichte des Buches bekannt gemacht, auf welchem die Täuschung des Mormonismus beruht, desgleichen auch das Verhältniß berührt, das zwischen Rigdon und Joseph Smith stattfand; es bleibt mir daher nur noch übrig, die Laufbahn des Letzteren zu schildern.

Joe's Vater gehörte zu der zahlreichen Menschenklasse, welche im Westen „Schatzgräber" genannt werden. Er führte ein vagabundirendes Leben, betrog die leichtgläubigen Farmer unter dem Vorwande, daß ihm verborgene Schätze bekannt seyen, und stahl auch gelegentlich Pferde oder Vieh. Joseph Smith war der zweite Sohn und ein großer Liebling seines Vaters, welcher immer behauptete, Joe besitze jene Art zweiten Gesichtes, welche ihn in den Stand setze, verstecktes Geld aufzufinden. Joe fiel allerdings ganz famos aus, und die „Alten" prophezeihten ihm, wenn er nicht gehangen werde, bringe er es sicherlich zum General, wo nicht gar zur Präsidendentschaft der vereinigten Staaten. Die

Famosität entwickelte sich jedoch bald in einem so hohen Grade, daß Palmyra, wo sein Vater gewöhnlich wohnte, bald für die Ausübung seiner Talente zu klein wurde. Unser Held ging daher auf Reisen.

Eine Weile nachher ließ er wieder von sich hören. Unter anderen Orten kam er auch nach Harmony und Pennsilvanien, wo er eine genaue Bekanntschaft mit einer junger Weibsperson anknüpfte. Im Herbste 1826 (er war damals in Philadelphia) beschloß er, aufzubrechen und sie zu heirathen; da er jedoch aller Mittel baar war, so setzte er seinen Witz in Thätigkeit, um sich einiges Geld und eine Empfehlung zu verschaffen, die ihm die Schöne seiner Wahl gewinnen konnte. Er verfügte sich zu einem Manne, Namens Lawrence, und versicherte demselben, er habe in Pennsilvanien, an dem Ufer des Susquehannah, eine reiche Silbermine entdeckt; wenn also Lawrenre mit ihm gehen wolle, so könne er den Gewinn theilen. Die Mine liege in der Nähe des Hochwasserstandes; man könne deshalb das Silber in Boote bringen, auf dem Fluß nach Philadelphia hinunterschicken und dort verwerthen. Lawrence fragte Joe, ob er ihn nicht täusche.

„Nein," versicherte Joseph, „ich bin dort gewesen und habe Alles mit eigenen Augen gesehen. Findet ihr's nicht so, wenn wir hinkommin, so will ich mich verpflichten, Euch drei Jahre als Knecht zu dienen."

Durch Betheurungen, Eide und schöne Versprechungen ließ sich Lawrence verleiten, Joe's Angaben Glauben zu schenken. Er willigte ein, ihn zu begleiten; da jedoch Joseph ohne Geld war, so hatte Lawrence sämmtliche Kosten der Reise bestritten. Zu Harmony angelangt, wurde Joseph nach Kräften von Lawrence empfohlen, denn Letzterer war mit den Eltern des jungen Franenzimmers gut bekannt. Dann traten sie ihre Wanderung nach der Silbermine an, suchten emsig nach und fanden natürlich nichts. Lawrence hatte also noch Mühe zum Schaden gehabt und kehrte mit leichteren Taschen nach Hause, als er ausgezogen war, während der ehrliche Joe nicht nur freie Reise und Zehrung, sondern auch eine

gute Empfehlung an den Vater seiner Geliebten gewonnen hatte. Unser Held stellte seinen Heirathsantrag, aber die Eltern wollten von einer derartigen Verbindung nichts wissen. Da ersah er sich, als letztere einmal nicht zu Hause waren, die Gelegenheit, entführte das Mädchen und der Knoten war geknüpft.

Noch immer war er aller Geldmittel baar, weshalb er seinen Witz abermals in Thätigkeit setzte, um nach Manchester seinem damaligen Wohnsitze, zurückzukehren. Zu diesem Ende entwarf er folgenden Plan, dessen Ausführung ihm auch glückte. Er ging zu einem alten, ehrlichen Holländer, Namens Stowel, und sagte demselben, er habe an den Ufern des Black River, in dem Dorfe Watertown (Jefferson-County in Neu-York), eine Höhle entdeckt, in welcher sich eine Goldbarre, so dick als sein Schenkel und etwa drei oder vier Fuß lang, befinde. Wegen des großen Gewichts könne er sie nicht herausschaffen, und wenn Stowel ihm und seinem Weibe freie Fahrt nach Manchester in Neu-York verschaffe, so wollten sie gemeinschaftlich (er und Stowel) nach der Höhle gehen und die Prise mit einander theilen. Der ehrliche Holländer willigte ein.

Kurze Zeit nach ihrer Ankunft zu Manchester erinnerte Stowel Joseph an sein Versprechen; dieser entgegnete aber ganz kaltblütig, er könne jetzt nicht fort, da sein Weib unter Fremden sey und sich sehr einsam fühlen würde, wenn er sie verließe. Mr. Stowel sah sich daher, wie Mr. Lawrence, genöthigt, mit erleichterter Tasche und ohne Enschädigung wieder nach Hause zurückzukehren. Ich berühre diese beiden Pfiffe unseres Joe, da sie dazu dienen, das Betrugsystem der Schatzgräber anschaulich zu machen.

Man sollte kaum vermuthen, daß, namentlich unter den pfiffigen Yankees, derartige Minen- und Schatzgräber-Mährchen Glauben finden; es ist übrigens ein eigenthümlicher Zug in den vereinigten Staaten, daß die Einwohner, so schwer sie auch in andern Dingen zu betrügen sind, gierig in den Köder beißen, wenn man ihnen von Minen oder verborgenen Schätzen spricht. In

Missouri und Wiskonsin wurden nach allen Richtungen ungeheure Minen von Kupfer und Bleierz entdeckt. Tausende von armen, unwissenden Farmern wanderten aus dem Osten, um Gräber, Minirer und Schmelzer zu werden. Viele sammelten sich auch wirklich in der Zeit von wenigen Jahren ein großes Vermögen und kehrten, zum Erstaunen ihrer Nachbaren, als reiche „Gentlemen" nach ihren Geburtsstaaten zurück. So ist denn „der Minirgeist" immer rege erhalten worden, und Betrüger von allen Schattirungen zogen eine hübsche Ernte, indem sie auf die wohlbekannte Gier der „Leute von Amerika" spekulirten.

Zu Anfang des Jahrs 1827 ward Joe auf einem Ausflug nach Pittsbourg mit Rigdon bekannt. Es entwickelte sich zwischen ihnen eine große Vertraulichkeit, und sie besuchten einander gegenseitig — indem Joe nach Pittsbourg und Rigdon an den Susquehannah ging — Lustpartieen zu einem Freund. Im nämlichen Jahre nahm auch die Smith'sche Familie einen neuen Charakter an. Im Monat Juni begab sich Joseph Smith senior zu einem reichen, aber leichtgläubigen Farmer und erzählte ihm folgende Geschichte: — „Vor einigen Jahren sey seinem Sohn Joe ein Geist erschienen, der denselben in einem Gesichte unterrichtet habe, wie an einem gewissen Orte sich eine Aufzeichnung auf goldenen Platten befinde, und er (Joe) die Person sey, welche die Platten erheben könne. Dies habe in folgender Weise zu geschehen. Am zweiundzwanzigsten September müsse er sich in schwarzer Kleidung und auf einem schwarzen Pferde mit langem Schwanz an den Ort begeben, wo die goldenen Platten niedergelegt wären, dieselben in einem gewissen Namen verlangen und, sobald er sie erhalten habe, unverweilt weggehen, ohne sie niederzulegen oder zurückzublicken." Der Farmer schenkte der Erzählung des alten Smith Glauben, stattete Joe mit einem schwarzen Anzuge aus und borgte ihm ein schwarzes Pferd. Joe begab sich nun, wie er sagte, nach dem Aufbewahrungsorte

und forderte die Platten, welche in einem unversiegelten, steinernen Sarge und der Oberfläche so nahe lagen, daß er das Ende des Sarges sehen konnte. Er hob den Deckel auf und nahm die goldenen Platten heraus; da er jedoch fürchtete, es möchte Jemand entdeckt haben, wo er sie gefunden, so legte er sie nieder, um den oberen Stein wieder an seine Stelle zu rücken, und als er sich umwandte, bemerkte er zu seinem großen Erstaunen, daß keine Platten mehr da waren. Er öffnete den Sarg abermals und sah die Platten darin liegen, war aber außer Stande, sie herauszunehmen; denn da saß Etwas wie eine Kröte, die allmählig die Gestalt eines Mannes annahm, welcher ihn an die Seite seines Kopfes schlug. Durch Kleinigkeiten ließ sich Joe nicht entmuthigen, weshalb er sich abermals niederbeugte und die Platten herauszuholen versuchte; nun aber schlug ihn der Geist abermals und schleuderte ihn drei oder vier Ruthen weit zurück, so daß er sehr beschädigt wurde. Sobald er sich von seinem Schrecken erholt hatte, fragte er den Geist, warum er die Platten nicht nehmen könne, und erhielt dann die Antwort: „Weil Du dem Befehle nicht gehorcht hast." Auf seine weitere Frage, wann er sie denn heben könne, lautete die Erwiederung: „Komm' heute über's Jahr wieder und bring' Deinen ältesten Bruder mit, dann sollst Du sie heben."

„Dieser Geist," sagte der ältere Joseph Smith, „war der Geist des Propheten, der dies Buch geschrieben hat und der an Joe Smith junior gesandt wurde, um ihm wichtige Dinge zu enthüllen." Vor Abfluß des Jahres starb der älteste Bruder, „was", wie der alte Mann sagte, „von der Vorsehung so beschlossen war." Dann fügte er bei —

„Joe ging genau ein Jahr später wieder an die Stelle, um die Platten zu fordern, und der Geist fragte ihn nach seinem Bruder, worauf Joe versetzte, daß er todt sey. Der Geist befahl ihm sodann, über's Jahr am nämlichen Tage wieder zu kommen und einen Mann mitzubringen. Auf Joe's Frage, wer dieser Mann

seyn müsse, erhielt er zur Antwort, er werde ihn kennen, wenn er ihn sehe.

Während also Rigdon seine Bibel zusammenkochte und neue Lehren predigte, arbeitete die Smith'sche Familie daran, die Gemüther auf etwas Wunderbares vorzubereiten; und obgleich man Joe Smith als einen betrunkenen Landstreicher kannte, so gelang es ihm doch, Hunderten von ungebildeten Farmern ein Gefühl von ehrfurchtsvollem Grausen einzuflößen, das sie sich nicht zu erklären wußten. Ich muß hier in meiner Erzählung inne halten, um einige Bemerkungen zu machen.

In den großen Städten Europa's und Amerika's haben Civilisation, Erziehung und die emsige Rührigkeit des täglichen Lebens die abergläubischen Gefühle, die unter den niedrigeren Klassen so gemein sind, größtentheils erstickt und die Furcht vor bösen Geistern und Kobolden völlig beseitigt. Anders verhält sich's im Westen der vereinigten Staaten, an den Gränzen der unermeßlichen Urwälder und inmitten einer wilden Gebirgslandschaft, wo Ströme sich mit Ungestüm herunter stürzen und durch Höhlen brausen — wo der Farmer, der wechselnden Annehmlichkeiten entbehrend, die seine Einbildungskraft gesund erhalten könnten, seinen Geist seltsamen Vorstellungen hingibt und zum Sklaven der wilden Phantasmen seines Gehirns wird, obgleich er die Gefühle, über denen er brütet, nicht laut werden läßt, weil er fürchtet, keine Theilnahme zu finden. Der Hauptgrund davon ist die Gleichförmigkeit und Einsamkeit seines Daseyns.

An diesen Gränzen der Civilisation ist der Amerikaner stets ein Jäger, und diejenigen, welche auf den kleineren Farmen, am Rande der Urwälder wohnen, sind in Betreff ihrer animalischen Nahrung oft ganz auf die Geschicklichkeit des männlichen Theiles ihrer Gemeinschaft hingewiesen. Im Herbste schultert der Amerikaner seine Büchse und geht allein in die Wildniß, um „nach seinen Schweinen, Pferden und Kühen zu sehen." Da er beständig auf den

Hirsch und die wilden Bienen lauert, so nimmt er seine Zuflucht zu den abgeschiedensten Orten, zu Sümpfen, Gebirgsketten oder den buschigen Windungen eines kühlen Stromes. Das beständige Schauen der Natur in ihrer Größe und die ununterbrochene Stille während seiner Wanderungen erzeugt eine geistige Beklommenheit, und da sich der Gesichts- und Gehörsinn stets in größter Spannung befindet, so geräth das Nervensystem in eine entsprechende Aufregung. Der einsame Wanderer fährt zusammen bei dem Fallen eines dürren Laubes und untersucht mit sorgsamer Bangigkeit das welke Gras, das vor ihm liegt, weil er weiß, daß er mit jedem Schritt auf ein giftiges, todtbringendes Gewürm treten kann. Außerdem wird er auf seinen Streifzügen oft von Hunger und Müdigkeit gequält.

„Faste in der Wildniß und du wirst von Geistern träumen," ist eine ganz richtige Behauptung der Indianer. Wenn der Geist noch obendrein schon vorbereitet ist, die Eindrücke des Geheimnißvollen und Wunderbaren aufzunehmen, so können wir uns nicht wundern, wie der Aberglauben immer mehr und mehr um sich greift. Schon die Kinder saugen den Wunderglauben ein, denn während der langen Winterabende, wenn der Schnee tief liegt und wilde Winde durch die Bäume sausen, rauchen die Alten neben ungeheuern lodernden Holzblöcken ihre Pfeife und erzählen schreckliche Abenteuer. Sie sprechen von unterirdischem Getöse, das sie in gewissen Höhlen gehört haben wollen, erzählen ihr haarbreites Entkommen aus einem Zusammentreffen mit bösen Geistern, welche die Gestalt wilder Thiere angenommen hatten, und Viele raunen sich zu, sie seyen, als sie zu einer solchen und solchen Zeit der Nacht von einem benachbarten Markte heimkehrten, an diesem oder jenem Kreuzwege im Walde oder bei irgend einer alten, vom Blitze zerschmetterten Eiche, mit dem Bösen zusammengetroffen. Der Knabe reift zur Mannheit heran, aber diese Familientraditionen sind tief in sein Gedächtniß eingegraben, nnd wenn er sich in der Einöde und in der Nähe der „Spuckorte" befindet, so verkörpert seine un-

geregelte Einbildungskraft die Phantome seines kranken Gehirns. Kein Wunder, wenn dann solche Menschen sich scheu unter den überlegenen Willen eines Mannes, wie Joe Smith, schmiegten, von dem sie wußten, daß er im Mondlicht allein durch die Einsamkeit der Wälder wandere, wo er, wie sie fest glaubten, einen Verkehr mit den Geistern einer andern Welt unterhielt; denn ich muß noch bemerken, daß Smith alle die Eigenschaften und die schlaue Gewandtheit besitzt, welche den Nekromanten des Mittelalters eigen waren. Seine Rede ist doppelsinnig, feierlich und oft unverständlich — für den Pöbel der sicherste Beweis einer geheimnißvollen Sendung.

Vieh und Pferde, die man seit vielen Monaten vermißte, wurden durch Joe Smith wieder aufgefunden, der nach einem stillen Gebet durch einen heiligen Stein (seiner Versicherung nach „die Gabe Gottes") schaute und entdeckte, was er zu wissen wünschte. Wir brauchen nicht zu sagen, daß Joe Smith und seine Spießgesellen, während der Farmer geschäftig seine Ernte einheimste, in Wäldern und Schluchten umher wanderten und deshalb jeden entlegenen, schattigen Ort kannten — den gewöhnlichen Aufenthalt wilder undzahmer Thiere, die daselbst im Sommer einen Schutz gegen die heißen Strahlen der Sonne suchen. So verbreitete sich über Joe Smith, ungeachtet seiner schlimmen Aufführung, über hunderte von Meilen das Gerücht, daß er ein „wundersamer Mann" sey, und als er seine neue Religion auftischte und sich selbst für „einen Propheten Gottes" erklärte, fanden die Leute darin nichts Unerwartetes. Hätte statt Joe Rigdon diese Rolle übernommen, so würde der Mormonismus nie entstanden seyn; aber bei dem Verrichter g e h e i m n i ß v o l l e r T h a t e n schien eine derartige Sendung ganz natürlich. In Betreff des erwähnten Steines, welcher viel dazu beitrug, Joe zu seiner gegenwärtigen hohen Stellung zu erheben, will ich hier ein Zeugniß einschalten, welches zeigt, wie unser Held in den Besitz jenes wunderbaren Schatzes gelangte.

„Manchester, Ontario County. Neu-York 1833.

„Ich wurde mit der Smith'schen Familie, welche man als die Urheber der Mormonbibel betrachtet, im Jahre 1820 bekannt. Sie gab sich um jene Zeit mit Schatzgraben ab und trieb ihr Wesen bis zum Herbste 1827. Im Jahre 1822 grub ich einen Brunnen und dingte Joe Smith, mir zu helfen. Nachdem wir etwa zwanzig Fuß tief gekommen waren, entdeckten wir einen seltsam aussehenden Stein, der meine Neugierde erregte. Ich brachte ihn heraus, und nachdem wir ihn untersucht hatten, legte ihn Joseph in die Krone seines Hutes, in welche dann er sein Gesicht steckte. Smith behauptet, er habe den Stein von Gott, aber das ist unwahr.

„Am andern Morgen kam Joe zu mir und sagte, er wünsche den Stein zu behalten, weil er in demselben sehen könne; ich erklärte ihm aber, daß ich ihn nicht hergeben möge, weil er eine Rarität sey; indeß wolle ich ihm denselben borgen. So im Besitze des Steines, begann er auszusprengen, er könne wunderbare Dinge in demselben sehen. Dies veranlaßte große Verwirrung unter dem leichtgläubigen Theile der Gemeinde, weshalb ich nach zwei Jahren meinen Stein wieder zurückverlangte. Es war, glaube ich, im Jahre 1825, als Joe's Bruder, Hiram Smith, zu mir kam und den Stein zu borgen wünschte, weil sie ihn zu einem wichtigen Geschäfte brauchten, das ‚sich ohne Beihülfe desselben nicht wohl ausführen lasse.' Ich entgegnete ihm, daß ich keinen besondern Werth darauf lege, sondern ihn bloß als Rarität zu behalten wünsche; wenn er mir daher sein Ehrenwort darauf gebe, daß er mir wieder zurückgestellt werde, wenn ich ihn verlange, so könne er ihn haben. Er that dies und nahm den Stein mit. Damals glaubte ich, mich auf sein Wort verlassen zu können, da er aus der Religion ein Gewerbe

machte; ich täuschte mich jedoch, denn er schien sein Ehrenwort sehr gering anzuschlagen.

„Im Herbste 1826 besuchte mich ein Freund und wünschte den Stein zu sehen, von dem ich soviel gesprochen hatte. Smith wohnte damals nur eine halbe Meile von mir, weshalb ich entgegnete, sein Wunsch könne erfüllt werden, wenn er mich zu Letzterem begleite. Zu meinem Erstaunen erklärte aber jetzt Smith, als ich den Stein forderte, ‚ich könne ihn jetzt nicht haben.‘ Ich entgegnete ihm, er gehöre mir, und erinnerte ihn an sein Versprechen; er warf mir jedoch einen boshaften Blick zu und erwiederte: ‚Das ist jetzt ganz gleichgültig, wem zum Teufel er gehören mag, Ihr sollt ihn eben nicht haben.‘

Obrist Nahum Howard.“

Neununddreißigstes Kapitel.

Ich muß nun viele Einzelnheiten übergehen, die an sich wohl interessant wären, aber zu lang sind, um gegenwärtigen Blättern einverleibt werden zu können. Es genüge, daß Joe nach einiger Zeit behauptete, er sey in den Besitz der goldenen Platten gekommen und habe vom Himmel eine Brille erhalten, vermittelst welcher er in den Stand gesetzt sey, die unbekannten Schriftzüge zu entziffern. Es mag wohl seltsam erscheinen, daß derartige abgeschmackte Behauptungen Glauben fanden; der Leser wird sich jedoch noch des Vertrauens erinnern, welches dasselbe Land einer Johanna Southcote schenkte,

und welche Thorheiten in der letzten Zeit durch ihre Proselyten begangen wurden.

Der Ursprung des Mormonismus verdient eine gesonderte Betrachtung, die nicht zusammenfällt mit dem Erfolg, welcher diese grobe Täuschung begleitete und mit den Aussichten, welche sie hat, ein feststehendes, neues Glaubensbekenntniß zu bilden. Zur Zeit der ersten Organisation — der Periode, in welcher die goldenen Platten übersetzt wurden (wie der Leser sich denken kann, nichts Anderes, als der Inhalt des Buches, das ursprünglich von S. Spalding geschrieben war und in Rigdons Hände kam) — bestand die neue Gemeinde bloß aus sechs Mitgliedern.

Diese ersten Mitglieder waren meist Personen, die Smith in Uebersetzung der Platten halfen und sich unverzüglich mit großem Eifer anschifften, die neue Kirche zu bauen. Ihre ersten Versuche beschränkten sich auf den westlichen Theil von New-York und Pennsilvanien, wo sie bedeutende Fortschritte machten. Nachdem eine ziemliche Anzahl von Convertiten gewonnen war, erhielt Smith eine Offenbarung, daß er und seine Jünger nach Kirkland im Ohiostaate ziehen und daselbst ihren Wohnsitz nehmen sollten. Viele gehorchten diesem Befehl, verkauften ihre Habe und unterstützten sich gegenseitig bei ihrer Ansiedelung. Dieser Ort war bis zum Jahre 1838 das Hauptquartier der Kirche und der Aufenthalt der Propheten, mußte aber doch nicht als bleibende Wohnstatt beliebt worden seyn, denn in dem Buche des Bundes steht über Kirkland geschrieben: „Ich theile dies Land unter sie für eine kurze Zeit, bis ich, der Herr, ihnen eine Heimath bereitet habe."

Im Frühling 1831 erklärten Smith, Rigdon und Andere, sie seyen durch eine Offenbarung aufgefordert worden an den Missouri zu gehen; dort werde ihnen der Herr die Stätte des neuen Jerusalems zeigen. Die Reise wurde demgemäß angetreten, und am Ziele derselben erfolgte eine weitere Offenbarung, welche die Stadt Independence in Jackson County als der Centralpunkt des verheißenen Landes be-

zeichnete, dort die Erbauung eines Tempels befahl u. s. w. Bald darauf kehrten sie wieder nach Kirkland zurück, und jetzt wurde durch eine Anzahl neuer Offenbarungen sämmlichen Heiligen geboten, dieses Land der Verheißung anzukaufen und sich daselbst anzusiedeln. Es brachen daher Viele auf, welche in der neuen Erwerbung den Bau der Stadt „Zion," wie sie genannt wurde, begannen.

Im Jahre 1831 wurde in Folge einer Offenbarung ein Grundgesetz der Kirche] aufgestellt, das in dem Buche des Bundes unter folgenden Worten eingezeichnet war:

> „Wenn du mich liebst, so sollst du meine Gebote halten und all' dein Eigenthum mir weihen, kraft eines Bundes, der nicht gebrochen werden kann."

Dieses Gesetz ist jedoch seit jener Zeit geändert worden, und die Modifikation lautet jetzt:

> „Wenn du mich liebst, so sollst du mir dienen und alle meine Gebote halten; und siehe, du sollst der Armen eingedenk seyn, und denjenigen Theil deines Eigenthums, den du mitzutheilen hast, ihrer Unterstützung reichen, kraft eines Bundes, der nicht gebrochen werden kann."

Im April 1832 constituirte sich, gleichfalls in Folge göttlicher Eingebung, eine Behörde, welche das Wohl der Kirche zum Vorwande nahm und aus den Hauptmitgliedern in Kirkland und Independence bestand. Diese Würdenträger wurden eidlich verpflichtet, die Angelegenheiten der Armen und der Kirche, sowohl in Zion (Missouri) als in Shinakar (Kirkland), zu leiten. Im Juni 1833 folgte eine weitere Offenbarung, welche befahl, die Liegenschaften in Kirkland stückweise zum Kauf auszubieten, und das Geschäft der Veräußerung fiel vorgedachter Behörde anheim. Anno 1834 oder 1835 erlitt Letztere, natürlich wieder durch Offenbarung, eine Theilung, so daß die eine Hälfte in Kirkland, die andere in Missouri je als ein Ganzes functionirte. Dieselbe Offenbarung befahl auch, das heilige Eigenthum un-

zer die Mitglieder der Behörde zu theilen, welche dasselbe getrennt als anvertrautes Gut verwalten sollten.

Zuvor schon (1833) war durch höhere Eingebung befohlen worden, einen Tempel zu bauen, was vermittelst der heiligen Fonds, die sich in den Händen der Behörden befanden, geschehen sollte. Durch Errichtung dieses Gebäudes verstricken sie sich jedoch in große Schulden, zu deren Tilgung in letzgedachter Offenbarung folgende Stelle angefügt war:

„Sofern ihr demüthig und treu seyd und meinen Namen preist, siehe, will ich euch den Sieg geben. Ich gebe euch eine Verheißung, daß ihr dies einemal befreit werden sollt aus eurer Knechtschaft, sofern ihr eine Aussicht erhaltet, Geld zu borgen bei Hunderten und Tausenden, bis ihr genug erhalten habt, um auch selbst eurer Bande zu entledigen."

Dies war ein Befehl, Geld zu borgen, um sich die drückende Schuld von Hals zu schaffen. Sie machten den Versuch, brachten aber nicht hinreichend Mittel zusammen, um das Nöthige zu bestreiten. Dies führte zu einer weiteren Maßregel.

Im Jahre 1835 bildeten Smith, Rigdon und Andere ein Handelshaus, kauften in Cleveland und Buffalo viele Güter und ließen sich auf sechs Monate Kredit erstrecken. Im Herbst bildeten sich andere Häuser, und nun wurden in den östlichen Staaten noch weit mehr Waaren angekauft. Ein großer Theil derselben wurde verwendet, um die Arbeiten am Tempel zu bezahlen, viele aber auf Kredit verkauft, so daß das Haus, als die Noten einliefen, die schuldigen Summen nicht bezahlen konnte. Smith, Rigdon und Kompagnie versuchten sofort, Geld zu borgen, indem sie Wechsel ausstellten, zahlbar in gewissen Perioden a dato. Da jedoch auch dieser Ausweg unwirksam blieb, so gab sich von selbst die Idee zu Errichtung einer Bank. Demgemäß wurde im Jahr 1837 ohne Gouvernements-Privilegium die weit und breit berüchtigte Kirklander Bank in Thätigkeit gesetzt.

Diese Anstalt, durch welche so Viele betrogen wurden, bildete sich

in folgender Weise. Subscribenten für Stocks durften den Betrag ihrer Subscribtionen in Bauplätzen, zum fünf oder sechsfachen Werthe taxirt, einzahlen, während Andere in sehr hochangeschlagenen Naturalien und wieder Andere in baarem Gelde zahlten. Als die Noten zuerst erlassen wurden, hatten sie in der Umgegend Kurs, und Smith benützte den Vortheil dieses Kredits, um die Schulden zu tilgen, welche er und die Brüder aus der Nachbarschaft für Land und andere Einkäufe kontrahirt hatten. Die Gläubiger in Osten verweigerten jedoch die Annahme dieser Papiere, weshalb man auf den Ausweg verfiel, sie gegen die Noten anderer Banken umzutauschen.

Demgemäß wurden die Aeltesten fortgeschickt, um Kirklandgeld umzutauschen — ein Geschäft, das sie mit großem Eifer betrieben und so lange fortsetzten, bis der Dollar keine sechs Pence mehr werth war. Wie zu erwarten stand, explodirte die Bank nach einigen Monaten und verwickelte sowohl Smith als seine Brüder in unübersteigliche Schwierigkeiten. Die Folge davon war, daß er und die meisten Mitglieder der Kirche im Frühling 1838 nach Missouri aufbrachen, wo ihnen ihre Gläubiger, trotz aller Bemühungen, nicht beikommen konnten.

Wir müssen nun um eine kurze Periode weiter zurückgehen, um einen andern Umstand anzuführen. Im Jahre 1836 wurde nach dem Tempel von Kirkland eine feierliche Versammlung berufen. Wer diesem Meeting anwohnte, sollte, wie es hieß, eine Begabung oder einen Segen erhalten, ähnlich dem, welcher den Jüngern Christi am Tage der Pfingsten zu Theil wurde. Es kam auch wirklich eine große Anzahl aus den verschiedenen Kirchen des Landes zusammen. Sie verbrachten den Tag im Fasten und Beten, Waschungen und Räucherungen; desgleichen badeten sie ihre Füße, salbten ihre Häupter mit sogenanntem heiligen Oel und verkündigten Segenssprüche.

Am Abende kamen sie zusammen, um den Geist zu empfangen. Sie brachen ihr Fasten, aßen leichtes Waizenbrod und tranken so

viel Wein, als ihnen passend dünkte. Smith wußte wohl, wie der erwartete Geist einzuflößen war, denn er ermuthigte die Brüder, nach Kräften Wein zu trinken, der sie nicht betrunken machen könne, weil er geweiht sey. Wie man sich denken kann, ließen sich die Brüder dies nicht zweimal sagen; dann begannen sie zu prophezeihen, ihre Freunde zu segnen und ihren Feinden zu fluchen, bis endlich der Meeting auseinanderging.

Wir kehren nun an den Missouri zurück. Die Mormonen, welche sich im Jahre 1831 in und um Independence niedergelassen hatten, waren sehr anmaßend geworden und nahmen das Land als ihr Eigenthum in Anspruch, indem sie sagten, der Herr habe es ihnen gegeben. Diese stolze Anmaßung reizte die alten Bürger in einem Grade, daß sich im Jahre 1833 ein Volksaufstand erhob, der die ganze Mormonenkörperschaft aus der County vertrieb. Sie flüchtete sich nun nach Clay County, wo man sie ruhig bis 1836 wohnen ließ. Nun aber zeigte sich wieder ein Geist der Unruhe, und die Mormonen zogen sich nach einem sehr spärlich bevölkerten Distrikte zurück, wo sie Inprovements*) zu machen begannen.

Dieser Distrikt wurde in der Sitzung des Missouri-Gouvernements von 1836—37 unter dem Namen Caldwell zur County erhoben und Far-West als Hauptstadt bezeichnet. Hier blieben die Mormonen ruhig bis nach der Explosion der Kirklander Bank im Jahre 1838, um welche Zeit Smith, Rigdon und andere Häupter der Sekte anlangten. Bald nachher bildete sich die Daniten-Gesellschaft, welche sich's gleich anfangs zum Zwecke setzte, die Dissenters aus der County zu treiben. Die Mitglieder dieser Gesellschaft hatten eidlich einen bei Todesstrafe unverbrüchlichen Buud geschlossen, um die Präsidentschaft zu vertheidigen und sich bei Recht oder Unrecht

*) Improvements, Verbesserungen. So werden in den vereinigten Staaten vorzüglich die Erbauung von Häusern und Scheunen und die Ausrodungen der Wälder genannt. Ein Stück Waldes ohne beurbarten Boden oder ohne Haus heißt Land, mit Haus und Acker aber improved Land.

gegenseitig bis in den Tod zu schützen. Sie hatten ihre geheimen Zeichen, an welchen sie einander zu allen Zeiten des Tages oder der Nacht erkannten, und waren in Rotten von Zehn und Fünfzigen abgetheilt, die je einen Hauptmann an ihrer Spitze hatten und in ihrer Gesammtheit einem Generale untergeordnet waren. Nach Bildung dieser Korporation wurde mehreren der Dissenters Nachricht gegeben, daß sie die County zu verlassen und im Falle des Ungehorsams schwere Ahndungen zu erfahren hätten. Die Folge davon war, daß sich Viele entfernten, darunter David Whitmer, John Whitmer, Hiram Page und Oliver Cowdery, lauter Zeugen gegen das Buch von Mormon, so wie auch Lyman Johnson, einer von den zwölf Aposteln.

Der Tag nach John Whitmers Abzug von Far-West nahm Sidney Rigdon von dessen Hause Besitz. In diese Zeit fällt die berüchtigte „Salzpredigt" des Letzteren. Der Text dazu lautete: — „Ihr seyd das Salz der Erde; aber wenn das Salz dumpfig geworden ist, womit soll man salzen? Es ist fortan zu nichts gut, als daß es weggeworfen und unter die Füße getreten werde!" Er belehrte die Mormonen, daß die Kirche das Salz sey; die Dissenters wären das Salz, das dumpfig geworden, und müßten daher buchstäblich von der Kirche mit Füßen getreten werden, bis die Eingeweide hervordrängen.

In einem von den Meetings der Danitenbande verkündigte ein Führer, daß die Zeit nicht fern sey, in welcher die Aeltesten der Kirche ausziehen müßten in die Welt, die Schwerdter an ihren Lenden; denn bald hätten sie den Missouristaat zu durchziehen, um Mann, Weib und Kind zu erschlagen. Einmal hatten sie sogar im Sinn, für Missouri eine schreckliche Pest zu prophezeihen, dann aber die Wasser des Staates zu vergiften und so den Untergang der Einwohner zu bewirken.

Im Frühherbste des Jahres 1838 begannen die letzten Unruhen zwischen den Mormonen und den Missourianern. Sie entsprangen bei einer Wahl in Davies County, wo sich einige Marmonen niedergelassen hatten. Ein Bürger von Davies bemerkte im Gespräch gegen einen der Letzteren, die Mormonen stimmten sämmtlich in der-

selben Weise, was von den Anderen mit Wärme in Abrede gezogen wurde. Es folgte nun ein heftiger Wortwechsel, in welchem der Mormone den Missourianer einen Lügner nannte. Die Beiden wurden handgemein, und der Zwist führte zu einer Balgerei zwischen den Mormonen und den Missourianern.

Ein paar Tage nachher brach Smith mit einer Abtheilung seiner Leute von Far-West auf und begab sich nach Davies County, um, wie er sagte, den Aufstand zu stillen, der sich jedoch bei seiner Ankunft bereits zerstreut hatte. Die Bürger von Davies sammelten sich nun gleichfalls, wurden aber, da die Mormonen über eine Streitkraft von fünfhundert Mann zu gebieten hatten, zum Rückzuge gezwungen; sie flüchteten sich und ließen das Land auf viele Meilen im Umkreise verödet. Bei dieser Gelegenheit tödteten die Mormonen zwei bis dreihundert Schweine und eine Anzahl von Vieh, eigneten sich wenigstens vierzig oder fünfzig Honigstände zu und zerstörten viele Maisfelder. Die Losung lautete: „Der Herr habe durch seine Kirche die Beute seinen Schaaren preisgegeben."

All' dies geschah, obgleich die Mormonen selbst mit Ueberfluß versehen waren und ohne daß die Bürger jenes Landstrichs ihre Habe angetastet hatten. Dieses Plünderungssystem wurde fast eine Woche fortgesetzt, bis endlich die Miliz von Clay County ausrückte. Der Kampf war blutig, und es genüge, zu sagen, daß zuletzt Smith Rigdon und viele Andere ergriffen wurden, um vor Gericht gestellt zu werden. Rigdon wurde später, auf das Habeas corpus hin, entlassen; Smith und seine Kameraden aber entsprangen nach mehrmonatlicher Haft ihren Hütern und erreichten Quincy in Illinois. Zuvor hatte der Gouverneur den Mormonen befohlen, den Staat zu verlassen, weshalb sich vor Smiths Ankunft bereits Viele nach Illinois zurückgezogen hatten.

In der ersten Hälfte des Jahres 1839 kam die Mormonenkörperschaft in einem Zustande höchster Verwahrlosung und Dürftigkeit nach Illinois. Dies, nebst ihren Erzählungen über Ver-

folgung und Mangel, wirkte mächtig auf die Theilnahme der Bürger, welche die Fremdlinge mit der größten Gastlichkeit und Güte aufnahmen.

Nach Smiths Ankunft ließ sich der größere Theil zu Commerce an den unteren Stromschnellen des Mississippi, der Einmündung des Flusses Des Moines gegenüber, nieder — eine Lage, die sich an Schönheit mit jeder am Mississippi messen kann. Hier begannen sie zu bauen und hatten in der kurzen Frist von vier Jahren eine Stadt hergestellt. Wie bereits gesagt, wurden sie anfangs um ihrer Leiden willen, wie auch wegen der großen politischen Macht, die ihnen ihre Einheit verlieh, von den Illinois-Bürgern mit großer Achtung behandelt, was jedoch später anders kommen sollte.

Im Winter 1840 gingen sie das Gouvernement des Staats um mehrere Privilegien an, eines für die Stadt Nauvoo (denn diesen Namen hatte Smith der Stadt Commerce gegeben), ein anderes für die Nauvoo-Legion, eine militärische Körperschaft, wieder eines zu Handelszwecken und ein viertes für die Nauvoo-Universität. Die verlangten Freibriefe waren sehr ausgedehnt, wurden ihnen aber unverweigert übertragen, weil man sich ihre politische Unterstützung sichern wollte. In der That schienen die Führer der amerikanischen Gesetzgebung mit einander in Speichelleckerei gegen diesen Haufen fanatischer Fremden zu wetteifern — so dienstfertig erwies sich jede Partie, um ihnen irgend eine Gunst zu erweisen, durch welche sie sich ihre Dankbarkeii sichern konnten. Dies erregte Eifersucht unter den benachbarten Bürgern, und man drückte die Besorgniß aus, daß eine Korporation, welche in derartiger Weise politisch und religiös verbunden war, den liberalen Institutionen gefährlich werden könne. Bei jeder Wahl hatten die Mormonen in Masse mit ihren Führern gestimmt, was sie allein schon furchtbar machte. Ihre Legion war von dem Staat mit Waffen versehen worden und handhabte die strengste militärische Mannszucht. Diese Thatsachen im Verein mit Beschwerden, wie

sie in Missouri erhoben worden waren, dienten dazu, den Unwillen der übrigen Bürger von Illinois zu wecken, welche endlich im Sommer 1841 eine starke Gegenmacht organisirten und so die Mormonen überboten. Die Bürger wollten sich zwar nur defensiv verhalten, in jedem Falle aber ihre Rechte wahren.

Was die Geldgeschäfte der Mormonen während ihres Aufenthalts in Illinois betrifft, so benützte Smith seine Macht recht gut für sein eigenes Interesse. Gegenwärtig kauft er Land zu niedrigem Preise an und theilt es in Blauplätze ab, die er gegen hohe Preise an seine Jünger verkauft, so daß eine Liegenschaft, die ihn kaum einen Dollar kostete, oft auf tausend zu stehen kommt. In dieser Weise hat er sowohl in Illinois, als in Iowa, mehrere Städte angelegt.

Im Laufe des letzten Jahrs hat er an seine auswärtigen Anhänger zwei Proklamationen erlassen, in welchen er dieselben auffordert, sich in der County Hancock niederzulassen. Diese Aufrufe fanden bedeutenden Anklang und führten seltsamerweise sogar Hunderte aus den großen Manufakturstädten Englands herbei. Auf was all' Dies hinauslaufen soll, läßt sich unmöglich sagen. Soviel ist übrigens gewiß, daß die Mormonen, vom politischen Standpunkte aus betrachtet, bereits sehr mächtig sind und daß Smiths Zweck augenscheinlich dahin abzielt, alle seine Anhänger in Einen Focus zu sammeln und so seine Macht sowohl als seinen Reichthum zu koncentriren.

Als Smith und seine Gehülfen das Buch von Mormon veröffentlichten, hatten sie anfangs bloß eine Geldspekulation im Auge, denn wir glauben nicht, daß sie schon damals hofften, so viele Thoren zu Proselyten machen zu können. Als jedoch die Narrheit um sich griff, sahen die Urheber, daß ihnen nicht nur zum Reichthum, sondern auch zu ausgedehnter Macht die Thüre geöffnet war, und ihre Geschichte zeigt durchaus, wie sie nicht säumten, sich Beides zuzueignen. Auch sind ihre Entwürfe noch keineswegs abgegränzt, denn man ersieht sowohl aus ihren Schriften, als aus ihren Hand-

lungen, daß sie denselben Pfad verfolgen, und ihr Ziel durch die nämlichen Mittel erreichen wollen, wie weiland Mahomed. Die Idee des Erstehens eines zweiten Mahomeds im neunzehnten Jahrhundert erregt vielleicht ein Lächeln; wenn man aber die Schritte in's Auge faßt, welche die Mormonen eingeschlagen haben, um ihre Anzahl zu koncentriren und eine endliche Vereinigung mit den Indianern zu erzielen, so darf man sich nicht wundern, wenn sich bald Scenen wiederholen, von denen man seit den Tagen des Feudalismus nichts mehr gehört hat.

Ich will hier meinen Lesern einen Brief vorlegen, der im Jahre 1842 von einem hochgestellten Offizier der Vereinigten Staaten-Artillerie an Mr. Courtenay geschrieben wurde.

„Gestern (den 10. Juli) war großer Tag unter den Mormonen. Ihre Legion, dreitausend Mann betragend, wurde von den Generalen Smith, Bennet und Anderen gemustert und bot unstreitig ein sehr edles, großartiges Schauspiel dar. Die Evolutionen der von Joe kommandirten Truppen würden jedem regulären Regimente in England, Frankreich oder Preußen Ehre machen. Was soll dies heißen? Wozu diese pünktliche Mannszucht unter dem Mormonenkorps? Wollen sie Missouri, Illinois oder Mexiko erobern? Es ist zwar wahr, sie sind vermöge des Prilegiums ihrer Legion ein Theil der Illinois-Miliz, aber in sämmtlichen Staaten finden sich keine Truppen, die ihnen an Begeisterung und Disciplin gleich stehen. Was vermögen nicht ehrgeizige und talentvolle Offiziere mit solchen Soldaten auszuführen? Vielleicht einen Umsturz der Vereinigten Staaten-Konstitution, oder wenn diese Aufgabe zu groß erscheint, zuverlässig den Versuch fremder Eroberungen. Die nördlichen Provinzen von Mexiko werden in ihre Hände fallen, selbst wenn Texas zuerst davon Besitz nehmen sollte.

„Diese Mormonen häufen sich wie ein Schneeball, der über eine geneigte Fläche rollt. Unter ihren Offizieren befinden sich einige der besten Talente im Lande, welche sie durch Titel und Geld gewonnen haben. Kapitän Henry Bennet, früher in der Armee der vereinigten Staaten, ist General-Inspector ihrer Legion und in dieser Eigenschaft von Gouverneur Carlin bestätigt. Bennet ist im Fortifikations- und Artilleriewesen gut bewandert und zieht zuverlässig einen regelmäßigen Gehalt von dem Zehnten dieses kriegerischen Volkes. Ich habe seine Plane für die Befestigung von Nauvoo gesehen, die denen eines Vauban nicht nachstehen.

„General John C. Bennet (ein Neu-Engländer) ist des Propheten große Kanone. Obgleich nur klein von Statur, wird er doch allgemein der ‚Zweiundvierzig-Pfünder' genannt. Er hätte seine Talente einer ehrenvolleren Sache weihen können; indeß bin ich überzeugt, daß er für die wichtigen Dienste, welche er diesem Volke oder vielmehr dem Propheten leistet, sehr gut bezahlt wird. Dieser Gentleman entwickelt den höchsten Grad von Vertrautheit mit militärischer Taktik, besitzt eine sehr umfassende Bildung und könnte den Staaten noch gefährlich werden. Er war Generalquartiermeister im Staate Illinois und früher Professor an der Erie-Universität, woraus man entnehmen kann, daß es die Fanatiker einen schönen Preis gekostet haben mag, ihn für sich zu gewinnnen. Nur ein Theil ihrer Offiziere und Professoren sind Mormonen; sie haben aber dennoch mit Letzteren ein gemeinsames Interessen und werden, was Hauptpunkte betrifft, wie Ein Mann handeln. Die neuen Ankömmlinge werden in der Regel sehr bald Mormonen, entweder aus Interesse oder aus Ueberzeugung.

„Die Smiths sind nicht ohne Talent. Ihr Haupt, Joe,

ist eine edle Gestalt, jeder Zoll an ihm ein Mahomed. Der Postmeister Sidney Rigton ist Rechtsgelehrter, Philosoph und Heiliger. Die übrigen Generale sind gleichfalls Männer von Talent und zum Theil sehr gebildet. Ihre Tapferkeit unterliegt keinem Zweifel, da sie ohne Frage sehr ehrgeizig sind und ihr religiöses Glaubensbekenntniß darauf abzielt, alle andern Sekten zu vernichten. Wohl können wir noch die Zeit erleben, wann diese Schaar religiöser Fanatiker das Land bis in seine Grundvesten erschüttern wird. Ein westliches Reich steht zuversichtlich in Aussicht. In ihrem College werden alle Wissenschaften nebst lateinischer, griechischer, hebräischer, französischer, italienischer und spanischer Sprache gelehrt. Den mathematischen Unterricht besorgt ein sehr tüchtiger Professor, Namens Pratt, und ein Professor von Trinity College in Dublin ist der Präsident ihrer Universität.

„Ich langte am ersten dieses Monats incognito in Nauvoo an und ließ mich durch die großen Vorbereitungen zu der militärischen Parade veranlassen, den Ausgang abzuwarten, der mich, ich gestehe es, mit Staunen und Furcht für die Zukunft erfüllte. Allerdings sind die Mormonen jetzt friedlich, aber der Löwe schläft nur. Tragen wir Sorge, ihn nicht zu wecken.

„Die Stadt Nouvoo enthält ungefähr fünfzehntausend Seelen und ist in raschem Zunehmen begriffen. Die Anlage ist gut und die städtischen Angelegenheiten stehen augenscheinlich unter sehr zweckmäßiger Leitung. Das anstoßende Land ist eine schöne Prairie. Wer will sagen, der Mormonen-Prophet gehöre nicht unter die großen Geister des Jahrhunderts?

„Die Zahl der Mormonen beträgt durch Europa und Amerika ungefähr hundertundfünfzigtausend, und ohne Unter-

laß kommt neuer Zuwachs nach Nauvoo und der benachbarten Gegend. In der Stadt und ihrer Umgebung, auf kurze Entfernung von dem Flusse, befinden sich an dreißigtausend kriegerische Fanatiker, und doch ist es kaum ein Jahr, seit die Niederlassung im Illinois begonnen hat."

Vierzigstes Kapitel.

Während meines Aufenthaltes in Courtenay's Pflanzung hatte ich ein Pantherabenteuer zu bestehen, das an sich wohl kaum der Erwähnung werth wäre, wenn man nicht geglaubt hätte, dieses grimmige Thier habe die Gegend schon seit mehr als zwanzig Jahren verlassen. Seit mehreren Tagen hatte eine schnelle Abnahme unter den Truthühnern, Lämmern und jungen Schweinen der Nachbarschaft stattgefunden, und wir lichteten das Gestrüpp und Rohrdickicht, in der Hoffnung, jeden Augenblick auf eine große Tigerkatze zu treffen, die sich aus den südlichen Braken zu uns verloren hätte, ohne jedoch etwas aufzufinden. Nach viel fruchtloser Mühe kam Mr. Courtenay auf die Ansicht, daß eine Rotte entwichener Neger umherstreife, weshalb er befahl, daß in Zukunft jede Nacht ein Wache ausgestellt werde.

Eines Tages war die ganze Familie zu einer Hochzeit auf der andern Seite des Flusses eingeladen. Da ich keinen entsprechenden Anzug hatte, so blieb ich zu Hause und ritt gegen Mittag mit den Hunden aus, um das Gebüsch zu durchstöbern. Der Tag war schwül, aber zugleich windig. Das Sausen im Schilf hinderte mich, das Bellen der Hunde zu hören, und als ich an einem von unsern

frühern Jagdlagern, fünfzehn Meilen von Hause, anlangte, warf ich mich auf den Boden, um mein Pferd grasen zu lassen. Ich hatte kaum eine halbe Stunde ruhig meine Pfeife geraucht, als sämmtliche Hunde mit lautem Geheul aus dem Gestrüppe brachen und auf dreißig Schritte an mir vorbei in die Rohrbraken stürzten. Ich wußte, daß sie weder einem Bären, noch einem Hirsche nachsetzen konnten, und da ich einen Pfad durch das Rohrdickicht bemerkt hatte, sprang ich auf mein Pferd, um der Meute zu folgen, denn ich war neugierig, was es gäbe, weil ein Thier von der kleineren Katzenart wahrscheinlich in dem Dorngestrüpp geblieben wäre, wo ihm die Hunde unmöglich hätten beikommen können.

Ich ritt rasch vorwärts, bis ich an einem großen Cypressen-Sumpf gelangt, auf dessen anderer Seite ich durch die Oeffnungen eine zweite Rohrbrake, höher und bedeutend dichter, als die erste, entdecken konnte. Ich machte mein Pferd fest und ließ ihm die ganze Länge des Lasso, damit es die jungen Blätter des Schilfs abweiden könne; dann begab ich mich, mit der Büchse und dem Schnappmesser bewaffnet, in den Morast und folgte der Spur der Hunde. Als ich das andere Rohrdickicht erreichte, hörte ich die Meute vor mir wüthend bellen, obleich ich noch immer nichts sehen konnte und mich nur durch das Geräusch leiten lassen mußte; denn das Schilf stand so hoch und dicht, daß ich genöthigt war, mir mit dem Messer Bahn zu hauen. Mit vieler Mühe gelangte ich auf zwanzig Schritte in die Nähe der Hunde, und das Dünnerwerden des Schilfs belehrte mich, daß abermals ein Sumpf begann. Wie ich meine Augen erhob, entdeckte ich einen großen Cottonbaum, an dessen Fuße wahrscheinlich die Hunde standen. Da ich sie jedoch noch immer nicht sehen konnte, so begann ich sorgfältig die oberen Aeste des Baumes zu untersuchen, um mich zu überzeugen, ob sich nicht eine Tigerkatze darauf einquartirt hätte, konnte aber nichts finden. Ich hieb das Schilf rechts und links ab und ging etwa zehn Schritte weiter, als ich zu meinem Erstaunen, etwa dreißig

Fuß über mir, einen großen Panther entdeckte, der mit seinen gewaltigen Pfoten den Baumstamm umfaßte und zornig auf die Hunde niedersah.

Ich getraute mich nicht, zurückzuweichen, denn ich fürchtete, das mindeste Geräusch könnte die Aufmerksamkeit des Thieres wecken und es veranlassen, von seiner Höhe auf mich niederzuspringen. Die Hunde bellten lauter; zweimal erhob ich meine Büchse, ohne jedoch zu feuern, da mein Arm vor Aufregung bebte. Endlich gewann ich meine Fassung wieder: ich erwog, daß unter der Meute sich einige Hunde befänden, die fast allein dem schrecklichen Thiere gewachsen wären, stützte meine Büchse auf eine starke Rohrgabel und drückte ab. Ich hatte gut gezielt, denn die Bestie fiel tödtlich verwundet, obgleich nicht todt, herunter; die Hälfte der Hunde hatte sie im Nu gefaßt, aber das Thier schüttelte seine Gegner ab und versuchte abermals, den Baum zu besteigen, ohne jedoch dieser Anstrengung gewachsen zu seyn, so daß es nach einigen vergeblichen Sprüngen zu entschlüpfen bemüht war. In diesem Augenblicke sprangen die größern Hunde auf den Panther zu, der sich nicht länger zu wehren vermochte, da ihm mit dem Blutstrom schnell das Leben entschwand. Ehe ich noch Zeit hatte, meine Büchse wieder zu laden, war er todt.

Als ich herankam, hingen sämmtliche Hunde an dem Thier, eine wilde, kleine schwarze Betze ausgenommen, welche gewöhnlich die Meute anführte. Ich sah sie, die Nase am Boden und den Schweif niederhängend, durch das Schilf stürzen. Der Panther war ein Weibchen, sehr mager und sehr groß; auch ersah ich aus seinen Zitzen, daß er ein Junges hatte, welches wahrscheinlich nicht weit weg war. Ich versuchte, die Hunde aufzumuntern, daß sie der Betze folgten; sie zerrten und leckten jedoch zu eifrig an ihrem Opfer, als daß es gerathen gewesen wäre, Gewalt zu brauchen. Etwa zehn Minuten blieb ich als Zuschauer stehen und wartete, bis sie müde wären. Da hörte ich mit einemmal ein Bellen, ein

Knurren und ein klägliches Stöhnen. Anfangs dachte ich, das Junge sey aufgefunden worden, aber als die Hunde in voller Hast aufbrachen und ihre Jagd mehr als zwanzig Minuten verfolgten, gewann ich bald die Ueberzeugung, daß ein neues Wild, entweder ein Bär oder ein Eber um den Weg seyn müsse. Ich folgte nach, war aber kaum fünfzig Schritte gegangen, als ein gewaltiges Rauschen durch das Rohr mich darauf aufmerksam machte, daß das gehetzte Thier auf seiner Fährte umgekehrt sey; auch sah ich zwanzig Ellen vor mir die schwarze Betze furchtbar verstümmelt und todt daliegen. Ich ging auf sie zu; aber das Geräusch kam näher und näher, und ich hatte kaum noch Zeit, mich hinter ein kleines Dorngestrüpp zu werfen, als ein zweiter Panther aus den Rohrbraken herausbrach.

Nie zuvor hatte ich ein so furchtbares, aber doch so schönes und majestätisches Thier gesehen, als das war, welches jetzt in langen und leichten Sprüngen aus dem Schilfe stürzte. Es war ein Männchen; seine Kinnladen waren mit Schaum und Blut bedeckt und sein Schwanz peitschte durch die Luft, während die Bestie von Zeit zu Zeit keck zurückblickte, als sey sie unschlüssig, ob sie fliehen oder mit ihren Verfolgern kämpfen solle. Endlich fielen ihre Augen auf die Stelle, wo die Hündin lag; mit einem einzigen Sprunge hatte sie den Körper wieder unter sich und rollte ihn unter ihren Tatzen, bis er alle Form verloren hatte. Das wüthende Thier stand jetzt nur zwanzig Schritte von mir, und ich hätte Feuer geben können, wagte es aber nicht, so lange die Hunde noch fern waren. Diese tauchten jedoch bald aus den Braken auf und stürzten vorwärts; ein muthiges junges Thier das den andern vorausgeeilt war, lag augenblicklich unter den Pfoten des Panthers erdrückt, der nun mit einigen Sprüngen einen großen Baum erreichte und zwanzig Fuß hoch hinankletterte, wo er blieb, und das Gekläffe der Hunde mit donnerartigem Knurren beantwortete.

Jetzt gab ich Feuer und zwar diesmal so sicher, daß kein weiterer Kampf mehr folgte. Meine Kugel war dem Ungeheuer durch's

Auge in's Gehirn gedrungen, aber dennoch wollte es auch im Tode nicht loslassen.

Endlich lösten sich die Krallen und die schwere Masse sank, auch im Tode noch furchtbar, nieder.

Die Sonne war bereits untergegangen, und da ich mit Abziehen des Thieres meine Zeit nicht verlieren mochte, hieb ich ihm bloß den langen Schwanz ab, den ich als Siegeszeichen um meinen Leib band. Meine Abenteuer waren jedoch noch nicht zu Ende, denn während ich die kurze Strecke des Rohrgebüsches zwischen mir und der todten Pantherin zurücklegte, gaben die Hunde wieder Laut und hatten in weniger, als drei Minuten ein weiteres Thier aufgespürt. Es dunkelte schon sehr und ich begann unruhig zu werden. Bis jetzt hatte ich viel Glück gehabt, da es mir gelungen war, jedes Mal mit einer einzelnen Kugel einen schrecklichen Feind zu erlegen, den sogar die kühnsten Jäger nicht gerne allein angreifen; durfte ich aber bei einer dritten Begegnung einem gleich guten Ausgang entgegensehen? Dies war mehr, als ich zu hoffen wagte, namentlich, da sich in der Dunkelheit nicht sicher zielen ließ. Ich ließ deshalb die Hunde bellen, soviel sie mochten, und bahnte mir meinen Weg zu dem ersten Opfer, welchem ich zum Beleg für meine Heldenthat gleichfalls den Schwanz vom Leibe trennte. Da fiel mir jedoch ein, wenn es noch mehrere Panther in dem Verstecke gebe, dürfte es nicht sehr gerathen seyn, allein zu der Stelle zurückzukehren, wo ich mein Pferd gelassen hatte. Ich brachte deshalb meine Büchse in gute Ordnung und begab mich nach der Stelle, wo die Hunde noch immer bellten. Hier erblickte ich einen dritten Panther, aber diesmal war die Jagd von keiner Gefahr begleitet, denn das Thier war ein Junges, welches seine Zuflucht fünfzehn Fuß vom Boden auf einem Baume genommen hatte, den der Blitz getroffen und etwa drei Ellen über der Wurzel abgeknickt hatte. Der Panther saß auf dem schräge liegenden Bruchstücke, dessen Gipfel sich in den untern Zweigen eines anders Baumes verfangen hatte.

Es war in der That ein schöner Anblick, wie der niederhängende

Schweif des kleinen Thieres gewissermaßen zum Zielpunkte diente, nachdem sämmtliche Hunde in die Höhe sprangen, um ihn zu fassen. Das Junge war ganz vergnügt, maute in muthwilliger Laune und rannte bisweilen hin und her, als wolle es seine Spielkameraden einladen, ihm nachzukommen. Nur ungern entschloß ich mich dazu, ein so anmuthiges, neckisches Thierchen zu erlegen; es blieb mir jedoch keine andere Wahl, da ich sonst unmöglich die Hunde von der Stelle gebracht haben würde. Nachdem ich es geschossen und um meinen Hals gebunden hatte, begann ich, ängstlich den Platz aufzusuchen, wo ich mein Pferd gelassen hatte.

In Amerika ist nur wenig Dämmerung, namentlich zur Frühlingszeit, und je größer meine Hast war, desto weniger kam ich vorwärts. Ich verlor meine Fährte, gerieth in einen Sumpf, zerriß mir Hände und Gesicht in dem Dorngestrüpp, und nach einer Stunde schwerer Anstrengung hörte ich endlich mein Pferd, welches, ungeduldig über seine Einsamkeit, laut wieherte. Ich war zwar nur achtzehn Meilen von dem Hause weg und hatte ganz sicheren Weg, brachte es aber dennoch so weit, daß ich drei oder viermal verirrte, bis ich zuletzt in heller Verzweiflung meinem Thiere die Zügel ließ, hoffend, sein Instinkt werde mich aus meinem Schwierigkeiten herauswinden.

Es war fast Mitternacht, als ich an den hinteren Verzäunungen von Mr. Courtenays Pflanzung anlangte und jetzt mit einemmale zu meiner nicht geringen Verwunderung in allen Richtungen Fackeln bemerkte. Ich galoppirte rasch durch den Heckenweg und erfuhr von einem Neger, daß die Familie schon längst zurückgekommen und das Nachtessen, wie gewöhnlich, um acht Uhr aufgetragen worden sey; man habe lange ängstlich auf mich gewartet, bis sich endlich Mr. Courtenay aus Furcht, es möchte mir ein Unfall begegnet seyn, entschlossen habe, sich auf den Weg zu machen und mich mit dem größeren Theile seiner Neger aufzusuchen. Ich überließ mein Pferd der Obhut des Sklaven und eilte nach dem Hause, wo die Hunde bereits meine Ankunft gemeldet hatten. Die Familie kam unter den Porticus, um mich zu

bewillkommnen und fragte mich einhellig, durch was ich so lange abgehalten worden sey.

„Ich habe die Räuber gefangen,“ versetzte ich, auf die Gruppe zugehend, „habe sie erlegt und dabei zwei Hunde verloren. Hier sind meine **spolia opima.**“

Mein Wirth war wie vom Donner gerührt; er verstand sich zu sehr auf das Waidwerk, um nach den Zeichen, die ich mitgebracht hatte, nicht die Größe der Thiere schätzen zu können, und hatte außerdem geglaubt, schon seit zwanzig oder dreißig Jahren befinde sich kein derartiges Ungethüm mehr in der Gegend. Der Umstand war so merkwürdig, daß er sich's nicht nehmen ließ, in derselben Nacht noch mit seinen Negern auszuziehen, um die Haut der Thiere zu holen, ein Entschluß, den er auch nach einem hastigen Mahle in Ausführung brachte. Als ich die Abenteuer des Tages meiner freundlichen Wirthin und ihrer Nichte erzählte, durfte ich mit Freude fühlen, daß mein Bericht Empfindungen weckte, die nur aus einer lebhaften Theilnahme an meinem Wohl entspringen konnten.

Die Panthergeschichte wurde ruchbar und die benachbarten Farmer wollten sich bloß durch die Beaugenscheinigung der Häute überzeugen lassen. Alle westlichen Zeitungen berichteten die Thatsache, und ich stieg für wenigstens zwei Monate zu dem Range eines „Löwen.“

Ein paar Tage nach diesem Abenteuer stieß die Caroline, das größte und schönste Dampfboot des Mississippi, während ihrer Thalfahrt auf einen entwurzelten Baum und sank augenblicklich. Da jedoch der Wasserstand sehr niedrig war, blieben die oberen Decken über dem Spiegel, und unter Beihülfe der benachbarten Pflanzer wurden alle Passagiere an's Land gerettet. Dagegen mußten dreihundert Schafe, hundert Schweine, achthundert Kühe und zwölf Pferde ihrem Schicksal überlassen werden, und es war ein peinliches Schauspiel, die Anstrengungen der armen Thiere mitanzusehen, wie sie gegen die gewaltige Strömung kämpften und gegen die Menschen am Ufer hinblickten, als ob sie um Hülfe flehten.

Nur ein Schwein, zwei Kühe und fünf Pferde erreichten das Land; viele der übrigen verschwanden unter den wiederholten Angriffen des Garfisches und sonstiger Ungeheuer, während der Rest durch die Strömung weiter geführt wurde, um den Alligators und Cawanas des Südens zur Speise zu dienen. Nur sehr wenige der an Bord befindlichen Gegenstände waren versichert, und Hunderte von Tonnen mit Missouri-Tabak und Kentucky-Mehl wurden mehrere Tage nachher von den Arkansas- nnd Tennessee-Wrackjägern aufgelesen. Gegenstände, die bei einem derartigen Schiffbruche auf dem Mississippi verloren gehen, werden selten reklamirt, da die Eigenthümer der Güter, wenn sie die Kunde hören, in der Regel alle ihre bewegliche Habe sammeln, davonlaufen, ihren Namen wechseln und in einem andern Staate neue Spekulationen beginnen.

Unter den Passagieren des Dampfschiffes erkannte Mr. Courtenay mehrere seiner Freunde, welche er nach seinem Landhause einlud, während für die Uebrigen Schuppen errichtet wurden, bis ein Dampfboot vorüberkam und sie aufnahm. Das Unglück war so plötzlich eingetreten, daß durchaus kein Gepäck gerettet werden konnte, und mehrere Engländer, welche durch Baumwolle- und Mineralien-Aufkäufe Geschäfte zu machen gedachten, hatten sehr bedeutende Verluste erlitten. So laut sich übrigens auch die Amerikaner beklagten, welche gegen den Fluß, gegen die Dampfboote, gegen jedes Boot und gegen alle Welt wegen — ich weiß nicht wie vieler Millionen Dollars zu processiren gelobten, so war ihr Verlust doch nur sehr unbedeutend, da man in den westlichen Staaten gewöhnlich all' sein Geld im Taschenbuche und Letzteres in der Tasche bei sich führt; das Gepäck besteht bloß in einem kleinen, zwei Fuß langen Felleisen, das ein Hemd, zwei Chemissetten, drei Busenstreifen, ein Rasirmesser und eine Bürste enthält, welch' Letztere für den Kopf, für die Kleider, für die Stiefeln und vielleicht auch für die Zähne dienen muß.

Es war belustigend, alle die Klagen mitanzuhören, und dann

die Summen zu berechnen, welche angeblichermaßen verloren gegangen waren. Unter den Reisenden, selbst die Deckpassagiere nicht ausgenommen, befand sich nicht ein Einziger, der nicht zehntausend bis fünfzigtausend Dollars verloren hätte, mit welchen er eine Baumwollenpflanzung, ein Dampfboot oder ein ganzes Cargo von Havannah-Cigarren kaufen wollte. Das Lächerliche dabei war die Leichtigkeit, mit welcher Jeder einen Zeugen für die Wahrheit der erlittenen Beeinträchtigung fand. „Ich hatte fünftausend Dollars," konnte Einer sagen; „fragt den General, er wird euch sagen, ob's sich's nicht so verhält." „'s ist so wahr, als ich ein ehrlicher Mann bin," antwortete dann der General, „nämlich, daß ich mit dem Richter meine östlichen Noten gegen seine südlichen umgetauscht habe."

Es würde unmöglich seyn, einem nüchternen Engländer das Leben auf einem Mississippi-Dampfschiffe und die zahlreichen Tücken auseinanderzusetzen, die auf einem derartigen Fahrzeuge geübt werden. Ein einziges Beispiel mag als Beleg dienen. Ein wandernder Prediger, auf beiden Ufern nach der ganzen Länge des Flusses als ein Halunke wohl bekannt, pflegte, ehe er wegen Taschenmausereien in das Correctionshaus geschickt wurde, auf den Dampfbooten ganz gemächlich zu leben, ohne je einen Heller zu bezahlen. Er ließ sich zum Beispiel von St. Louis nach Neu-Orleans einschreiben und ging dann, da im Westen das Passagiergeld erst nach Beendigung der Reise bezahlt wird, zu Vicksburg, Natches, Bayou Sarah oder einer andern derartigen Unterwegsstation an's Land. Von hier aus begab er sich an Bord eines Ohioboots, ließ sich nach Louisville einschreiben und stieg bei Memphis wieder aus. Sein Gepäck bestand bloß in einem grünbaumwollenen Regenschirm, aber um allen Verdacht zu beschwichtigen, leitete er es stets so ein, daß er den Kapitän oder Cassier in seinem Bureau zu sprechen bekam, bei welcher Gelegenheit er sie im Vertrauen fragte, ob der Mann, der in dem oberen Bette schlafe, ihnen bekannt und ein zuverlässiger Mensch

sey, da er, der Prediger, in seinen Koffern beträchtliche Summen habe, die ihm von einigen Gesellschaften anvertraut worden wären. Die Folge davon war, daß ihn der Kapitän und die übrigen Bediensteten für reich hielten, ihm große Aufmerksamkeit schenkten und ihn zu ihrem Wein oder ihrem Branntwein einluden. War er verschwunden, so drückten diese ihr Bedauern aus, daß sie den Gentleman zurücklassen müßten, hofften aber, ihn zu St. Louis, Neu-Orleans oder Louisville wieder zu sehen, oder von ihm zu hören, um ihm seine Koffer zuschicken zu können. Freilich erfuhren sie dann bald, daß keine Koffer an Bord gebracht und zurückgelassen, sondern sie bloß von einem pfiffigen Betrüger genarrt worden waren.

In weniger als vierundzwanzig Stunden waren fast sämmtliche Passagiere an Bord anderer Boote untergebracht worden; diejenigen aber, welche Mr. Courtenay zu sich eingeladen hatte, weilten einige Tage bei uns, weil demnächst ein großer Fischfang auf dem See statthaben sollte — ein im Westen gewiß sehr interessantes Schauspiel. Unter den neuen Gästen befanden sich mehrere Cottonpflanzer aus dem Süden und englische Baumwollen-Unterkäufer. Einer davon hatte sich eine kurze Zeit unter den Mormonen zu Nauvoo aufgehalten und wußte viele unterhaltliche Geschichtchen von ihnen zu erzählen. Ich will eines davon auslesen, welches ein verunglücktes Mirakel des Propheten Joe Smith betrifft.

Am Abende eines schönen Sommertages fand ein Farmer von Joway einen achtbar aussehenden Mann an seiner Thüre, welcher ihn um die Erlaubniß bat, die Nacht unter seinem Dache verbringen zu dürfen. Der gastfreundliche Farmer zeigte sich bereitwillig, und der Fremde wurde in's Haus eingeladen, um an einem warmen, substanziellen Nachtessen theilzunehmen.

Nach dem Mahle verbrachte der Farmer, der augenscheinlich ein fideler, gemüthlicher alter Schlaukopf war, mehrere Stunden im Gespräch mit seinem Gaste, der sowohl körperlich als geistig gar nicht wohl zu seyn schien; da er jedoch seinem Wirth zu ge-

fallen wünschte, so stand er ihm höflich auf Alles, was er vorbrachte, Rede. Endlich entschuldigte er sich mit Müdigkeit und Unwohlseyn, weshalb er von dem Farmer nach einer obern Kammer geführt wurde und sich zu Bette legte.

Um Mitternacht wurde der Farmer und seine Familie durch ein schreckliches Stöhnen geweckt, das, wie sie bald entdeckten, aus dem Gemache des Reisenden herkam. Bei näherer Untersuchung fanden sie, daß der Fremde sehr krank war, unter furchtbaren Schmerzen kläglich aufschrie und augenscheinlich nicht wußte, was um ihn vorging. Alles, was Wohlwollen und Erfahrung an die Hand geben konnte, wurde versucht, um dem Leidenden Erleichterung zu verschaffen, aber vergeblich. Der Gast verschied zur großen Bestürzung des Pächters und seiner Familie im Laufe von wenigen Stunden.

Am andern Morgen früh kamen zwei Reisende an die Thüre und baten um Bewirthung. Der Farmer sagte ihnen, daß er gerne ihrem Wunsche entsprechen würde, aber sein Haus sey eben jetzt in der größten Verwirrung wegen des Todes eines Fremden, worauf er die Einzelnheiten des Vorfalles weiter auseinandersetzte. Die beiden Wanderer schienen über das Unglück des armen Mannes sehr erstaunt und bekümmert zu seyn, und baten höflich um die Erlaubniß, die Leiche sehen zu dürfen. Der Farmer ließ sich dies natürlich bereitwillig gefallen und führte sie nach der Kammer, wo der Todte lag. Sie sahen die Leiche ein paar Minuten stumm an, und dann eröffnete der Aeltere von den Beiden dem Farmer mit großer Gravität, sie wären Aelteste von der Jüngsten-Tag-Heiligen-Kirche Jesu Christi und von Gott ermächtigt, Wunder zu wirken, ja sogar Todte zu erwecken: sie fühlten sich daher vollkommen überzeugt, daß sie den Mann, der todt vor ihnen liege, wieder in's Leben rufen könnten.

Der Farmer war natürlich nicht wenig erstaunt über die Eigenschaften und Kräfte der Personen, welche ihn anredeten, fragte

aber doch etwas ungläubig, ob sie ganz gewiß wüßten, daß sie das erfüllen könnten, was sie versprächen.

„Zuverlässig; es unterliegt keinem Zweifel. Der Herr hat uns ausdrücklich beauftragt, Wunder zu wirken, um die Glaubwürdigkeit des Propheten Joseph Smith und die göttliche Eingebung der Bücher und der Lehren, welche ihm geoffenbaret wurden, zu beweisen. Schickt zu allen euern Nachbarn, damit wir in Gegenwart vieler Leute den Todten wieder in's Leben rufen und so der Name des Herrn und seine Kirche vor allen Menschen verherrlicht werde."

Nach einiger Ueberlegung willigte der Farmer ein, die Wunderthäter in ihrem Werke fortfahren zu lassen, und schickte, ihrem Verlangen gemäß, seine Kinder zu den Nachbarn, die, durch die Aussicht auf ein Mirakel angelockt, schaarenweise nach dem Hause kamen. Die Mormonen-Aeltesten begannen ihr Geschäft, indem sie mit aufgehobenen Händen und Augen bei der Leiche niederknieten und mit eigentlichen Stentorlungen beteten. Ehe jedoch ihr Geschäft weit gediehen war, kam dem Farmer plötzlich ein Gedanke, in Folge dessen er ruhig für ein paar Minuten das Haus verließ, dann wieder zurückkehrte und geduldig neben dem Bette wartete, bis das Gebet vorüber wäre und die Aeltesten an das eigentliche Mirakel gingen. Dann aber sagte er achtungsvoll zu ihnen, sie möchten ihm in Betreff des Wunders einige Fragen erlauben, worauf sie erwiederten, daß sie nichts dagegen einzuwenden hätten. Der Farmer begann sodann: —

„Ihr seyd also ganz gewiß, daß ihr diesen Mann wieder in's Leben bringen könnt?"

„Ja."

„Wie könnt ihr aber dies wissen?"

„Wir haben eben von dem Herrn eine Offenbarung erhalten, welche uns kund thut, daß diese Todtenerweckung in unsere Macht gegeben sey."

„Iſt's aber auch gewiß wahr, daß dieſe Offenbarung von dem Herrn gekommen iſt?“

„Ja; wir können uns in Etwas der Art nicht täuſchen.“

„Hängt eure Macht, dieſen Mann wieder in's Leben zu rufen, von der beſonderen Natur ſeiner Krankheit ab, oder vermögt ihr jeden Todten wieder zu erwecken?“

„Das macht uns keinen Unterſchied; wir können jede Leiche wieder in's Leben rufen.“

„Gut; wenn alſo dieſer Mann getödtet und ihm einer ſeiner Arme abgehauen worden wäre — könntet ihr ihn gleichfalls wieder in's Leben bringen und ihm den Gebrauch ſeines Arms zurückgeben?“

„Allerdings; die Macht, die uns vom Herrn gegeben iſt, hat keine Gränze. Es würde keinen Unterſchied ausmachen, ſelbſt wenn ihm beide Arme und Beine abgehauen wären.“

„Könntet ihr ihn auch wieder herſtellen, wenn ihm der Kopf vom Rumpfe getrennt wäre?“

„Gewiß!“

„Gut,“ verſetzte der Farmer mit einem ruhigen Lächeln in ſeinem Geſichte; „ich zweifle nicht an der Wahrheit deſſen, was ſo heilige Männer verſichern, möchte aber doch, daß meine Nachbaren hier vollſtändig belehrt und Zeuge eines Mirakels in ſeiner größtmöglichen Ausdehnung würden. Da es alſo ja doch gleichgültig iſt, ſo will ich mit eurer Erlaubniß dieſer Leiche den Kopf abhauen.“

Demgemäß zog er eine ungeheure, wohlgeſchärfte breite Axt unter ſeinem Rocke hervor, die er über ſeinem Haupte ſchwang; aber in demſelben Augenblicke, als er nach dem Halſe der Leiche ausholte — ſiehe, da ſprang zum Erſtaunen aller Anweſenden der Todte in großer Beſtürzung auf und ſchwor bei „Höll' und Teufel“, daß er ſich um keinen Preis wolle den Kopf abhauen laſſen!“

Die Anweſenden ergriffen ſogleich die Mormonen und zwangen

sie zu dem Bekenntnisse, daß der angebliche Todte gleichfalls ein Mormonen-Aeltester sey; sie hatten ihn mit der Weisung nach dem Farmerhause geschickt, daselbst zu einer bestimmten Stunde zu sterben, und wollten dann, gleichsam zufällig, einsprechen, um durch ein Mirakel Jedermann in Erstaunen zu setzen. Nachdem der Farmer den Betrügern eine tüchtige Züchtigung zugetheilt hatte, ließ er sie ziehen, um andern Leuten einen blauen Dunst vorzumachen.

Diese beiden Aeltesten der Jüngsten-Tag-Heiligen-Kirche Jesu Christi war der ehrliche Joe nebst seinem würdigen Gevatter und Beistand Sidney Rigdon.

Einundvierzigstes Kapitel.

Der Tag des Fischfangs kam endlich heran. Unsere Gesellschaft, an welcher auch die Damen Theil nahmen, brach mit den schwarzen Köchinen und zwanzig Sclaven zwei Stunden vor der Sonne auf und machte, nach einem scharfen Ritte von etwa zwölf Meilen, vor einer langen Zeltreihe Halt, welche zu dem Zwecke unseres Vorhabens an einem jener zahlreichen und schönen westlichen Seen errichtet worden war. Fünfzig Neger befanden sich bereits an Ort und Stelle; einige hieben Holz zum Brennen, andere bereiteten das Frühstück und wieder andere setzten die Köder und Leinen in Bereitschaft oder reinigten leere Tonnen, in welchen unsere Opfer eingesalzt werden sollten. Wir hatten kaum Zeit, uns umzusehen, als von zwanzig verschiedenen Richtungen her

Gesellschaften eintrafen, welche eingeladen worden waren, die Belustigung des Tages zu theilen. Wir grüßten sie nach Pflanzer-Weise: — „Seyd ihr hungrig? — Sam, Napoleon, Washington, Cäsar — hurtig — das Frühstück!“

Schon mehrere Tage zuvor hatte man in allen Bächen der Umgegend mit den Krebsen, Schmerlen und Muscheln aufgeräumt. Desgleichen waren sämmtliche Kanoes aus jedem Strome dreißig Meilen in der Runde nach dem See gebracht worden, und die Flotte von ungefähr achtzig Booten aller Art, in welchen sich die Fischer einschifften, boten ein sehr angenehmes Schauspiel.

Nach einem kräftigen, obgleich etwas hastigen Mahle gingen wir an's Geschäft, und jeder Weiße nahm einen Neger zu sich, der den Köder anlegen und den Fisch losmachen mußte. Die Ruder waren bald in Bewegung, und sobald die Kanoe's, welche sich in einer gegenseitigen Entfernung von fünfzig Ellen hielten, den tiefsten Theil des Sees erreicht hatten, wurden Wetten eingegangen, wer den ersten Fisch heraufziehen würde. Die Damen blieben am Lande, um der Belustigung zuzusehen, während bereits die Kessel über dem Feuer prudelten, um die Erstlingsopfer in Empfang zu nehmen. Ich darf hier nicht zu erwähnen vergessen, daß zwei größere Kähne, die nur von Negern bemannt waren, den Auftrag erhalten hatten, zwischen den Booten auf- und abzufahren, um die gefangenen Fische in Empfang zu nehmen.

Auf ein von den Damen gegebenes Signal wurden die Leinen in den See geworfen, und fast in demselben Augenblicke verkündete ein betäubendes Hurrah von hundert Stimmen, daß sämmtliche Köder aufgeschnappt worden waren, noch ehe sie den Grund erreicht hatten, denn jeder Fischer meinte, die Wette gewonnen zu haben. Der eigentliche Gewinner konnte jedoch nicht ausfindig gemacht werden, da in der Aufregung der Freude Niemand sonderlich darauf geachtet hatte. Die Verschiedenheit der Fischgattungen entsprach der Gier, mit welcher sie gefangen wurden: Barsche, Son-

nenfische, Buffaloes und zwanzig andere Arten. In weniger, als einer halben Stunde war mein Kanoe zum Sinken voll, und zuverlässig wäre mir auch ein derartiges Mißgeschick begegnet, wenn nicht zu sehr gelegener Zeit meine Ladung in eines der freien Boote übertragen worden wäre. Am Lande und auf der See war Alles in der fröhlichsten Laune, und da die Scene hin und wieder durch komische Vorfälle Abwechselung erhielt, so steigerte sich die Heiterkeit um so mehr, weil eine eigentliche Gefahr nicht denkbar war.

Das Kanoe meines nächsten Nachbars war bis an das kaum zwei Zoll über dem Wasser gehende Schandbeck voll: es enthielt den englischen Reisenden und einen Neger, der nach seiner Weise ein wahres Original war, und da ein Fisch dem andern folgte, so wurde ihre Lage sehr possierlich, denn das Kanoe war am Sinken und die Beiden riefen aus Leibeskräften nach Hülfe. Das freie Boot kam schnell herbei und hatte sich dem Kanoe bereis auf fünf Ellen genähert, als die Leine des Engländers plötzlich von einem sehr großen Fische einen so starken Ruck erhielt, daß der Fischer sein Gleichgewicht verlor und auf die Backbordseite seines Nachens fiel.

Der Neger, der das Gleichgewicht wieder herzustellen bemüht war, warf seine Last auf die andere Seite; unglücklicherweise hatte zu gleicher Zeit der Engländer denselben Gedanken und rollte die Fische gleichfalls nach dem Steuerborde. Das Kanoe überschlug und dahin gingen Schmerle, Krebse, Leinen, Menschen und Alles. Jedermann lachte auf's Ausgelassenste, während die Kahninsassen wieder auf der Oberfläche des Wassers erschienen und geraden Weges dem Ufer zuschwammen, ohne sich nach ihrer Tauche einem andern Boote anvertrauen zu wollen. Die Uebrigen setzten ihr Fischen bis halb zehn Uhr fort, um welche Zeit die Sonnenstrahlen so gewaltig wurden, daß wir unter den Zelten Schutz suchen mußten.

Die Scene am Ufer war nicht weniger aufregend, als die auf

dem See, denn jetzt begannen die männlichen und weiblichen Neger haufenweise die Fische abzuschuppen und einzusalzen. Jeder wußte von einer großartigen Fischerei zu erzählen, bei welcher ein ungeheurer Fisch, eine Meile lang, von irgend einem glücklichen „Sambo“ des Südens gefangen worden war. Die Mädchen sperrten vor Schrecken und Erstaunen Mund und Augen auf, die Männer aber blinzelten und machten ernste Gesichter, während sie ihre Garne spannen, die in der That alle Wunder des wahrheitsliebenden Barons Münchhausen überboten.

Der Ruf zu Wiederaufnahme der Belustigung setzte allen ihren possierlichen Erfindungen ein Ziel. Wir fischten mit eben so viel Glück, als am Vormittag, und kehrten mit Sonnenuntergang wieder nach Hause zurück, indem wir es den Negern überließen, die Fische einzusalzen und als Vorrath für die Pflanzung in Tonnen zu packen.

Ein paar Tage nachher verabschiedete ich mich von Mr. Courtenay und seiner liebenswürdigen Familie, um mit meinem Pferde an Bord eines nach St. Luis fahrenden Dampfbootes zu gehen, welch' letzteren Ort ich am folgenden Morgen erreichte.

St. Luis ist schon von so vielen Reisenden geschildert worden, daß es unnöthig ist, über diese „Städtekönigin des Mississippi“ etwas zu sagen. Ich will nur bemerken, daß meine Ankunft unter den Einwohnern, denen die Händler im fernen Westen vielerlei Mährchen über den Reichthum der Shoshonen aufgebunden hatten, großes Aufsehen erregte. Im Verlaufe von zwei oder drei Tagen erhielt ich hundert oder mehr Briefe von verschiedenen Spekulanten, welche mit mir gehen, die Indianer im Westen tödten und ihre „Schätze wegnehmen wollten“; auch hätte sich diese Anzahl um weitere zehntausend vermehrt, wäre mir nicht ein guter Gedanke eingefallen, um mir alle derartige Zudringlichkeiten vom Halse zu schaffen. Ich schickte nämlich sämmtliche Schreiben, sobald ich sie erhalten hatte, an die Zeitungsredakteure, und es erregte nicht geringes Lachen unter den Händlern, als mit einem=

male dreißig Briefe gedruckt erschienen, die sämmtlich in dem gleichen Styl und Tenor geschrieben waren.

Eines Abends fand ich auf dem Postbureau ein eigenhändiges Schreiben von Joseph Smith vor, in welchem er mich einlud, ohne Zeitverlust zu ihm zu kommen, denn da der Stand der Dinge jetzt einen gewissen Grad von Wichtigkeit erreicht habe, sey es höchst nöthig, daß wir bald zu einem gemeinsamen Einverständniß kämen. Nichts hätte mich mehr erfreuen können, als diese Mittheilung. Am nächsten Morgen brach ich von St. Luis auf und war noch vor Mittag in St. Charles, einer kleinen Stadt am Mississippi, die fast ausschließlich von französischen Creolen, Rauchwaarenhändlern und Trappern bewohnt ist. Hier sah ich zum Erstenmale eine Dampffähre, und offen gesprochen, ich begreife nicht, wie vor der Erfindung der Dampfboote Pferde und Wagen über den Missouri geschafft werden konnten, da namentlich an diesem Orte der gewaltige Strom seine schlammigen Wasser mit unglaublicher Geschwindigkeit weiter rollt und Wirbel bildet, die stark genug zu seyn scheinen, Alles, was in ihren Bereich kommt, zu verschlingen.

Von St. Charles aus kam ich über ein hügeliges Land, bis ich abermals an dem Mississippi anlangte. Hier bot übrigens „der Vater der Flüsse“ (wie die Indianer sich ausdrücken), einen ganz neuen Anblick, denn sein Wasser, noch mit dem des Missouri gemischt, war ganz durchsichtig; auch hatten die Ufer eine Höhe von mehreren hundert Fußen und erinnerten mich an die Gegenden, die von der Buona Ventura durchzogen werden. Zwei Tage setzte ich meinen Weg fast immer Angesichts des Stromes fort, bis zuletzt der Grund zu gebirgig wurde und ich zu Luisiana, einem gedeihenden, viel versprechenden Dorfe, abermals eine Dampffähre benützte, um auf das Ufer von Illinois zu gelangen, wo mir die ebenen Prairien eine raschere Reise gestatteten.

Der Staat Missouri ist seinem Umfange nach der zweite Staat der Union, da er an Flächengehalt nur dem von Virginien nach-

steht. Er erstreckt sich vom sechsunddreißigsten Breitengrade bis zu vierzig Grad fünfunddreißig Minuten, desgleichen von neunundachtzig Grad zwanzig Minuten bis zu fünfundneunzig Grad westlicher Länge (Meridian Greenwich), im Ganzen einen Flächenraum von ungefähr achtundsechzigtausendfünfhundert Quadratmeilen enthaltend. Die durch die Konstitution festgesetzten Gränzen sind: südlich eine Linie, unter dem sechsunddreißigsten Grad nördlicher Breite von einem Punkte in der Mitte des Mississippi ausgehend und in dem Parallelkreise fortlaufend, bis dieser westlich von einem Meridian durchschnitten wird, welcher durch die Einmündung des Kansas geht. Ursprünglich bildete dieser Meridian die ganze Westgränze, aber laut einer Kongreßakte vom Jahre 1836 wurde der zwischen gedachtem Meridian und dem Missouri liegende dreieckige Strich über der Mündung des Kansas dem Staate beigefügt. Im Norden ist der Breitenkreis, welcher durch die Schnellen des Desmoines River geht, die zwischen diesem Flusse und dem Missouri liegende Gränze.

Der Boden jenes Theils, der nördlich über dem Missouri liegt, ist in der Regel mäßig wellenförmig und besteht aus einem angenehmen Wechsel sanfter Ansteigungen und breiter Thäler, nur selten durch höhere Gebirge unterbrochen. Mit Ausnahme schmaler Waldstreifen, längs der Flußbette, ist fast die ganze Gegend Prairie und wenigstens zu neun Zehntheilen aller Bäume baar. Das angeschwemmte Land, oder die River Bottoms sind, namentlich an dem Missouri, sehr ausgedehnt und in der Regel äußerst fruchtbar, während der Hochlandboden jedem andern Hochlandboden der vereinigten Staaten gleich, wo nicht überlegen ist. Das Land südlich vom Missouri und westlich von dem Osage verhält sich in ähnlicher Weise. Mit einem Worte, die nördlichen und westlichen Theile des Missouristaates sind höchst lieblich, und ihr unerschöpflich fruchtbarer Boden, wie auch das gesunde Klima, machen sie zu schätzbaren Wohnplätzen. Im Südosten wird jedoch

der Staat durch zahlreiche Kämme der Ozark-Gebirge durchschnitten, was dem Striche einen sehr wilden Charakter verleiht.

Diese gebirgige Gegend hat eine Breite von hundert bis zu hundertundfünfzig Meilen, aber obgleich sich viele gäh aufsteigende Gipfel zeigen, erreichen diese doch selten eine Höhe von mehr als zweitausend Fußen. Freilich sind noch keine genauen Höhenmessungen vorgenommen worden, und eben so wenig weiß man über den Verlauf und die wechselseitigen Verflechtungen der Ketten. Die Pechtannen, Zwergeichen, Cedern und ähnliche Holzarten, welche sich hier vorfinden, deuten auf die Armuth des Bodens. In den Hochlanden des übrigen Staates bilden der Hickorybaum, die Pfosteneiche, die weiße Eiche und so weiter den vorherrschenden Baumwuchs, während in dem River Bottoms der Cottonbaum, die Sycomore, der Ahorn, die Esche, der Wallnußbaum u. s. w. vorzugsweise gefunden werden. Die südöstliche Ecke des Staates unter dem Kap Girardeau und östlich von dem Blak River ist ein unermeßliches Sumpfland, das an die Arkansas stößt. Ein beträchtlicher Theil dieses Stücks liegt allerdings über dem Bereiche der Fluthen, aber diese einzelnen Flecken stehen isolirt und sind nur während des Hochwassers vermittelst Booten zugänglich.

Mein Freund, Mr. Courtenay, drang mit drei Indianern und zwei Negern durch jene Moräste. Seine Begleiter gingen im Sumpfe zu Grunde, er selbst aber kehrte zurück, nachdem er sieben schöne Elenthiere und zwei Büffel erlegt hatte. Einige dieser gewaltigen Thiere hatten sich geraume Zeit daselbst fortgepflanzt, ohne von Menschen gestört zu werden.

Der Staat Missouri hat viele schiffbare Kanäle, welche alle Theile leicht zugänglich machen. Die Wendungen des Mississippi bespülen die Ostgränze auf eine Strecke von ungefähr vierhundert und siebenzig Meilen. Ueber St. Geneviève fließt er meistens zwischen hohen und schroffen Kalkfelsen, die sich von hundert bis zu vierhundert Fuß über den Flußspiegel erheben, bisweilen den Bottoms größere oder

geringere Breite belassend, an andern Orten aber jäh von dem Wasserrande auf in die Höhe steigend. Einige Meilen unter dem Cap Girardean und etwa fünfunddreißig Meilen über der Einmündung des Ohio befinden sich Riffe, die kleine und die große Kette genannt, und halbwegs zwischen diesem Punkte und St. Geneviève steht der Grand Tower, eines der Wunder des Mississippi. Der Grand Tower ist ein ungeheurer, hundert Fuß im Umfange haltender und hundertfünfzig Fuß hoher Felsenkegel, der aus dem Strombeete aufsteigt. Er scheint in Verbindung mit dem felsigten Ufer beider Seiten in einer früheren Periode dem Abflusse des Mississippi eine Schranke in den Weg gelegt zu haben, so daß der Strom hier einen senkrechten Fall von mehr als hundert Fußen gebildet haben muß.

Die Hauptflüsse, welche in den Mississippi einmünden, sind oberhalb des Missouri der Desmoines, der Wyacond, der Fabius, der Salz- und der Kupferfluß, unten der Merrimac, der St. Francis und der White River, die beiden Letzteren ihrer größten Strecke nach die Arkansas durchziehend. Der Desmoines, welcher ein bloßer Gränzstrom ist, kann auf hundert und siebenzig Meilen weit beschifft, der Salz-River aber, der seinen Namen von den Salzlicken oder Salinen an der Grenze hat und mit seinen nördlichen Quellen in Iowa, mit den südlichen jedoch in Boone County entspringt, bis nach dem kleinen Dorfe Florida, etwa auf eine Strecke von fünfundneunzig oder hundert Meilen, mit Dampfbooten befahren werden. Der Rivière au Cuivre oder Kupferfluß ist gleichfalls ein großer Strom, obschon auf allen diesen Flüssen der Verkehr im Winter durch das Eis, in der trockenen Jahreszeit aber durch Untiefen gehemmt wird.

Der Missouri fließt ungefähr sechshundert Meilen weit durch den Staat; aber obgleich Dampfboote von der Mündung an zweitausend fünfhundeet Meilen weit aufwärts gefahren sind, wird die Schiffahrt doch gefährlich durch die Sandbänke, die schroffen Ufer, die versenkten Bäume und das wechselnde Fahrwasser.

Das Mississippiufer auf der Illinois-Seite ist bei Weitem nicht

so malerisch, als der eben geschilderte Stein, besitzt aber eine erstaunliche Fruchtbarkeit. Die Farmen und Dörfer stehen demnach nicht so zerstreut; auch findet man in kurzer Entfernung von einander geschmackvoll angelegte und wohlhabend aussehende Städte. So ist zum Beispiel Quincy eine in Wahrheit schöne Stadt, die in ihrer Anlage und Nettigkeit ganz den europäischen Städten entspricht. Elegante Fontainen sprudeln am Ende einer jeden Häuserreihe ihr kühles Wasser aus; einige der freien Plätze bieten einen wirklich großartigen Anblick, und da die Stadt auf einem mehrere hundert Fuß über den Fluß erhobenen Hügel steht, so gewährt sie eine prachtvolle Aussicht.

Wo ich zwischen St. Luis und Quincy Halt machte, hörte ich von den Mormonen stets als von einer Halunkenbande sprechen; auf der Strecke von Quincy nach Nauvoo lauteten jedoch die Berichte ganz anders. Die besseren und einsichtsvolleren Volksklassen übersahen die kleinen Kunstgriffe der Mormonenführer und faßten mehr das Fortschreiten und die Plane des Mormonismus ins Auge. Sie erkennen in Joe Smith einen großen Mann voll Willens- und Thatkraft, der Alles auszuführen im Stande ist, und fürchten ihn deshalb.

Von Quincy aus wanderte ich etwa siebenzig Meilen durch ein ganz flaches, aber bewunderungswürdig gebautes Land. Ich kam durch mehrere kleine Dörfer und erreichte am andern Mittage den Ort meiner Bestimmung.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Nauvoo, die heilige Stadt der Mormonen und zur Zeit die Hauptstadt ihres Reichs, liegt im nordwestlichen Theile von Illinois,

am östlichen Ufer des Mississippi und unter einer Breite von 40° 35': sie wird im Norden, Süden und Westen von dem Flusse begränzt, der daselbst eine große, fast zwei Meilen weite Kurve bildet. Gegen Osten hat sie eine schöne, wellenförmige Prairie, zehn Meilen weit über sich das Fort Madison in Jowa und ist über zweihundert Meilen von St. Luis entfernt.

Wie bereits gesagt, führte der Ort vor der Ansiedlung der Mormonen den Namen Commerce und war damals nur ein kleines, unbekanntes Dorf mit etlich und zwanzig Häusern. Im Verlaufe von vier Jahren hat sich übrigens die Bevölkerung so angehäuft, daß die Stadt jetzt fünfzehntausend Einwohner und in der Nachbarschaft eine gleiche Menge von Ansiedlern zählt.

Der Grund, auf welchem Nauvoo erbaut wurde, ist sehr uneben, obgleich er keine großen Ansteigungen hat. Ein paar Fuß unter dem Boote befindet sich ein ungeheures Lager von Kalkstein, das eine unerschöpfliche Ausbeute trefflichen Baumaterials liefert. In dem Stadtbanne finden sich viele tumuli oder alte Hügel, welche den Beweis liefern, daß die früheren Einwohner des Landes der Stelle einige Bedeutung beigelegt haben.

Der Raum, den die Stadtgrenzen umfassen, beträgt vier Meilen der Länge und drei der Breite nach, obschon der Umriß sehr unregelmäßig ist und nicht so viel Flächengehalt bietet, als man aus dem gedachten Maaße vermuthen sollte.

Die Stadt ist regelmäßig angelegt und hat fast durchgängig beträchtlich lange Straßen von bequemer Breite, die sich unter rechten Winkeln schneiden. Die Mehrzahl der Häuser sind noch bloße Blockhütten, obschon in der letzten Zeit auch ziemlich viele Gebäude aus Brettern und Backsteinen errichtet wurden. Die Hauptbauten von Nauvoo sind der Tempel und ein Hotel, das Nauvoohaus genannt, beide aber noch nicht vollendet; das Letztere hat ein gemauertes Fundament, besteht aus Backsteinen und hat eine hundert und zwanzig Fuß lange Front von vier Stockwerken bei sechzig Fuß Tiefe. Ob-

gleich es hauptsächlich zu Aufnahme und Bewirthung von Fremden und Reisenden bestimmt ist, soll es doch auch eine prächtige Zimmerreihe für dir ausschließliche Bequemlichkeit des Propheten Joe Smith und seiner Erben für ewige Zeiten erhalten. Smith behauptet, das Privilegium einer derartigen Gemächlichkeit sey ihm in einer besonderen Offenbarung wegen seiner Verdienste um die Kirche durch den Herrn verliehen worden. Es ist außerordentlich, daß die Amerikaner mit ihren demokratischen Gesinnungen und ihrem bitteren Widerwillen gegen erbliche Berechtigungen aller Art sich nur auf einen Augenblick gegen die Selbstsucht des Propheten blenden ließen, der in dieser Weise sich und seinen Nachkommen mit Leichtigkeit einen Pallast und ein gutes Auskommen sichert.

Der Mormonentempel ist ein prachtvolles steinernes Gebäude innerhalb der Stadtgrenzen, achtzig Fuß breit, hundert und vierzig Fuß lang und mißt mit Inbegriff eines dreißig Fuß langen Außenhofes im Ganzen hundert und siebenzig Fuß. In dem unteren Tempelraum befindet sich die Taufquelle, eine Nachahmung des berühmten ehernen See's Salomonis, deren Becken durch zwölf schön modellirte, vergoldete Ochsen unterstützt wird. An den Seiten desselben befinden sich unterschiedliche gute Gemälde, Gegenstände aus der heiligen Schrift darstellend. Der obere Stock des Tempels wird nach seiner Beendigung als Versammlungslokal für das Order Lodge und andere geheime Gesellschaften dienen. In dem Schiffe des Tempels, wo sich die Gemeinde versammeln soll, befinden sich zwei Reihen von Betpulten, die eine für die Geistlichkeit, die andere für die Großen der Kirche.

Die Kosten für dieses edle Gebäude sind aus dem Zehenten der ganzen Mormonengemeinde bestritten worden. Die arbeitsfähigen Einwohner von Nauvoo mußten jeden zehnten Tag in den Steinbrüchen oder an dem Tempel selbst arbeiten. Außerdem befinden sich in Nauvoo noch zwei Dampf-Sägmühlen, eine Kunstmühle, gleichfalls mit Dampf getrieben, eine Eisenfabrik in großem

Maßstabe und eine Gießerei; desgleichen hat eine reiche Compagnie aus Staffordshire eine Fabrik für englisches Porcellain gegründet.

Die Bevölkerung der heiligen Stadt ist ziemlich gemischt, denn das rücksichtslose Zusammentreiben von Heiligen hat natürlich Leute von allen Klassen und Charakteren zusammengeführt. Die große Mehrzahl entbehrt aller Bildung und Erziehung und glaubt unbedingt an den Propheten und seine Doctrinen. Einen bedeutenden Theil bilden Convertiten aus den englischen Manufakturdistrikten, welche sich durch Smith's Emissäre bereden ließen, ihr heimisches Elend gegen ein bequemes und reichliches Auskommen in dem verheißenen Lande zu vertauschen. Diese Menschen geben sich ausschließlich dem Willen des Propheten hin und gehorchen seinen Befehlen, als gingen dieselben unmittelbar von Gott aus.

Nach den Gesetzen von Illinois sind diese Fremden nach sechsmonatlichem Aufenthalt im Staate stimmberechtigt und votiren daher blindlings nach Joe Smiths Willen. Der Einfluß des Letzteren ist so ausgedehnt, daß bei der Wahl in Nauvoo (1842) nur sechs Stimmen gegen die von ihm unterstützten Candidaten eingebracht wurden. Die Mormonen sind zwar der Mehrzahl nach unwissende, verblendete Menschen, obgleich ich glaube, daß sie ihrer neuen Religion mit aufrichtigem Glauben anhängen; ihre Führer bestehen jedoch aus einsichtsvollen Männern, die sich zu dem Mormonismus bekennen, weil sie sich auf diesem Wege Reichthum, Titel*), Rang und Macht sichern können.

---

*) Ich habe das Wort Titel gebraucht und muß mich deshalb verständlich machen. Es gibt in den vereinigten Staaten gewisse Classen von Individuen, deren Vermögen, Erziehung und gesellschaftliche Stellung nicht so leicht einen Uebergang zum Marmonismus zulassen würde. Joe Smith hat sich bei Gründung seiner Secte nicht nur als einen großen Mann erwiesen, sondern auch gezeigt, daß er seine Landsleute vollkommen kennt und namentlich ihre Gier nach jeder Art von Auszeichnung zu würdigen weiß, durch die man nominell über den gemeinen Haufen erhoben wird, denn es ist eine Thatsache, daß Niemand das Wort Gleichheit mehr haßt, als der

Als militärischer Posten würde Nauvoo mit einer Garnison von zwanzig- oder dreißigtausend wohlbewaffneten und gut verproviantirten Fanatikern höchst furchtbar seyn, da es nur von Osten her zugänglich ist und der sumpfige Grund einer Belagerung große Hindernisse in den Weg legen würde. Es ist Smiths Absicht, seine Anhänger hier zu versammeln, bis er eine Macht beisammen hat, mit welcher er allen Feindseligkeiten Trotz zu bieten im Stande ist.

Nauvoo ist ein hebräisches Wort und bezeichnet einen schönen Wohnsitz, der die Idee von allem Uebrigen in sich faßt. Die Mormonen betrachten jedoch die Stadt nicht als ihre eigentliche Heimath sondern nur als einen Ruheplatz, an dem sie zu bleiben gedenken, bis sie eine hinreichende Macht zusammengerafft haben, um Independence (Missouri) zu erobern; letzteres erklären sie für eines der fruchtbarsten, angenehmsten und wünschenwerthesten Länder auf Erden, dessen Boden nirgends übertroffen werde. Independence ist ihr Zion, wo sie ihren großen Tempel, dessen Grundstein bereits gelegt ist, aufzurichten beabsichtigen. Dort soll der große Sammelplatz aller Heiligen seyn und in diesem ge-

---

Amerikaner. Joe Smith hat Titel, Würden und Aemter geschaffen, welche denen in der alten Welt entsprechen. Obgleich er es noch nicht wagte, sich selbst als einen König zu erklären, gründete er doch einen Adel, der ihn unterstützen wird, wenn er es für passend halten sollte, den Titel eines Souveräns anzunehmen. So hat er zum Beispiel Individuen gewählt, welche ausdrücklich für die Kirche Sorge zu tragen haben; diese bilden den Orden der Templer, besitzen ihre Großmeister u. s. w. Desgleichen organisirte er eine Soldaten-Abtheilung, Daniten genannt, eine heilige Schaar — die Celeres des Romulus — diese sind lauter Comites oder Grafen, deren Häuptlinge Conductors oder Herzoge heißen. Dann folgen die Pontifices, die Bischöfe u. s. w. Dieser Plan erwies sich sehr sachgemäß, da er den Mormonen viele reiche Leute aus den östlichen Staaten zuführte, welche die Titel annahmen und unter den prunkvollen Benennungen eines Großcommandeurs, eines Fürsten von Zion, eines Grafen von Jerusalem, eines Directors von dem heiligen College u. s. w. in Europa als Joes Emissäre wirkten.

funden, herrlichen Lande hoffen sie ihr Eden zu finden, auf welchem sie ihr neues Jerusalem erbauen wollen.

Was zwischen mir und Joe Smith vorging, kann ich nicht veröffentlichen, da ich dadurch künftigen Planen vorgreifen würde. Es genüge daher die Angabe, daß mich der Prophet mit größter Herzlichkeit aufnahm und die Anerbietungen bestätigte, welche mir seine Agenten unter den Comanchen machten. Als ich jedoch auf die Hauptsache überging und zu wissen wünschte, ob die Mormonen auch nach der Zusage ihrer Führer handeln würden, bemerkte ich zu meinem großen Verdrusse, daß die „Mittel" — die operativen Mittel — wenigstens vorderhand noch nicht in Bewegung gesetzt werden konnten. Smiths Behauptung zufolge waren die Füchse, die Osagen, die Winnebegoes, die Sioux und die Menno-monie-Indianer bereit, auf den Ruf für ihn zu handeln, und als ich die Füchse besuchte, um mich von der Wahrheit dieser Aeußerung zu überzeugen, erfuhr ich, daß sie allerdings die betreffenden Zusagen gegeben hatten, vorausgesetzt, daß die Mormonen zuerst gewisse Versprechungen erfüllten, deren Realisirung übrigens, wie ich wohl wußte, noch nicht in der Macht des Propheten lag.

Joe Smith theilte mir mit, Gott habe ihn auserwählt, die göttliche Bibel aufzufinden und zu bewahren; seine Erzählung wird den Leser in den Stand setzen, sich eine eigene Idee von dem Manne zu bilden. Der anberaumte Tag war der zweiundzwanzigste September, an welchem Joe, wie er mir sagte —

> „am Morgen früh aufstand, von einem Manne, in dessen Hause er übernachtet hatte, einen einspännigen Wagen nahm und sich in Begleitung seines Weibes nach dem Berge begab, welcher das Buch enthielt. Er ließ sein Weib in dem Wagen auf der Straße und begab sich allein nach dem Berge, der etwa dreißig oder vierzig Ruthen entlegen war. Er nahm das Buch aus dem Boden, verbarg es in einem Baumwipfel und kehrte nach Hause zurück. Am andern Tage

zog er aus, um in der Stadt Macedon eine Zeitlang zu arbeiten; zehn Tage später erhielt er jedoch von seinem Weibe Nachricht, daß man sich mit dem Gerüchte trage, es habe sich Jemand sein Buch zugeeignet. Auf diese Kunde hin miethete er ein Pferd, kehrte Nachmittags nach Hause zurück, blieb daselbst nur so lange, um eine Tasse Thee zu trinken, und machte sich auf den Weg, um sein Buch zu suchen. Er fand es auch richtig noch an Ort und Stelle, nahm seinen Kittel ab, wickelte den Schatz darein und trug ihn unter dem Arme fort, den ganzen Heimweg, zwei Meilen weit, in vollem Laufe zurücklegend. Da das Buch auf goldene Platten geschrieben war, sagte er, habe es vielleicht seine sechszig Pfund gewogen: jedenfalls sey er aber überzeugt, daß das Gewicht nicht unter vierzig betrug. Auf seinem Rückweg wurde er in den Wäldern von zwei Männern angegriffen, die er Beide zu Boden schlug; er flüchtete sich dann und langte wohlbehalten mit seiner Bürde zu Hause an."

Dies waren genau Smiths Worte, denen er in der Uebersetzung seines Buchs irgendwo noch beifügt: „ohne die übernatürlichen Tugenden des Steines, den er bei sich getragen — Tugenden, die ihn mit göttlichem Muthe und göttlicher Kraft begabten, — wäre er nie im Stande gewesen, die Anstrengungen und Hindernisse zu überwinden, mit denen er in jener schrecklichen Nacht zu kämpfen gehabt habe."

So gelangte Smith in den Besitz seines kostbaren Manuscripts. Aber ach! es war in egyptischen Hieroglyphen geschrieben. Joe nimmt zu dem wunderbaren Steine, „der Gabe Gottes," seine Zuflucht, schaut durch denselben und sieht einen Engel, der irgendwo auf eine mirakulöse Brille hindeutet!!! Ja, zwei polirte Stücke von Crystall waren die bescheidenen Mittel, durch welche die goldenen Platten leserlich werden sollten. Beiläufig, die besagte Brille ist ein schweres, häßliches Stück Arbeit aus dem vorigen

Jahrhundert, in Silber gefaßt und trägt den Namen ihres Verfertigers deutlich eingravirt: „Schneider, Zürich."

Das Buch von Mormon wurde im Jahre 1830 veröffentlicht. Seit dieser Periode haben seine Anhänger und Verfechter die darin enthaltenen Lehrsätze und Abgeschmacktheiten mit einem Eifer weiter verbreitet, der einer bessern Sache würdig wäre. Durch jeden Staat der Union und in Canada streuten die Apostel dieser sinnlosen Täuschung ihre Grundsätze aus und verführten Tausende zu dem Glauben an ihre Wahrheit. Sie haben den Ocean gekreuzt und in England viele Proselyten gemacht, auch in der letzten Zeit ihre Missionäre sogar bis nach Palästina geschickt.

Solche angestrengte Mühe hat man sich gegeben und setzt sie noch immerhin fort, um die Doctrinen dieses Buches zu verbreiten. Auch sind die Früchte bereits bedeutend genug, um einem Eingehen in die Geschichte dieser seltsamen Täuschung Interesse zu verleihen und die Sache, wie wenig sie es auch an sich verdienen mag, ernsthaft zu behandeln.

Das Buch von Mormon enthält die Geschichte eines gewissen Volkes, das angeblich vor Columbus in Amerika gewohnt hatte. Dieses Volk soll von einem gewissen Lehi abstammen, der von dem östlichen Continent nach Amerika übersetzte. Die Berichte, welche zugleich auch Prophezeihungen und Offenbarungen enthalten, waren auf Befehl Gottes auf kleine Platten eingegraben und in dem Berge Comora, der sich im westlichen Neu-York zu befinden scheint, niedergelegt worden. So wurde eine Geschichte dieser Raçe (nebst ihrem religiösen Glaubensbekenntniß) bis zu der Periode aufbewahrt, als die Abkömmlinge von Laman, Lemuel und Sam, welche die drei ältesten Söhne Lehis waren, sich erhoben und die Abkömmlinge von Nephi, dem jüngsten Sohne, erschlugen. Von dieser Periode an versanken die Sprößlinge der ältesten Söhne „in Unglauben" und wurden „ein finsteres, abscheuliches und unflätiges

Volk.“ Die Letztgenannten sind die nunmehrigen amerikanischen Indianer.

Die oben erwähnten Platten blieben bis 1827 an ihrem Aufbewahrungsorte, um welche Zeit sie von Joseph Smith junior aufgefunden wurden, den ein Engel des Herrn auf die Entdeckung geleitet hatte. Ihr Text bestand angeblich aus ägyptischen Hieroglyphen, welche Smith, der göttlichen Anweisung zufolge und durch Inspiration über den Sinn belehrt, sofort zu übersetzen begann.

Es wird hier am Orte seyn, zu bemerken, daß eine so ausserordentliche Erzählung, wie die des Mormonenbuches, aus Hieroglyphen übersetzt, von denen sogar die gelehrtesten Leute nur sehr begränzte Kenntnisse haben, und dieß noch obendrein durch einen unwissenden Mann, der die Charaktere blos in Folge von Inspiration zu kennen behauptet — für ihre Constatirung ein mehr als gewöhnliches Zeugniß verlangte; untersuchen wir jetzt, wie dasselbe hergestellt wurde.

Erstlich ist das Vorhandenseyn der Platten selbst seit ihrer angeblichen Entdeckung bestritten worden. Eine Widerlegung wäre nun allerdings ausserordentlich leicht, wenn man sie nur der Welt zeigen wollte. Besäßen sie das angebliche Alter, hätten sie wirklich zum Zweck, die Geschichte eines Volkes auf die Nachwelt zu bringen, und wären sie Jahrhunderte in der Erde gelegen, so müßte zuverläßig ihr Aussehen einer derartigen Behauptung entsprechen. Welches Zeugniß besitzen wir jedoch über ihr Vorhandenseyn? Kein anderes, als Smiths bloßes Wort, und die Certifikation von eilf andern Individuen, welche behaupten, daß sie dieselben gesehen hätten; und auf solche Beweise hin sollen wir dieser höchst ausserordentlichen Geschichte Glauben schenken!

Wollten wir nun auch annehmen, daß die gedachten Zeugen lauter ehrliche und glaubwürdige Leute wären — was war leichter für Smith, als sie zu täuschen? Konnte Joe sich nicht leicht Platten

verschaffen und eine Reihe von Charakteren darauf schreiben, gleichviel, wie sie auch aussehen mochten, um das Machwerk hinterdrein den beabsichtigen Zeugen als ächt zu zeigen? Konnte er ihrer Leichtgläubigkeit und Schwäche nicht alles nur Erdenkliche aufbinden? Und wenn es noch ausserdem nöthig gewesen wäre, den Tafeln ein antikes Aussehen zu geben, so hätte dies durch einen chemischen Proceß recht gut erzielt werden können. Aber wir geben nicht einmal zu, daß diese Zeugen ehrlich waren, denn sechs davon, welche die Versicherung abgegeben hatten, sich durch den Augenschein von dem Vorhandenseyn der Platten überzeugt zu haben, traten aus der Kirche aus und handelten so in geradem Widerspruche mit ihren Aussagen. Einer von diesen Zeugen, ein gewisser Martin Harris, der in dem Buche des Bundes häufig erwähnt wird und ein hoher Priester der Kirche war — einer von Smiths bethörtesten Jüngern, welcher sogar sein ganzes Vermögen hergab, damit das Buch von Mormon veröffentlicht werden konnte, trat später von der Kirche zurück. Ueber diese Abtrünnigen äußerte sich Smith, sie stünden so tief unter aller Verachtung, daß es ein zu großes Opfer für einem Gentleman seyn würde, von ihnen überhaupt nur Notiz zu nehmen.

Einige von den Mormonen haben gesagt, daß eine Abschrift der Platten dem Professor Anthon vorgelegt worden, und dieser in hohem Rufe stehende Gelehrte habe das Zeugniß abgelegt, daß das Buch von Mormon treu übersetzt sey. Lesen wir übrigens, was der Professor selbst in einem kürzlich veröffentlichten Briefe über die Sache sagt: —

„Vor vielen Jahren, des Datums kann ich mich nicht mehr genau erinnern, kam ein einfach aussehender Landmann mit einem Briefe von Doctor Samuel L. Mitchell zu mir und ersuchte mich um meine Ansicht über ein gewisses, mit verschiedenen Charakteren beschriebenes Papier,

welches der Doctor nicht habe entziffern können, dessen Inhalt übrigens der Ueberbringer kennen zu lernen begierig sey. Eine kurze Untersuchung des Papiers überzeugte mich jedoch, daß das Ganze nichts, als eine plumpe Posse war. Die Charakteren standen nach chinesischer Schreibweise in Colonnen und boten das sonderbarste Gemisch dar, das ich je gesehen habe. Griechische, hebräische und alle Arten von Buchstaben, durch Ungeschicklichkeit oder mit Vorsatz mehr oder weniger verzerrt, wechselten mit Halbmonden, Sternen und andern natürlichen Gegenständen ab, während das Ganze mit einer rohen Zeichnung des mexikanischen Zodiacus schloß. Ich konnte keinen Augenblick zweifelhaft seyn, daß ein verschmitzter Bursche das fragliche Papier gefertigt hatte, um den Landmann, der es brachte, zu betrügen, was ich Letzterem auch ohne Bedenken zu verstehen gab. Er fuhr dann fort, mir die ganze Geschichte mitzutheilen, und ich gewann die Ueberzeugung, daß er in die Hände eines Betrügers gefallen war, obschon ich mich über seine Einfalt nicht genug wundern konnte."

Der Professor sagt ferner, er habe dem Manne seine Ansicht schriftlich dahin abgegeben, daß „die Zeichen auf dem Papiere eine bloße Nachahmung verschiedener alphabetischer Charaktere seyen und durchaus keinen Sinn hätten."

Nachstehender Brief, der sich auf Joe Smiths Beschäftigung als Schatzgräber bezieht, wird wahrscheinlich den Leser an Dousterswivel in Walter Scotts Alterthümler erinnern. Man sollte fast glauben, daß entweder Walter Scott von Joe, oder Joe von dem großen Novellisten geborgt hat.

„Zum erstenmal wurde ich im Jahre 1820 mit Joseph Smith senior und seiner Familie bekannt. Sie lebten damals in Palmyra, ungefähr anderthalb Meilen von meinem

Wohnsitze. Den größten Theil ihrer Zeit verwandten sie auf Schatzgraben, was namentlich bei Nacht geschah, weil sich dann, wie sie sagten, das Geld am leichtesten erlangen lasse. Ich habe sie wunderbare Mährlein über die Entdeckungen erzählen hören, die sie bei ihrer Schatzgräbereien gemacht haben wollen. So sagten sie zum Beispiel, daß da und da, in einem Berge oder auf dem Gute eines gewissen Mannes, Tonnen gemünzten Silbers und Goldes, Goldbarren, goldene Bildsäulen, eherne Kessel, mit Gold und Silber gefüllt, goldene Leuchter, Schwerter u. s. w. in der Erde lägen. Desgleichen behaupteten sie, fast alle Berge in diesem Theile von Neu-York seyen von Menschenhänden aufgeworfen und enthielten große Höhlen, welche Joseph junior sehen könne, wenn er einen Stein von seltsamem Aussehen in seinen Hut lege, so daß alles Licht ausgeschlossen werde. Vermittelst dieses Steines könne er Alles in und unter der Erde sehen und in vorerwähnten Höhlen große Goldbarren und Silberplatten entdecken; auch die Geister seyen für ihn sichtbar, welche in alterthümliche Anzüge gekleidet, die Schätze hüteten. Zu gewissen Zeiten sey es sehr leicht, zu andern aber sehr schwierig, diese Reichthümer zu erlangen. Die Leichtigkeit des Zutritts hänge großentheils von dem Stande des Mondes ab. Den Neumond und den Charfreitag erklärte er, glaube ich, für die günstigste Zeit, um diese Schätze zu erlangen. Natürlich betrachtete ich derartige Erzählungen für Träumereien, ließ mich übrigens doch endlich durch Neugierde verleiten, von einer Einladung zu ihren nächtlichen Ausflügen Gebrauch zu machen. Ich will jetzt einige Vorfälle berichten, die sich dabei zugetragen haben.

„Joseph Smith, senior, kam eines Abends zu mir und

theilte mir mit, Joseph junior habe in seinen Stein geschaut und gesehen, daß wenige Ruthen von seinem Hause zwei oder drei Tonnen mit Gold und Silber nur etliche Fuß unter der Erde lägen, die jedoch nur der ältere Joseph und ich erheben könnten. Ich ging deshalb mit, und wir erreichten früh am Abend die bedeutungsvolle Stelle. Joseph senior machte zuerst einen Kreis, zwölf oder vierzehn Fuß im Durchmesser und sagte dann: ‚dieser Zirkel enthält den Schatz.‘ Nun steckte er eine Reihe von Wünschelruthen in die Linie des Kreises, um die bösen Geister abzuhalten, und zog dann im ersten einen zweiten Zirkel von etwa acht oder zehn Fuß Durchmesser, den er dreimal umwandelte und etwas vor sich hinmurmelte, was ich nicht verstehen konnte. Dann steckte er einen Ladstock in den Mittelpunkt der beiden Kreise nnd schärfte mir tiefes Stillschweigen ein, damit wir den bösen Geist, der die Schätze hüte, nicht reizten. Nachdem wir um den Ladstock etwa fünf Fuß tief gegraben hatten, beurlaubte sich der alte Mann mit Zeichen und Bewegungen, um nach Hause zu gehen und seinen Sohn um die Ursache unserer Täuschung zu befragen. Er kehrte bald wieder zurück und sagte, Joe sey die ganze Zeit über zu Hause geblieben und habe in seinem Steine die Bewegungen des bösen Geistes bewacht; derselbe sey bis an den Ring heraufgestiegen und habe, sobald er den Kegel sah, den wir um den Ladstock gebildet, das Geld versinken lassen. Ich begleitete sodann den alten Mann nach Hause, welcher unterwegs gegen mich bemerkte, wir hätten beim Anfang der Operation einen Fehler begangen; ‚wäre das nicht gewesen,‘ fügte er bei, ‚so hätten wir das Geld gekriegt.‘

„Ein andermal schmiedeten sie einen Anschlag, um mit dem Fleische eines meiner Schafe ihren Hunger befriedigen

zu können. Sie hatten in meiner Schafheerde einen großen fetten, schwarzen Widder gesehen. Der ältere Joseph kam mit einem seiner Knaben eines Tags zu mir und sagte, Joseph junior habe einen sehr merkwürdigen und werthvollen Schatz entdeckt, der jedoch nur auf Eine Weise zu heben sey und zwar folgendermaßen: Man müsse ein schwarzes Schaf nach der Stelle bringen, wo das Geld verborgen sey, demselben den Hals abschneiden und es, während es noch blute, im Kreise herumführen; dadurch allein könne der Zorn des bösen Geistes beschwichtigt und der Schatz gehoben werden, von dem ich dann den vierfachen Antheil erhalten solle. Um meine Neugierde zu befriedigen, gab ich das Schaf her. Sie theilten mir nachher mit, das Thier sey vorgeschriebenermaßen getödtet, der entsprechende Erfolg aber nicht erzielt worden, weil sie bei dem Proceß ein Versehen begangen hätten. Dies ist, glaube ich, das einzige Mal, daß die Schatzgräberei für sie zu einem einträglichen Geschäfte wurde. Sie gaben sich jedoch stets mit Gesindel ab, das bei nächtlicher Weile nach Schätzen grub, bei Tag aber sich mehr mit Hämmeln, als mit Geld abgab.

„Als sie fanden, daß die besseren Classen in der Umgegend ihren Schatzgräbereien keinen Glauben mehr schenken mochten, trugen sie sich viel mit dem Aufsuchen einer goldenen Bibel, zu welcher, wie sie sagten, das Buch von Mormon nur eine Einleitung sey. Letzters war endlich preßreif. Niemand gab sich die Mühe, seine Veröffentlichung unterdrücken zu wollen, und kein Mensch fürchtete Gefahr von einem Buche, das von Leuten ausging, bei welchen weder Einfluß noch Ehrenhaftigkeit zu suchen war. Die Beiden, Joseph und Hiram, versprachen mir, sobald das Buch von Mormon übersetzt sey, die Platten zu zeigen,

gaben aber später vor, sie dürften nicht, weil es ihnen ausdrücklich verboten worden sey. In Betreff der Art und Weise, wie das Buch von Mormon erlangt und übersetzt wurde, stehen ihre Angaben stets im Widerspruch. Der ältere Joseph konnte das einemal sagen, er habe die Platten gesehen und wisse, daß sie aus Gold bestünden; ein andermal gab er an, sie sähen wie Gold aus, während er wieder zu andern Zeiten erklärte, er habe sie gar nicht gesehen.

„Ich habe nun in Kürze einige Thatsachen über das Benehmen und den Charakter der Smith'schen Familie angegeben, die wahrscheinlich genügen werden, ohne daß ich mich auf weitere Einzelnheiten einlasse.

William Stafford."

Folgendes merkwürdige Document wurde von einem der Individuen ausgestellt, welche die Mormonenbibel gedruckt haben.

„In einer kürzlichen Nummer der Signs of the Times (Zeichen der Zeit) habe ich die Anzeige eines Werkes gelesen, welches den Titel führt: ‚Mormonistische Täuschungen und Ungeheuerlichkeiten.' Dies brachte mich auf den Gedanken, daß ich vielleicht der Sache der Wahrheit einen Dienst leisten könnte, wenn ich in Betreff der Authentität des Buchs von Mormon einen einzigen Umstand veröffentlichte, der sich zur Zeit zutrug, als sich gedachtes Werk unter der Presse befand. Ich war bei dem Drucke betheiligt und lernte bei dieser Gelegenheit die Grundsätze und die Menschen kennen, durch deren Thätigkeit das Buch in Aufnahme kam.

„Wir hatten nämlich Martin Harris, den Mann, der den Druck bezahlte und der einzige Bemittelte unter seinen Consorten war, viel von der wunderbaren Weisheit der Männer sprechen hören, welche die geheimnißvollen Platten

übersetzt hätten, und beschloßen deshalb, diese Weisheit auf die Probe zu setzen. Demgemäß zogen wir einen Bogen ab, legten ihn bei Seite und sagten Harris, das Original sey verloren gegangen; das Buch würde daher einen ernstlichen Defect erleiden, wenn nicht ein anderer Bogen, dem Originale gleich, beigebracht werden könne. Diese Mittheilung versetzte den alten Herrn in große Aufregung; nach kurzer Ueberlegung sagte er jedoch, er wolle sehen, ob er das Mangelnde wieder ersetzen könne. Nach zwei oder drei Wochen wurde ein anderer Bogen beigebracht, der dem früheren Originale ebenso ähnlich war, wie ein jedes andere Papier, das von einem Schulknaben überschrieben ist, nachdem er das vorausgehende und nachfolgende Manuscript gelesen hat. Wie sich denken läßt, ärgerte die Enthüllung unseres Possens die Autoren nicht wenig, zur großen Belustigung derjenigen, welche von dem Hergange Kunde hatten. Da wir keine Christen waren und nur für das ‚Gold, das vergeht,' arbeiteten, so kümmerten wir uns wenig um dieses betrügliche Machwerk, indem wir nur bemüht waren, seine Grundsätze von uns fern zu halten, und uns über unsern Schwank freuten. Nicht ein einziger von den Gehülfen der Offizin, in welcher das wundervolle Buch gedruckt wurde, bekehrte sich zu dem Systeme desselben, obgleich der Schreiber des Gegenwärtigen von Harris oft die Versicherung erhielt, wenn er nicht auf die Seite des Glaubens trete, werde er im Jahre 1832 von der Welt ausgerottet werden.

Groton, den 23. Mai 1842.

T. N. S. Tucker.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Prüfen wir nun auch die politischen Plane der Mormonen und verfolgen wir Smith's stolze und hochstrebende Träume von einer künftigen Alleinherrschaft. Er ist ein Schurke und ein Betrüger — hierüber kann kein Zweifel obwalten; aber doch liegt etwas Großartiges in seiner Composition. Joe, der gemeine, erbärmliche, halb verhungerte Schatzgräber aus dem Westen von Neu-York, war, wie ich schon früher bemerkte, in der Form der Eroberer gemodelt und aus dem selben Tone geschaffen, den die Natur bei der Bildung eines Mahomed benutzt hatte.

Sein erster Kampf war erfolgreich: der größere Theil seiner Jünger sammelte sich in Kirkland um ihn und erkannte seine Macht an, weil sie in ihm die rechte Hand Gottes sah, während viele Individuen aus den besseren Klassen sich an ihn anschlossen, weil der Aufschwung eines kühnen Genies, oder die Hoffnung sie fesselte, Theil zu nehmen an seinem Rufe, seiner Gewalt und seiner Glorie.

Kirkland befand sich jedoch viel zu sehr im Binnenlande, wo Smith von allen Seiten angefochten wurde; seine Macht war beschränkt und seine Plane hatten nicht gehörig Raum, sich zu entfalten. Da richtete er seinen Sinn auf die westlichen Grenzen von Missouri: es war nur ein Gedanke, aber bei ihm folgte die That so rasch darauf wie der Donner dem Blitze. Betrachten wir die Topographie jener Gegend, welche den Mormonen als das verheißene Land, als die heilige Zion erscheint, und man wird leicht entdecken, daß Smith unwandelbar die Gründung eines großen Reiches im Auge hat.

Seit den letzten zwölf oder fünfzehn Jahren hat das Gouvernement der Vereinigten Staaten in Folge einer mißverstandenen Politik fortwährend alle östlichen Indianerstämme, die ihr Land zu verkaufen

geneigt waren, nach den Westgrenzen geschickt, deßgleichen auch die verschiedenen Völker, welche sich gegen den an ihnen geübten Despotismus empörten, immer weiter zurückgedrängt. Der grobe Fehler einer solchen Maßregel springt in die Augen.

Von den Weißen umgeben und demoralisirt, gerathen die Indianer in einen Zustand völliger Verdummung und numerischer Verminderung. Zeugniß hiefür geben die Choctaw-Stämme, die beständig Mobile und Neuorlean umschwärmen; die Winnibegoes, welche kürzlich in unmittelbare Berührung mit den Ansiedlern von Wisconsin geriethen, die Pottawatomies an beiden Ufern des Michigansees, die Miamis im Norden von Indiana und noch viele andere. Dagegen sind die Stämme an den Grenzen oder in der Wildniß in fortwährender Zunahme begriffen. Natürlich giebt es auch einige Ausnahmen, zum Beispiel die Kanzas oder die armen Mandanen, welche in der letzten Zeit durch die Pocken fast gänzlich von der Erde vertilgt wurden. Einige der kleineren Stämme werden vielleicht durch Kriegszüge vernichtet oder den größeren einverleibt und verlieren so ihren Namen und Nationalität; unter den großen und freien Völkerschaften nimmt übrigens die Population bedeutend zu, wie zum Beispiel bei den Chippewas und Dahcotahs (Sicuxes) im Norden der Vereinigten Staaten, bei den Comanchen und den Pawnees an den Grenzen oder sogar im Herzen von Texas, bei den Shoshonen im Süden von Oregon und bei den tapferen Apachen von Sonora, jenen kühnen Beduinen der mexikanischen Wüsten, welche, ohne Unterlaß zu Pferd, in ungeheuren Schaaren die östlichen Ufer des Golfs von Californien bis an den Rio Grande durchstreifen.

Aber in demselben Grade, als die Grenzstämme an Bevölkerung und materieller Kraft zunehmen, wächst auch ihr finsterer, unüberwindlicher und unwandelbarer Haß gegen die Amerikaner. In Wahrheit sind sie auch sämmtlich mehr oder weniger mißhandelt worden, und jede neue Kränkung, die irgend einem Stamme zugeht, bewahren

Alle in ihrem Gedächtniß auf, dem Augenblick der Rache und Wiedervergeltung entgegen sehend.

In dem Wisconsin Kriege (Black Hawk, 1832) hatten sich die armen, ausgehungerten Krieger nach einem edlen Kampfe ergeben; mehr als zweihundert Greise, Weiber und Kinder wurden nun von den Amerikanern gezwungen, den Strom ohne Boote oder Kähne zu übersetzen. Die armen Geschöpfe bemühten sich, mit Hülfe ihrer Pferde an's andere Ufer zu kommen. Der Strom war mehr als eine halbe Meile breit, und während die Unglücklichen gegen eine Strömung von neun Meilen in der Stunde ankämpften und sich für ihr Leben wehrten, wurden sie verrätherischerweise im Wasser erschossen.

Diese Thatsache ist allen Stämmen, sogar den ferne wohnenden Comanchen, bekannt und hat sie belehrt, was sie von Leuten zu erwarten haben, welche in dieser Weise die Heiligkeit der Verträge verletzen. Der Rest jenes braven Stammes wohnt nun an den Westgrenzen von Joway, aber das Unrecht, das ihnen angethan wurde, hat sie zu viel ihres eigenen Blutes gekostet, als daß sie es in Jahrhunderten vergessen könnten. Auch haben sämmtliche Stämme, sogar ihre Erbfeinde, ihre Sache zur eigenen gemacht, denn was ist ihre Geschichte anders, als die Geschichte fast jeder indianischen Nation, welche auf die andere Seite des Mississippi gedrängt wurde?

Dieser Gürtel von Indianerstämmen bildet daher eine etwas unsichere Nachbarschaft, namentlich wenn ein Bürgerkrieg oder ein Zwist mit England ausbrechen sollte. Aus falscher Politik haben die Vereinigten Staaten selbst einen Cordon von beleidigten Kriegern um sich gezogen und werden es eines Tages, wenn es zu spät ist, beklagen, mit welcher Gier, Schändlichkeit und Grausamkeit sie die ursprünglichen Eigenthümer ihrer Gebiete behandelt haben.

Unter diesen Stämmen wünscht Joe Smith den Grund zu seinem künftigen Reiche zu legen, und durch seine Niederlassung in Independence bringt er eine neutrale Macht zwischen zwei Gegner, von denen

wohl jeder seinen gewaltigen Beistand gerne mit dem Geschenk der Oberherrlichkeit über ein weites und reiches Gebiet erkaufen wird. Wie wir gesehen, hat Zufall und das Glück des Krieges Smith und die Mormonen gegen die östlichen Ufer des Mississippi, der Einmündung des Desmoines gegenüber, zurückgeworfen; damals waren jedoch die Mormonen ungeregelte, wilde Haufen, ohne Mittel oder militärische Taktik, was jetzt nicht mehr der Fall ist. Bereits hat der Prophet tüchtige Agenten über den Fluß geschickt; die Sacs und die Füchse, derselbe Stamm, welcher von den Wisconsinern so schändlich behandelt wurde und nun etwa achtzig Meilen nordnordwestlich von Nauvoo wohnt, nebst vielen Anderen, stehen in gutem Einvernehmen mit den Jüngsten-Tag-Heiligen. Auch sind einige kühne Apostel des Mormonismus nach dem fernsten Westen unter die kriegerischen Prairiestämme gezogen, um ein Trutzbündniß zu organisiren, das jeden Augenblick in Thätigkeit gesetzt werden kann.

So dehnt Smith Glied um Glied seinen Einfluß aus, der sich bereits in Illinois, in Jowa, in Missouri, in Washington und bis an den Fuß der Rocky Mountains fühlbar macht. Außerdem sind Hunderte von Mormonen, ohne ihr Glaubensbekenntniß frei zu äußern, nach Texas gegangen und haben daselbst Niederlassungen gegründet. Alle bewahren ihre Aerndten auf, züchten Vieh und halten ganze Triebe von Pferden, ohne Zweifel zum Zwecke der Unterstützung einer Mormonen-Armee für den Fall eines künftigen Feldzugs. Prüfen wir jetzt weiter diese schlaue und weitabsehende Politik, so fühlen wir uns gedrungen, den großartigen Geist, der in ihr waltet, zu bewundern. Wir gehören nicht zu dem großen Haufen derjenigen, welche das nil admirari zu ihrem Motto gewählt haben. Genie, ob gut oder schlimm geleitet, bleibt stets Genie, und wenn wir auch das frühere Leben Smiths, desgleichen seinen gegenwärtigen schändlichen Betrug in Religionssachen gebührend brandmarken, halten wir uns doch für verpflichtet, dem gewaltigen Geiste Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, der

so ungeheure Ideen zu bilden und die Masse nach seinem Willen zu bearbeiten versteht.

Die Bevölkerung von Texas übersteigt die Zahl von siebenzigtausend Seelen nicht, und darunter findet sich ein Viertelhundert verschiedener Religionsformen. Zwei Drittheile der Einwohnerschaft sind Schurken, die hier eine Freistatt gegen den Arm der Gerechtigkeit, welcher sie in ihrer Heimath verfolgte, gesucht haben. Sie sind nicht nur ein Fluch und ein Hemmstein für die Civilisation, sondern häufen auch Schmach auf das übrige Drittheil, das aus fernen Climaten sich zusammen gefunden hat, um ehrlichen Handel und Ackerbau zu treiben. Diese gemischte Gesellschaft, ist nur in Einem Punkte, nemlich im Krieg mit Mexico, von dem sie sich reiche Beute versprechen, einig, sonst aber in ewigem Hader mit einander. Gegen Mexiko würden sich dreitausend texianische Streiter finden, gegen die Mormonen aber keine zweihundert — und zwar aus vielen Gründen; denn einmal würden nicht die Einzelnen, sondern nur die Regierung durch einen Sieg gewinnen, und in Texas sorgt man blos für sich selber. Dann sind die Mormonen Yankees, die, abgesehen von der vortrefflichen Mannszucht, die in ihrem gut exercirten Militär gehandhabt wird, eine Büchse gut zu führen wissen. Auch haben Letztere den Vortheil der Anzahl, denn zur Zeit, in welcher ich dieses schreibe, konnten sie fünftausend wohleingeübte Soldaten in's Feld stellen und leicht vom Sabine-Fluß an bis zum Rio Grande, vom Red River bis zum Golf von Mexico, zehntausent Streiter zusammenbringen, im Falle ein Angriff auf Texas gemacht werden sollte. Widerstand würden sie nicht finden. Ein Jahr nach der Eroberung wäre ganz Texas dem Mormonismus einverleibt, und Joe würde als König, Kaiser, Pharao, Richter oder Regenerator — über eine Schaar von zweimal hundert fünfzigtausend ergebener Unterthanen herrschen.

Der Leser darf übrigens nicht glauben, daß wir hier nur wirre Phantasmen einer erhitzten Einbildungskraft preisgeben. Nein, wir

sprechen nach unserer besten Ueberzeugung, und unser Verkehr mit den Mormonen ist enge genug gewesen, um uns eine klare Einsicht in ihre Plane für die Zukunft zu gestatten.

Joes Politik geht vornämlich darauf hin, die Indianer zu versöhnen, und ist dies erst geschehen, so kann keine Macht in Amerika hoffen, ihm erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen. Um dies zü erzielen, verleibt er sie seinem neuen Glaubensbekenntniß ein. Indem er zugibt, daß die Indianer „die rechtmäßigen, obgleich schuldbeladenen" Abkömmlinge der geheiligten Stämme seyen, schmeichelt er ihnen mit einem Zugeständniß ihrer alten Herkunft, und dies ist der einzige Punkt, durch welchen ein Weißer die schlauen Naturkinder der Wildniß gewinnen und sogar blenden kann.

Bei Auseinandersetzung der Plane und Maaßregeln von Joe Smith und Consorten mag es nicht am unrechten Orte seyn, einige Bemerkungen über die Localität zu machen, die er zum Sitze seines Reiches bestimmt hat und wo sich bereits viele seiner Jünger als die auserlesenen Werkzeuge seines Ehrgeizes befinden. Nach Aussage der Mormonen-Propheten war das ganze Reich zwischen den Rocky Mountains und den Alleghanies vor ungefähr dreizehnhundert Jahren dicht mit Nationen bevölkert, die von einer jüdischen Familie abstammten, welche in der Periode des Propheten Jeremias sechs oder sieben hundert Jahre vor Christus von Jerusalem auswanderte. Diese Völkerschaften hatten große Städte gegründet, prachtvolle Gebäude aufgeführt und durch das ganze Land die Früchte einer hohen Civilisation verbreitet.

Das Buch der Mormonen spricht von Städten mit ungeheuern Steinmauern und Zinnen, in welchen Hunderttausende erschlagen wurden. Das Land wurde nachher eine öde, heulende Wildniß, nur von einigen umherstreifenden Wildenstämmen durchzogen, die von vorgedachter jüdischer Familie abstammten und in Folge ihrer Gottlosigkeit eine rothe Haut erhalten hatten. Später hätten dann die Einwan-

derer aus Europa und ihre Abkömmlinge das Land erfüllt, und dann habe es Gott gefallen, durch eine Offenbarung die wahre Geschichte des früheren Amerika's und die zukünftigen Ereignisse bekannt zu machen. Desgleichen habe er den Heiligen vom jüngsten Tage befohlen, sich hier zu sammeln und das Land in Besitz zu nehmen, welches vordem den Mitgliedern der wahren Kirche angehörte.

Die Staaten von Missouri und Illinois, wie auch das Gebiet von Iowa, sind die Gegenden, welche das hauptsächliche Augenmerk von Joes Vergrößerungsplanen bilden und den Kern des Mormonenreichs abgeben sollen. Die übrigen Staaten haben die Bestimmung, wie Salz aufgeleckt zu werden und vor dem fegenden Pallasch einer glorreichen Prophetenherrschaft zu fallen, gleich dem wehrlosen Lamme vor dem gewaltigen Könige der Wälder.

Dies sind die Resultate der Bemerkungen, welche ich über die Mormonen sammelte, zwar nicht in chronologischer Ordnung, sondern eben so, wie ich sie von Zeit zu Zeit aufzeichnete. Der Leser wird mit mir übereinstimmen, daß der Gegenstand wohl der Beachtung werth ist. Wie abgeschmackt und lächerlich auch diese neue Religion seyn mag, so hat doch nie ein Glaubensbekenntniß in gleich kurzer Frist so viele, oder so ergebene Proselyten gewonnen. Ich habe mittlerweile in Erfahrung gebracht, daß sich die Anzahl der Mormonen jetzt bis auf dreimalhunderttausend beläuft; sie sind reich, einig, kräftig — Alles steht zu ihren Gunsten; und da sich das Gouvernement der Vereinigten Staaten so lange passiv verhalten hat, so zweifle ich, ob es noch in seiner Macht stehen wird, sie zu zerstreuen. In der That sicherten sie sich durch ihren politischen Einfluß so viele Vortheile und, wie ich wohl behaupten darf, einen so kräftigen Beistand, daß sie nun stark genug sind, um jeden Versuch, ihnen die bewilligten Freiheiten wieder zu entreißen, zum Signale eines allgemeinen Aufstandes zu machen.

Die Mormonen haben Nauvoo befestigt, können ein wohl

disciplinirtes Heer in's Feld stellen, das den disponiblen Streitkräften der Staaten nicht nachsteht, und dürfen im Falle des Siegs stets auf die Mitwirkung von siebzigtausend Indianern zählen; aber auch geschlagen bleibt ihnen noch ein Rückzug zu den Letzteren offen — ein Sammelplatz, um bei einer günstigern Gelegenheit wieder losschlagen zu können. Ich glaube nicht, daß der Verlust ihres Führers und Propheten ihre Kraft sonderlich mindern würde, denn es sind Viele vorhanden, die ihn zu ersetzen im Stande sind und gleiche Fähigkeiten besitzen; denn wenn sie auch nicht eine derartige politische und religiöse Verbindung zu gründen vermochten, besitzen sie doch Kraft genug, das Bestehende aufrecht zu erhalten.

Die Vereinigten Staaten sind meiner Ansicht nach eben jetzt in einem höchst merkwürdigen Zustande des Fortschritts begriffen und werden bald die Augen der ganzen Welt auf sich und die Resultate ihrer Institutionen ziehen. Eine gewaltige Veränderung steht bevor, aber welche Wendung sie nehmen wird, ist schwer zu sagen. Ein paar Jahre werden die Frage entscheiden.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Nachdem ich nun die Hauptereignisse, die ich in Californien und Texas mitangesehen, oder in denen ich selber eine Rolle gespielt — mitgetheilt habe, will ich über diese neuen und noch wenig bekannten Länder (denn die Texianer wissen selbst nur wenig von ihren Binnendistrikten) eine topographische Skizze versuchen und einige Bemerkungen über die Thiere beifügen, welche die ungeheuren Prairien und Gebirge der Wildniß bewohnen.

Längs der Küste des stillen Weltmeers, vom zweiundzwanzigsten bis zum vierunddreißigsten nördlichen Breitengrade hinunter, ist das Clima so ziemlich das gleiche, indem sich der Winter von dem Sommer nur durch die kälteren Nächte unterscheidet. Der Grund dieser milden Temperatur ist augenfällig. Die kalten Nordwinde, die durch den Zug über den Schnee und das Eis der großen nördlichen Seen noch schärfer werden, brechen sich an der Felskette südlich vom vierundvierzigsten Grade nördlicher Breite und sind nicht im Stande, das sehr hohe Gebirg oder die dichten Urwälder zu durchdringen. Im Osten macht sich allerdings ihr Einfluß empfindlich geltend, da sie keinerlei Hindernissen begegnen und bis an die Ufer des Golfs von Mexiko (26° nördlicher Breite), die Südgrenze von Texas, fegen. Auf diesem Striche behauptet der Winter seine Rechte: das heißt, man muß im Monat Januar die Gemächer heizen und wollene Kleider tragen, während im Gegentheil derselbe Monat an der Küste des stillen Weltmeers bis zum vierzigsten Grade hinauf mild genug ist, daß die Fremden aus dem Süden und sogar die Sandwichs-Insulaner ihre leichten Nanking-Beinkleider und Gingham-Togen tragen können.

Auch im Sommer findet zwischen den beiden Küsten des Continents ein großer Unterschied Statt. In Ober-Californien und in dem Gebiete der Shoshonen ist die Sommerhitze sehr sengend, aber die Temperatur durch das Gebirg und die Seewinde so abgekühlt, daß das Fahrenheitsche Thermometer sogar im San Diego, welches unter 32° 39′ nördlicher Breite liegt, nie höher als auf fünfundneunzig Grade steigt, während in Osten, von 27° in Süd-Texas und 30° zu Neuorleans bis zu 49° am oberen See hinauf das Quecksilber sich jedes Jahr bis zu hundert Graden hebt, in St. Luis, in der Prairie du Chien, in der grünen Bay, an den St. Anthony-Fällen und am obern See aber häufig hundertundfünf bis hundertundsieben Grade erreicht.

Das Resumé hievon ist einfach, daß das Klima der Westküste von Amerika das schönste von der Welt genannt werden kann; auch ist die Luft so rein, daß ein Stier, der in der größten Sommerhitze getödtet, gereinigt und in Stücke zerschnitten wird, sich monatelang ohne Salz oder Rauch gut erhält.

Ein anderer Grund, der diese Gegenden zu einem gesunden und angenehmen Aufenthalt macht, besteht darin, daß man hier nichts von den Sümpfen, Morästen oder Bayous weiß, deren die vereinigten Staaten, die Umgegend von Acapulko und Westmexico in Menge bieten. Jene Seen und Bayous trocknen den Sommer über aus, geben den Strahlen der Sonne Millionen von todten Fischen preis und erfüllen die Atmosphäre mit einem Miasma, das Typhus, gelbes Fieber, Ruhren und Lungenkrankheiten erzeugt.

Der gedachte westliche Strich ist gut bewässert. Die Seen sind tief und durchsichtig; die Flüsse laufen gleich den Bächen durch felsigte Betten und führen stets eine reichliche Menge kühles Wasser. Von der Vortrefflichkeit des Klima's wird der Leser noch einen höhern Begriff erhalten, wenn ich bemerke, daß das Land, außer einigen Ameisenarten in den Wäldern, keine Insekten hat. Keine Musquitoes, keine Prairiebremsen, an Käfern nur die Cochenille und die große Phosphorfliege von Kalifornien, desgleichen nur wenig Würmer und Raupen. Die Folge davon ist, daß es blos zwei oder drei Arten kleinerer fleischfressender Vögel gibt; die großen dagegen, zum Beispiel der gemeine und der rothköpfige Geier, desgleichen die Krähen sind sehr bequem, indem sie die Prairieen reinigen, wo jedes Jahr Tausende von wilden Thieren entweder im Kampf, oder in den Centralwüsten aus Mangel an Wasser zu Grunde gehen. An der Westküste bietet das Land in der Regel eine sanfte Abwechslung, und auch die Eintönigkeit der Prairieen im Innern wird durch Oasen von schönem Holzwuchs oder da und dort durch keck aufsteigende Gebirge unterbrochen. In der Nähe des Meeres werden die Ebenen durch verschiedene Bergketten

durchschnitten, auf denen Tausende von kleinen, raschen Bächen entspringen. Letztere führen ihr kühles, klares Wasser zu den größeren, ins Meer abfließenden Strömen, die zwischen dem Ausflusse des Calumet und der Buona Ventura sehr häufig sind. Unfern der Küste liegt ein Gürtel von hohen Fichten und schattigen, wohlriechenden Magnolien, die an einigen Stellen bis ans Gestade und an die hohen Klippen hinreichen, unter welchen die Küste so schroff aufsteigt, daß das größte Kriegsschiff ohne Gefahr vorbeisegeln kann. Ich erinnere mich, über der Bay von San Francisco einmal gesehen zu haben, wie die Matrosen einer mexikanischen Brigg auf den Enden ihrer Marssegelrahen saßen und im Vorbeifahren von den Baumzweigen Blüthen abpflückten.

In jenem von Gebirgen durchschnittenen Landestheile ist der Boden fast allenthalben erzhaltig, während das Gebirg selbst reiche Kupferminen enthält. Ich kenne Lagen von Bleiglanz, die sich mehr als hundert Meilen weit erstrecken, und in einigen Strichen bedeckt Magnesian-Erde einen sehr ausgedehnten Theil der höheren Kämme. Die meisten von den sandigen Strömen des Shoshonengebiets enthalten viel Goldstaub, welchen die Indianer zweimal jährlich sammeln und an die Mexikaner oder Arrapahoes austauschen.

Die hauptsächlichsten goldführenden Ströme sind der Buona Ventura zinsbar, obgleich es auch noch viele andere gibt, die sich in kleine Seen von vulkanischer Bildung ergießen. Die Gebirge in der Nähe des westlichen Colorados und sogar in dem Lande des Arrapahoes sind voll Silber, und vielleicht kann kein Volk der Welt einen größeren Ueberfluß an diesem blanken Metalle nachweisen, als die letztgedachte Nation von Wilden.

Das Shoshonengebiet ist von neuer Bildung, wenigstens im Vergleich mit den südlicheren Strichen, wo die Cordilleren und die Anden bis an das Meeresufer vorspringen. Es ist augenscheinlich, daß der bessere Theil des Landes, der westlich von der Buona Ventura liegt,

durch irgend eine schreckliche vulkanische Eruption aus dem Meere gehoben wurde. Vielleicht vor weniger als zwei Jahrhunderten noch haben jene unterirdischen Feuer zu wüthen fortgefahren, Prairien zu Gebirgen umgewandelt, und Berge und Urwälder viele Klafter tief unter die Oberfläche der Erde versenkt. Die Stellen der Letzteren sind jetzt durch klare, durchscheinende Seen bezeichnet, deren Wasser oft mit einem leichten, obgleich nicht unangenehmen Schwefelgeschmack geschwängert sind, während sich jeden Tag kostbare Steine — als da sind: Topase, Saphire und große Ametistblöcke — in dem Sand und unter den Kieseln ihrer Ufer finden.

An ruhigen Tagen habe ich oft nur wenige Faden tief die Spitzen von Fichten, noch in ihrer ursprünglichen senkrechten Richtung befindlich, erblickt. In den südlichen Strömen gibt es Smaragde von sehr schönem Wasser, und auch Opale finden sich nicht selten vor.

Die Felsformation besteht im Allgemeinen aus Basalt, obschon es im Osten von der Buona Ventura auch an weißem, schwarzem und grünem Marmor, rothem Porphyr, rothem und grauem Granit und Jaspis keinen Mangel hat. Auf einigen Gebirgen in der Nähe des Seeufers finden sich ungeheure Quarzblöcke, namentlich auf dem Striche zwischen George Point und Bahia de Trinidad, wo sich das ‚Gebirg des Ungeheuers' befindet, an dessen Fuß die Ueberreste des früher erwähnten ungeheuren Sauriers ausgegraben wurden.

Der größere Theil des Landes ist natürlich Prairie. Diese Prairieen sind mit blauem Gras, Muskitgras, Klee, süßem Prairieheu und den übrigen Gräsern bedeckt, welche im Osten des amerikanischen Continents gewöhnlich sind. Hin und wieder finden sich Stellen, auf denen reineclaudenartige Pflaumen, Beeren und eine eigenthümliche Art von Zwergeichen wachsen, die nie höher als fünf Fuß werden und doch eine sehr große, süße Frucht tragen. Haselnuß-Gebüsch erstreckt sich oft dreißig oder vierzig Meilen weit und dient Millionen Vögeln von den reichsten und tiefsten Farben zum Aufenthalt.

Längs der Ströme, die durch die Prairie gleiten, gedeiht ein üppiger Baumwuchs, bestehend aus dem Ahorn, der Magnolia, der blauen und der grünen Esche, der Rotheiche und der Ceder, um welche sich mit Trauben beladene Rebstöcke hinaufranken. In der Nähe der Seeufer werden die Schwarztanne und die Weißtanne sehr gewöhnlich, während die kleineren Ebenen und Hügel mit jener eigenthümlichen Art von Stachelbirnen bedeckt sind, welche der Cochenille zur Nahrung dienen (Cactus opuntia). Rings um die erloschenen Vulkane und namentlich in der Nähe des Berges Nanawah Ashta jueri è, der Stelle unserer Niederlassung an den Ufern des Buona Ventura, sind die Gebüsche mit vortrefflichen Vanille-Schoten bedeckt.

Die Flüsse und Ströme, desgleichen auch die Seen im Innern wimmeln von Fischen; in letzteren sind namentlich der Barsch, die Forelle und der Karpfe sehr häufig, während aus den ersteren der Salm und der weiße Katzenfisch, die weichschaalige Schildkröte, die Perlenmuschel, der Seebarsch (lupus maritimus) und hunderterlei Krebsarten dem Indianer für den Winter einen großen Wechsel von trefflicher Nahrung bieten. In den Meeresbuchten sind die Macarelen, die Bonitas und die Schildkröten, leider aber auch die Hayfische sehr zahlreich, während sich an dem conchilienreichen Gestade oder in den Felsspalten Hummer und unterschiedliche Krabbenarten finden.

Für den Naturforscher bietet das ganze Land ein reiches Feld; die gewöhnlichsten Raubvögel sind der kahle und der weißköpfige, der schwarze und der graue Adler, der Falke, der gemeine Habicht, der Sperber, der schwarze und der rothköpfige Geier, der Rabe und die Krähe. Unter die Körnerfresser gehören der Truthahn, der Wapo (eine kleine Art von Prairie-Straus), der gemeine und der Goldfasan, der wilde Pfau von schmutzig weißer Farbe und der Guineavogel. Die beiden Letzteren, welche in sehr großer Anzahl vorkommen, sind keine ureingeborne Thiere, sondern entkamen vielleicht vor einem Jahrhundert aus den verschiedenen Missionshäusern

Obercaliforniens und haben sich seitdem in unglaublicher Menge fortgepflanzt. Auch das Haselhuhn, die Prairiehenne, das Rebhuhn, die Wachtel, der grüne Papagai, die Amsel und viele andere, die ich nicht zu nennen vermag, gehören zu den einheimischen Vögeln. Auch an Wassergeflügel fehlt es nicht, denn es gibt eine Menge von Schwanen, Gänsen, verschiedenen Entenarten, und namentlich findet sich die Canadagans, mit dem langen, schwarzen Halse, sehr häufig; man sieht sie vom November bis zum Merz zu Tausenden in den Prairien.

Auch an Quadrupeden ist große Abwechslung vorhanden. Unter den grasfressenden Thieren erscheint zuerst der Mustang oder das wilde Pferd, das in Heerden von Hunderttausenden über seine natürlichen Weideplätze wandert. Raçe und Größe wechselt je nach dem Lande, wo die Mustangs sie gefunden werden; die in Californien, in Sonora und in dem westlichen Distrikt von Texas bilden die schönste Zucht von der Welt. Sie wurden fast unmittebar nach der Eroberung von Grenada durch die Spanier von Andalusien aus eingeführt, nachdem der Bischof von Leon durch seine Gebete zuvor „den Teufel aus ihrem Leibe getrieben hatte."

Mr. Catlin sagt, daß bei dem Anblicke der Comanchenpferde seine Erwartungen sehr getäuscht worden seyen; wahrscheinlich hat er aber nur die Nordgränzen von Texas und das ärmste Dorf des ganzen Comanchenstammes berührt. Wäre er bis nach Rio Puerco vorgedrungen, so hätte er die ächte Meccazucht sehen können, mit welcher die Moslems Spanien erobert hatten. Auch müßte er bemerkt haben, wie sehr ein schönes Klima und der beharrliche Aufenthalt auf den Waideplätzen die Rosse veredeln, indem sie sowohl an Größe, als an Geschwindigkeit und Bau ihrem ursprünglichen Stamme weit überlegen sind. Mit einem dieser Thiere machte ich eine Reise von fünftausend Meilen und verkaufte es, als ich in Missouri anlangte, für achthundert Dollars. Es war ein Voll-

blutpferd, so weiß wie Schnee, achtzehnthalb Faust hoch, und würde in England nicht um tausend Pfund verkauft worden seyn.

Dann kömmt der gewaltige Büffel, die hurtige wilde Ziege, der Hirsch, die Antilope, das Elenthier, der Prairiehund, der Hase und das Kaninchen. Die Fleischfresser sind der rothe Panther oder Puma,*) der gefleckte Leopard, die Onze, der Jaguar, der graue und der braune Bär, der schwarze, der weiße und der graue Wolf, der blaue, der rothe und der schwarze Fuchs, der Dachs, das Stachelschwein, der Igel und der Coati. Letzterer ist dem Shoshonengebiet und Obercalifornien eigen; er bildet ein Mittelding zwischen Fuchs und Wolf (eigentlich dem Bärengeschlecht angehörig),

---

*) Der Puma oder rothe Panther wird auch amerikanischer Löwe, Cougar und in den westlichen Staaten Catamount genannt. Vordem war er über den ganzen Continent von Amerika verbreitet und wird sogar jetzt noch, obgleich sehr selten, nördlich bis an die Hudsonsbay hinauf gefunden. Der Puma ist unter allen Breitengraden ein sehr wildes Thier, obgleich seine Stärke, seine Größe und sein Blutdurst mit dem Clima wechselt.

Ich habe den Puma in Californien, in den Rocky Mountains, in Texas und in Missouri geschossen, aber an jedem dieser Orte hat er einen besonderen Charakter. In Chili erlangt er so ziemlich die Größe und Kraft des afrikanischen Löwen, weit oben im Norden verliert er an Umfang und wird so dünn und behend, wie der Jagdleopard. In Missouri und Arkansas hat er es hauptsächlich auf Vögel und junge Schweine abgesehen, indem er vor Hunden, Kühen, Pferden und sogar vor Ziegen Reißaus nimmt. In Louisiana und Texas flieht er vor dem Menschen, kämpft aber mit den Hunden, zerreißt die Pferde und tödtet das Rindvieh, sogar die wilden Büffel, bloß zum Spaße. In Anahuac, den Cordilleren und Rocky Mountains, wo er es verschmäht, zu fliehen, wird er majestätischer in seinen Bewegungen, und tritt seinen Feinden kühn entgegen, vom grauen Bären an bis zu einer ganzen Compagnie von Händlern. Auf Letztere übt er jedoch selten einen Angriff, wenn er nicht Junge hat. In Sonora und Californien ist er noch wilder. Wenn er hungrig ist, spürt er gleich dem Hunde mit der Nase am Boden seiner Beute nach. Hat er eine Witterung, so verfolgt er sie mit

und ist ein wildes, hurtiges Thier mit buschigem Schwanz, großem Kopf und scharfem Laut.

Unter die Thiere, welche sich zum Theil im Wasser aufhalten, gehört der Fluß- und Seeotter, die Bisamratte und eine Art langer Eidechsen mit scharfen Zähnen, deren Kopf und Schwanz Aehnlichkeit mit denen des Kaiman haben, obgleich ihr Körper sehr kurz ist. Dieser Saurier ist ein sehr wildes Thier, das Alles tödtet, was ihm in den Wurf kommt, an feuchten, schattigen Plätzen, im Schilf und an den Ufern einiger Seen wohnt und von den Indianern sehr gefürchtet wird, zum Glücke aber sehr selten ist. Die

---

einer Geschwindigkeit von zwanzig Meilen in der Stunde, bis er auf seinen Raub losstürzen kann, und greift dann Alles an, gleichviel, ob es ein einzelner Reiter oder eine ganze Armee, ein Hirsch oder eine Heerde von zehntausend Büffeln sey.

Ich mochte wegen eines einfachen Pumaabenteuers meine Erzählung nicht unterbrechen, aber zur Zeit meines Aufenthalts unter den Comanchen berührte ein mexikanischer Priester, der lange als Lehrer unter den Indianern geweilt hatte, auf seinem Wege nach St. Louis, wohin ihn amtliche Verrichtungen riefen, das große Dorf. Die Comanchen nahmen ihn sehr freundlich auf, gaben ihm ein frisches Maulthier mit neuen Decken und ließen ihn durch eine kleine Anzahl von Kriegern zu den Wakoes-Indianern begleiten.

Der Padre war ein hochbegabter Mann und weit über die Vorurtheile seines Standes erhaben, denn er hatte den besten Theil seines Lebens in der Wildniß unter den Stämmen auf beiden Seiten des Anahuar zugebracht und bei dieser Gelegenheit hinreichende Erfahrungen gesammelt, um „diese Kinder der Natur" lieben zu lernen. Er gefiel mir so wohl, daß ich mich erbot, den Befehl über die Partie zu nehmen, welche ihn begleiten sollte. Dies wurde genehmigt, und nachdem wir uns mit einem langen Zelte, wie auch mit dem nöthigen Mundvorrath, versehen hatten, traten wir unsere Reise an.

Es trug sich nichts Merkwürdiges zu, bis wir an der bereits erwähnten großen Kluft anlangten, an deren Rand wir, da unser Mundvorrath sehr auf die Neige gegangen war, das Zelt aufschlugen, um einen halben Tag

Shoshonen haben keinen besonderen Namen dafür, binden aber weit lieber mit dem grauen Bären an, als mit dieser Bestie, die sie bisweilen den bösen Geist, die Geißel und so weiter nennen. Sie ist von den Naturforschern noch nicht beschrieben worden; auch habe ich nie ein todtes Exemplar gesehen, obschon ich hörte, daß sie schon hin und wieder erlegt worden sey.

Texas bietet zwei ganz verschiedene Striche. Die östliche Gränze und die Seeküste sind nur eine Fortsetzung der Cypressensümpfe, der schlammigen Bäche und der Rohrdickichte südlich von Arkansas und westlich von Luisiana, während der nördliche und west-

---

jagen und unsere Thiere weiden lassen zu können. Wir erlegten ein paar Hirsche, deren Fleisch wir auf die Kreuzstange im Innern des Zeltes hingen, um es gegen einen nächtlichen Angriff von Seiten der sehr zahlreichen Wölfe zu schützen. Das Zelt selbst war ungefähr vierzig Fuß lang und etwa sieben breit. Wir hatten Holzhaufen gesammelt, um die beiden großen Feuer, die wir an beiden Enden angezündet hatten, die Nacht über zu unterhalten, und ich übernahm mit einem alten Indianer die Verpflichtung, so lange nachzuschüren, bis der Mond aufgegangen wäre.

Nachdem diese Einrichtungen getroffen waren, breiteten wir unsere Büffelhäute aus, bedienten uns der Sättel als Kissen und streckten uns, da wir Alle sehr erschöpft waren, nieder, um wenigstens zu ruhen, wenn auch nicht zu schlafen. Der Padre unterhielt mich den größten Theil der Wachezeit mit Erzählung seiner erlebten Abenteuer und folgte endlich dem Beispiele aller Indianer, welche, mit Ausnahme des am andern Ende aufgestellten Wachpostens, in tiefem Schlafe lagen. Letzterer bemerkte gegen mich, daß der Mond in ein paar Stunden aufgehen würde, und wenn wir eine hinreichende Masse von Brennstoff in's Feuer würfen, könnten wir gleichfalls ohne Furcht einschlafen. Ich legte Holz zu, hüllte mich in meine Decke und war bald eingeschlummert. Da erwachte ich plötzlich wieder an einem Geräusch, wie wenn sich ein Körper außen an der Leinwand des Zeltes riebe. Mein Feuer war gänzlich erloschen, aber der Mond, der nun aufgegangen war, verbreitete hinreichend Licht. Die Stunde der Gefahr war vorbei. Als ich meinen Kopf aufrichtete, bemerkte ich, daß das Feuer an dem andern Ende des Zeltes gleichfalls am Erlöschen war; ich hüllte mich

liche Theil so ziemlich denselben Charakter hat, wie die eben geschilderten Gegenden. Zweihundert Meilen von der Seeküste und etwa hundert Meilen westlich von der Sabine, welche die Ostgränze von Texas bildet, ist das Land sehr gesund, aber im Osten und Süden herrschen dieselben Krankheiten und Epidemieen, wie in Luisiana, Alabama und in den Floridas.

Ganz Texas ist augenscheinlich von neuer Bildung, denn die sämmtlichen salzreichen Prairieen, im Osten des Rio Grande, sind sogar jetzt noch mit Muscheln bedeckt, die im Golf von Mexiko gewöhnlich sind, und bergen Hayfisch-Skelette, wie auch hin und wie-

---

noch dichter ein, da die Nacht kühl geworden war, und lag bald wieder in tiefem Schlafe.

Abermals erwachte ich, aber diesmal nicht in Folge einer Sinnentäuschung, denn ich fühlte einen schweren Druck auf meiner Brust. Ich öffnete meine Augen und konnte mich kaum eines lauten Aufschreiens erwehren, als ich bemerkte, daß die Last, welche meinen Schlaf gestört hatte, nichts Anderes, als die Hinterpfote eines großen Puma war. Da stand er, den Rücken mir zugekehrt, und schien mit großer Gier eine Hirschschulter in's Auge zu fassen, die über meinem Kopfe hing. Natürlich waren in diesem Augenblicke meine Gefühle nichts weniger als angenehm. Mein Herz schlug hoch auf. Die kleinste Muskelzuckung, die ich vielleicht nicht einmal in meiner Macht hatte, konnte die Aufmerksamkeit des Thieres von seinem Gegenstande ablenken und es veranlassen, daß es seine Tatzen augenblicklich in mein Fleisch schlug. Ich führte meine rechte Hand nach dem Holfter unter meinem Kopf, um eine meiner Pistolen herauszulangen; das Holfter war jedoch zugeknöpft und ich konnte es nicht öffnen, da dies eine leichte Bewegung meines Körpers nothwendig gemacht hätte. Endlich fühlte ich die Last über meine Rippen hinuntergleiten und ich bemerkte, daß der Puma, um einen bessern Sprung nach dem Fleisch thun zu können, sich ein wenig links gewendet hatte, bei dieser Gelegenheit aber seine vorderen Pfoten auf die Brust des Padre setzte. Ich hatte mich jetzt einer Pistole bemächtigt und war eben im Begriff, unter meiner Decke den Hahn zu spannen, als ich einen Schreckensschrei und ein Gebrüll vernahm. Dann folgte ein fürchterliches Ringen. Eine Decke wurde für einen Augenblick über mich

der petrifizirte Schildkröten, Delphine, Meergrundeln und Bonitas. Ein paar Fuß unter der Oberfläche und Hunderte von Meilen im Binnenlande findet sich der Meersand. Obgleich sich der Grund von der Seeküste an allmählig zu heben scheint, liegen die südlichen Ebenen doch nur sehr wenig über dem Meeresspiegel, bis man in den dreißigsten Grad nördlicher Breite gelangt. Hier beginnen die Prairieen ihre wellenförmige Form und steigen ohne Unterlaß, bis sie am Fuße der Rocky Mountains eine Höhe von vier- bis fünftausend Fußen über dem Meeresspiegel gewonnen haben.

Texas besitzt keine Gebirgsketten, die San Seba-Berge ausge-

---

hingerollt, die Wand des Zeltes barst einen Fuß über mir, und ich hörte einen schweren Sturz in die Kluft hinunter. Der Padre schrie abermals; da ich zufälligerweise den Drücker berührte, so entlud sich meine Pistole, und die Indianer, welche nicht wußten, was es gab, erhoben einen furchtbaren Kriegsruf.

Die Scene, die ich in so vielen Zeilen schildern mußte, währte kaum ein paar Sekunden. Es stand einige Zeit an, bis wir uns so weit fassen konnten, um die Sache zu untersuchen. Es scheint, daß der Padre in demselben Augenblicke, in welchem sich der Puma duckte, um seinen Sprung zu thun — mit einem lauten Aufschrei erwachte. Das Thier erschrack darüber und brach über mir durch die Leinwand des Zeltes, während die Decke des Padres in seinen Klauen hängen geblieben war.

Der arme Padre war ohnmächtig geworden und blieb bis zu Tagesanbruch besinnungslos, um welche Zeit ich ihm mit einem Federmesser zur Ader ließ. Der Schreck hatte eine furchtbare Wirkung auf ihn geübt, und sein Haar, Abends zuvor noch so schwarz wie Pech, war in das Weiß des Schnees umgewandelt worden. Trotz der Aufmerksamkeit der Indianer, welche ihn nach St. Louis begleiteten, erholte er sich nicht wieder. Die Vernunft hatte ihn verlassen, und als ich einige Zeit nachher das Missionshaus von St. Louis besuchte, um mich nach ihm zu erkundigen, erfuhr ich, daß er zwei Tage nach seiner Ankunft im Jesuiten-College gestorben sey.

Den Puma fanden die Indianer todt in der Kluft. Die Bestie war völlig in die Decke eingewickelt und fast jeder Knochen ihres Leibes zerschmettert.

nommen, welche sich hundert Meilen nördlich von San Antonio de Bejar parallel mit den Rocky Mountains hinziehen und so hoch werden, wie die grünen Piks in der Nähe von Santa Fé. Das San Seba-Gebirg enthält mehrere Silberminen, und ich zweifle nicht, daß dieses Metall in der ganzen Bergkette östlich vom Rio Grande häufig vorkömmt. Auch Gold findet sich in großen Quantitäten durch alle Ströme, welche dem Rio Puerco zinsbar sind, obgleich ich nie von dem Vorhandenseyn kostbarer Steine hörte.

Mit Ausnahme der waldigen Distrikte, welche Luisiana und Arkansas begränzen, ist der größere Theil von Texas Prairieland. Erstere bilden einen Gürtel, der an einer der Krümmungen des Brazos beginnt, sich im Norden bis zu den Ufern des Red River erstreckt und von den Amerikanern „Croß Timbers" genannt wird. Die Naturprodukte, welche sich hier sowohl, als auf den Prairieen vorfinden, entsprechen ganz denen im Gebiet der Shoshonen. Vor dem Jahre 1836, und wahrscheinlich auch jetzt noch, enthielten die westlichen Prairieen von Texas mehr Thiere und verschiedenere Abarten derselben, als irgend ein anderer Theil der Welt von dem gleichen Flächengehalt. Auch glaube ich nicht, daß die Sunderbunds in Bengalen häßlichere und schrecklichere Ungeheuer bergen, als in dem östlichen Theile von Texas gefunden werden, über den die Natur einen Fluch ausgesprochen zu haben scheint. Die Myriaden Schlangen, die zahllose Abwechslung giftiger Reptilien und sogar die todtbringende Tarantel oder der „Prairievampir" sind nur Kleinigkeiten in Vergleichung mit den abscheulichen Bewohnern der östlichen Sümpfe, Moräste und schlammigen Flüsse; denn das giftige Gewürm ist doch nur zwei oder drei Monate im Jahre gefährlich, und außerdem trifft man es auf den gewöhnlichen Reisepfaden nicht häufig, was wahrscheinlich den Prairiebränden zuzuschreiben ist, die fast jeden Herbst vorkommen. Auch weiß in solchen Fällen der Reisende, was er zu fürchten hat und ist, abgesehen von dem Instinkte

seines Pferdes, unablässig auf der Hut, indem er jede wellenförmige Bewegung des Grases bewacht und stets mit seiner Büchse oder mit seinen Pistolen zur Hand ist, falls ihm Bären, Pumas oder andere wilde Thiere in den Weg kommen sollten. Wird er angegriffen, so kann er sich vertheidigen und zieht in der Regel als Sieger ab, da diese Thiere stets allein wandern, die Wölfe ausgenommen, von denen jedoch nur wenig zu befürchten ist, da sie in der Prairie stets reichliche Nahrung finden und bei der Annäherung des Menschen scheu davon fliehen.

Der Prairiewolf ist von dem europäischen Wolfe ganz verschieden, weshalb ich eine Seite von Roß Cox borgen will, der Gelegenheit hatte, ersteren zu beobachten, und die Lebensweise desselben sehr gut schildert. Da jedoch dieser Reisende das Thier selbst nicht beschreibt, so will ich beifügen, daß die Farbe des Prairiewolfs in der Regel grau mit schwarz gemischt ist; seine Ohren sind abgerundet und aufrecht; er hat eine Länge von ungefähr vierzig Zollen und besitzt die Schlauheit des Fuchses. „Die Prairiewölfe“, sagt Cox, „sind viel kleiner, als diejenigen, welche die Wälder bewohnen. Sie ziehen gewöhnlich in Rudeln umher und werden nur selten vereinzelt getroffen. Zwei oder drei der Unsrigen haben oft ihrer Fünfzig bis zu Hundert so schnell vor sich hergetrieben, als nur die Pferde auszugreifen vermochten.

„Ihre Häute sind werthlos, weshalb man nicht gerne viel Pulver und Blei verschwendet, um sie zu schießen. Die Indianer, welche ihre Munition theuer bezahlen müssen, hüten sich gleichfalls, dieselbe nicht an Gegenstände zu verschleudern, welche keinen Ersatz zu liefern im Stande sind. Die natürliche Folge davon ist, daß die Wölfe sich ziemlich ungestört vervielfältigen dürfen und einige Landstriche gewaltig von den Bestien überlaufen werden. Die Indianer fangen sie in Fallen, die sie an Orten aufstellen, wo ihre zahmen Pferde weiden. Diese Fallen sind bloße Erdgruben, mit

dünnen Gerten und Heu belegt, und enthalten einen Köder. Die Wölfe stürzen hinein, können sich nicht mehr heraushelfen und gehen so durch Hunger oder durch das Messer der Indianer zu Grunde. Diese verderblichen Thiere rauben jährlich eine große Anzahl von Pferden, namentlich im Winter, wenn letztere im Schnee nicht gut fortkommen können und deshalb schnell eine Beute ihrer leichtfüßigen Verfolger werden. Man sieht oft zehn bis fünfzehn Wölfe an einem einzigen Rosse schmausen, und ihre langen Zähne sind im Stande, in einigen Minuten den Kopf vom Rumpfe zu trennen. Sind jedoch die Pferde nicht gehindert, von ihren Beinen Gebrauch zu machen, so lassen sie den Feinden zuweilen eine scharfe Züchtigung angedeihen. So sah ich zum Beispiel eines Morgens die Leichen von zwei Pferden, die in der Nacht getödtet worden waren. Um sie her lagen acht todte und verwundete Wölfe, einige davon mit eingeschlagenen Schädeln, andere mit zerbrochenen Gliedern und Rippen, denn die wüthenden Rosse hatten sich wacker gewehrt, obgleich es ihnen nicht gelang, ihren blutdürstigen Angreifern zu entkommen."

Obgleich die amerikanischen Wölfe die keckſten Raubthiere dieses Continents sind, so besitzen sie doch keineswegs den Muth und die Wildheit ihrer Stammesgenossen in Spanien oder im Süden von Frankreich, welche sowohl unter Menschen als Thieren furchtbare Verheerungen anrichten, denn der Prairiewolf greift selten oder nie einen Menschen an, wenn er nicht durch Verzweiflung dazu gezwungen wird.

Ich habe gesagt, daß die Gefahr, welche den Reisenden in den großen Prairieen erwartet, nur unbedeutend ist; anders verhält sich's jedoch in den östlichen Sümpfen und Schlammlöchern, wo der stets lauernde Feind unsichtbar ist und weder die Eile des Pferdes, noch die Waffen des Reiters Rettung bringen können; denn man schwimmt dann in tiefen Wassern oder klatscht brusttief in garstigem Schlamme.

Unter den Ungeheuern der Sümpfe und der Lagunen nimmt an Größe und Gefräßigkeit der Alligator die erste Stelle ein. Indeß hat der Mensch nichts von ihm zu fürchten, und obgleich sich die Baumwollenpflanzer mit vielen Geschichtchen tragen, daß da und dort der Alligator einen Neger geholt habe, so glaube ich doch fest, daß der Fälle, in welchen Jemand lebendig weggeschnappt wurde, nur wenige sind. Aber obgleich unschädlich für den Menschen, ist das Ungeheuer doch eine schwere Geißel für alle Arten von Thieren, namentlich für die Hunde und Pferde. Es trifft sich oft, daß ein Reiter in einem Sumpfe oder in einem schlammigen Rohrgebüsche seine Fährte verliert, und dann ist der neue Ankömmling in Ost-Texas ohne Zweifel verloren. Während das arme Roß vergeblich gegen die weichende Schlammmasse Stand zu halten versucht, sinkt es in ein Loch, und eh' es wieder Fuß gewinnen kann, zerrt es eine unüberwindliche Gewalt immer tiefer und tiefer, bis es erstickt. Diese Gewalt ist der Schwanz des Alligators, mit welchem dieses Thier sich seiner Beute bemächtigt und sie nicht wieder losläßt, gleichviel, wie stark und schwer sie auch sey. Mr. Audubon hat eine gute Schilderung davon gegeben, weshalb ich seine Worte hier wiederholen will.

„Die größte Kraft und das Hauptmittel des Angriffs sowohl als der Vertheidigung ist der Schwanz der Alligators, der für die Bedürfnisse des Thiers so gut eingerichtet ist, daß er, in einem Halbkreise gekrümmt, bis zu dem ungeheuern Rachen reicht. Wehe dem, der in den Bereich dieses furchtbaren Dreschinstrumentes geräth; denn wie stark und kräftig auch ein Mensch seyn mag, so hat er Noth, mit dem Leben davon zu kommen. Das Ungeheuer peitscht Alles, was er mit dem gedachten Werkzeuge getroffen, im Kreise gegen seinen Rachen, der sich mit der Bewegung des Schwanzes in seiner vollen Weite öffnet und ein wenig zur Seite neigt, um gleich ein paar Rammpflöcken das Erfaßte im Nu zu zermalmen."

Dennoch ist, wie ich gesagt habe, der Alligator für den Menschen nur wenig furchtbar. Im Westen von Luisiana und im Osten von Texas, wo er häufig seines Fettes wegen gejagt wird, mit welchem die Pflanzer in der Regel die Maschinerie ihrer Mühlen einschmieren — schickt man im Herbst gewöhnlich junge Neger zum „Fettsammeln" in die Wälder, da um diese Zeit die Erwachsenen mit der Baumwollen- und Maisärndte beschäftigt sind. Auf derartigen Ausflügen nehmen die Knaben keinen Schaden, denn sie halten sich in dem Bereiche des Schweifes und hauen ihn mit der Axt ab.

Mr. Audubon sagt: —

„Wenn der Herbst die Färbung des Laubwerks unserer Wälder erhöhet hat und die Luft während der Nächte und Morgen kühler geworden ist, verlassen die Alligatoren ihre Seen, um ein Winterquartier aufzusuchen, indem sie Löcher unter Baumwurzeln graben oder sich einfach in der Nähe derselben mit Erde bedecken. Sie werden dann sehr schlaff und träge, und man kann in dieser Periode ebenso gut auf ihnen reiten, wie ein Kind auf einem hölzernen Wiegenpferde. Die Neger machen jetzt Jagd auf sie und beseitigen alle Gefahr, indem sie den Thieren mit einem Axthiebe den Schwanz vom Rumpf trennen. Dann werden sie in große Stücke zerhauen und im Wasser gekocht, so daß ihr Fett mit großen Löffeln von der Oberfläche abgeschöpft werden kann. Ein einzelner Mann tödtet oft zwölf oder mehr große Alligators in Einem Abend, zündet sein Feuer im Walde an, wo er zu diesem Ende ein Lager geschlagen hat, und kehrt am andern Morgen mit dem gewonnenen Oele nach Haus."

Sobald ein Reiter sein Pferd sinken sieht, geht die erste Bewegung eines unerfahrenen Reisenden dahin, daß er sich aus dem Sattel wirft und nach dem Rohrgebüsch zu waten oder zu schwimmen versucht, dessen Wurzeln dem Boden einen gewissen Grad von

Festigkeit geben. In diesem Falle wird er höchst wahrscheinlich von seinem Schicksal ereilt, da ihm unmittelbare Gefahr von der „Cawana“ droht. Diese ist ein schreckliches und häßliches Ungeheuer, welches seltsamerweise die Naturforscher Europa's noch gar nicht kennen, obschon es den Ansiedlern an den Strömen und Lagunen, die zum Red River führen, nur zu gut bekannt ist. Die Cawana ist eine ungeheure Schildkröte mit dem Kopfe und dem Schwanze des Alligators, ohne jedoch diese Körpertheile zurückziehen zu können, wie es doch gewöhnlich bei den verschiedenen Schildkrötenarten der Fall ist. Die Schaale hat eine Dicke von anderthalb Zoll und ist so undurchdringlich, wie Stahl. Das Thier liegt in Löchern, auf dem Boden schlammiger Flüsse, oder in den sumpfigen Canebraken, und mißt oft zehn Fuß in der Länge und sechs Fuß in der Breite, Kopf und Schwanz nicht mitgerechnet, welche diesem furchtbaren Ungeheuer die Länge von zwanzig Fußen geben müssen. Eine so schwerfällige Masse ist natürlich keiner schnellen Bewegung fähig; aber sie sind in den Sümpfen sehr zahlreich, und wenn sich ein Mensch oder ein Thier unglücklicherweise verirrt und auch nur für einen Augenblick die schmalen Streifen festen Grundes verliert, welche das dickere Röhricht bildet, so ist der Rachen dieser gewaltigen Bestie, welcher stets zum Empfange einer Beute offen steht, fast nicht zu vermeiden.

Cawanen von großem Umfange sind noch nie lebendig gefangen worden, obgleich man beim Trockenlegen der Lagunen oft zwölf Fuß lange Schaalen gefunden hat. Die Pflanzer des oberen westlichen Luisianas fischten oft nach größeren Exemplaren, um einen Beitrag zu der Naturgeschichte dieses Thieres geben zu können, konnten aber nie, obgleich sie die kleinen zu Hunderten fingen, eine geköderte große Cawana an's Land bringen, da die letzteren ihre Klauen, ihren Kopf und ihren Schwanz so tief in den Schlamm eingraben, daß höchstens Dampfkraft sie loszureißen im Stande wäre.

Einige Officiere und Ingenieure der Vereinigten Staaten-Armee, die von dem Gouvernement zu Washington auf einen Monat an den Red River geschickt worden waren, nahmen ihren Aufenthalt bei Kapitän Finn. Die Unterhaltung kam eines Tages auf die Cawana, und man beschloß, sich durch einen Versuch von der Kraft des Thieres zu überzeugen. Eine schwere eiserne Handpicke wurde durch einen Grobschmied in einen großen Hacken umgewandelt, an welchen man die eiserne Kette eines Dampfboot-Ankers befestigte, und da diese ungewöhnliche Fischleine noch nicht lang genug war, wurde ein vierzig Faden langes Kabel von Armsdicke angesetzt. Den Hacken beizte man mit einem kürzlich geworfenen Lamme und warf ihn in ein tiefes Loch, zehn Schritte vom Ufer, welches Kapitän Finn als den Aufenthalt eines dieser Ungeheuer kannte. Das Ende des Tau's wurde an einen alten Cottonbaum befestigt.

Spät am Abend des zweiten Tages, als eben der Regen in Strömen niederschoß, kam ein Negersclave in's Haus gelaufen, um zu melden, daß der Köder aufgeschnappt worden sey. Alles eilte nun nach dem Flusse, wo man auch wirklich das Kabel angespannt sah; da jedoch das Wetter zu schlecht war, um am nämlichen Abend noch etwas thun zu können, so wurden die weiteren Maßregeln auf den andern Morgen verschoben.

Man spannte ein kräftiges Pferd vor, welches das Tau bald so weit schleppte, bis die Kette über dem Wasser sichtbar war; aber nun blieben alle weiteren Versuche fruchtlos: der größten Anstrengung von Seite des Pferdes gelang es nicht, seine Aufgabe auch nur einen Zoll weiter zu fördern. Die Gäste wußten keinen weiteren Rath, und Finn befahl sofort einem der Neger, ein Paar kräftiger Ochsen herbeizubringen, die zum Ausziehen der Baumstümpfe verwendet wurden. Geraume Zeit wurde vergeblich auf die Thiere losgepeitscht. Jeder einzelne Strang des Kabels spannte

sich auf's äußerste an, bis endlich die beiden Ochsen vereint zu einem tüchtigen Rucke ausholten und auch richtig die Angel an's Land zerrten, aber das Ungeheuer war entkommen. Das Eisen hatte sich gerade gebogen, und an dem Widerhacken hingen dicke Knochen- und Knorpelstücke, die dem Gaumen der Bestie angehört haben mußten.

Der unglückliche Reisende hat nur wenig Aussicht, sein Leben zu retten, wenn er aus Mangel an Erfahrung in den sumpfigen Canebraken verirrt ist. Sinkt das Pferd und verläßt der Reiter den Sattel, so kann er nur auf seiner Fährte wieder zurückkehren, muß sich aber ja vor jenen einzelnen, kleinen Gestrüppstellen, die in der Regel drei oder vier Ellen im Umfange haben, und sich da und dort am Saume der Canebraken hinziehen — in Acht nehmen, denn dort trifft er auf tödtliches Gewürm und auf Schlangen, die man in den Prairieen nicht kennt: zum Beispiel, die graugeringte Wassermoccassin, die braune Viper, die schwarze Congo mit rothem Kopf und die Kupferkopf. Alle diese Schlangen sammeln sich und machen ihre Nester in derartige kleine, trockene Oasen. Ihr Biß ist so giftig, daß ihm augenblicklicher Tod folgt.

Dies sind die Gefahren, welche in den Sümpfen des Wanderers harren; es gibt aber noch viele andere, denen man bei Kreuzung der Lagunen, der Flüsse und der kleinen Seen ausgesetzt ist. Alle Ströme, welche in die Sabine und unterhalb der großen Krümmung (zwanzig Meilen nördlich von der verlorenen Prairie) in den Red River fließen, haben sumpfige Ufer und schlammige Betten, sind daher nicht zu passiren, wenn das Wasser nicht tief genug ist, um die Pferde schwimmen zu lassen. Einige dieser Ströme haben Fähren; in der Nachbarschaft der Pflanzungen sind die Lagunen bisweilen mit schwimmenden Brücken versehen. Derartige Bequemlichkeiten sind jedoch, da die Regierung für dieses neue Land noch nichts gethan hat, Privateigenthum, und der Besitzer einer Fähre,

der durch keinen Contract gebunden ist, leistet seine Dienste nur, wenn er will, und bestimmt nach Belieben den Preis.

Ich will hier einen Umstand erwähnen, der den Leser in den Stand setzen wird, die Natur des Landes und die Schwierigkeiten kennen zu lernen, die man bei einer Reise in Texas zu befahren hat. Der große Sulphur Fork ist dem Red River zinsbar und gehört unter die gefährlichsten Ströme. Er hat zu beiden Seiten einen Gürtel von sumpfigen Canebraken, die zehn Meilen breit sind und der Reise so viele Schwierigkeiten in den Weg setzen, daß es eines sehr tüchtigen, frischen Pferdes bedarf, um die beiden Sümpfe, so kurz die Strecke auch im Ganzen ist, in vierzehn Stunden zurückzulegen. Auf der Halbscheid dieses mühsamen Weges muß der Fluß gekreuzt werden, was nicht ohne eine Fähre geschehen kann, denn sobald man das Rohrdickicht verläßt, beginnt das seichte Wasser, und das Bette ist so weich, daß jeder Gegenstand, der dasselbe berührt, mehrere Faden tief sinken muß. Bis 1834 lebte kein Weißer in diesem Districte, der auch von den Indianern nur zur Jagdzeit besucht wurde. Letztere kamen dann stets zu Fuß und waren auf jeder Seite des Stromes mit einem halben Dutzend Kanoe's versehen, die sie für sich und im Interesse der Reisenden benützten. Die Texianer dagegen sind weder so vorsichtig, noch so gastfreundlich.

Als sich die weiße Bevölkerung in jenen Landestheilen mehrte, errichtete ein Mann, Namens Gibson, eine Hütte am südlichen Ufer des Stroms, baute sich ein Flachboot und eröffnete eine Fähre, die er gegen drei Dollars für den Kopf zur Verfügung stellte. Da die Einwanderung immer zahlreicher wurde, so gedieh Gibson bald zu einem unabhängigen Manne und trat in eine Art Compagnonschaft mit den freien Banden, welche sich bereits organisirt hatten. Eines Mittags zeigte sich ein Landspeculant auf der andern Seite des Flusses und rief die Fähre an. Der Himmel hatte sich mit dunkeln, schweren Wolken verhüllt;

Blitze zuckten in allen Richtungen und der Anschein lehrte, daß der Abend nicht ohne eines jener furchtbaren Donnerwetter entschwinden werde, welche in jenem Lande während der Monate April und Mai so gewöhnlich sind. Gibson trat bald in sein Boot, ohne es jedoch loszumachen und begann ein Gespräch.

„Woher kommt Ihr, he?“

„Von den Ansiedelungen,“ antwortete der Fremde.

„Ihr habt da ein kitzlich, schlammig Stück Weg zu passiren.“

„So?“ entgegnete der Andere, der dies wohl wußte.

„Und ein schwarzes, donnermäßiges, verdammtes Gewitter hinter Euch, kann ich Euch sagen.“

Auch dies wußte der Reisende, und da er meinte, die Unterhaltung könne eben so gut während der Ueberfahrt statthaben, so entgegnete er:

„Ich bitte, macht hurtig, mein guter Mann; ich habe Eile und möchte nicht für hundert Dollars den Abend hier im Röhricht zubringen.“

„Ich nicht für tausend,“ antwortete Gibson.

„Nun, Fremder, was wollt Ihr geben, wenn ich Euch überfahre?“

„Den gewöhnlichen Fährlohn — denke ich — zwei oder drei Dollars.“

„Ei, das mag recht seyn für einen armen Mann und bei schönem Wetter, wenn man Zeit genug übrig hat; aber hol' mich Gott, wenn ich Euch für das Zehnfache dieses Geldes einnehme, nun Ihr so große Eile und ein solches Gewitter im Rücken habt.“

Der Reisende sah nun, daß er es mit einem Spitzbuben zu thun hatte, war aber selbst ein Arkansasmann von ächter Zucht und nahm sich deshalb vor, ihm einen „Roland für einen Oliver“ zu geben.

„Das ist eine schändliche Beutelschneiderei!“ rief er. „Nun, so sprecht, wie viel verlangt Ihr?“

„Nicht einen Cent weniger, als fünfzig Dollars.“

Der Fremde wandte sein Pferd, als wolle er zurückgehen, kehrte aber nach ein paar Augenblicken wieder um.

„Oh!“ rief er, „Ihr seyd ein Schurke und benützt die Gelegenheit, weil Ihr seht, daß ich in großer Eile bin. Ich will Euch geben, was Ihr verlangt, aber wohlgemerkt, ich werde diesen Weg nie wieder passiren und Euer Benehmen in den Arkansas-Zeitungen veröffentlichen.“

Gibson kicherte vergnügt; er hatte einen Fremden geprellt und kümmerte sich keinen Strohhalm um alle Zeitungen in der Welt.

„Das könnt Ihr halten, wie Ihr wollt,“ entgegnete er, indem er das Boot losmachte und bald darauf am andern Ufer anlangte. Ehe er jedoch den Fremden in die Fähre steigen ließ, verlangte er das Geld, das ihm in der Form von fünf Zehndollar-Noten eingehändigt wurde. Nachdem er es in seine Tasche gesteckt, ruderte er mit aller Macht.

Auf der andern Seite angelangt führte der Fremde sein Pferd aus dem Boot, und während sich Gibson niederbückte, um die Kette anzulegen, versetzte ihm Ersterer einen Tritt an die Schläfe, daß er besinnungslos in's Boot taumelte; dann nahm der Fremde sein Geld zurück, sprang in seinen Sattel und gab Gibsons Weibe, als er an der Hütte vorbei kam, den freundlichen Rath, sie solle gehen und nachsehen, denn ihr Mann habe beim Rudern ein wenig Schaden genommen.

Derartige Erpressungen sind so gar häufig und nun so wohl bekannt, daß die ärmeren Auswandererklassen sich nie der Fähren bedienen, sondern den Uebergang versuchen, so gut sich's eben fügen will. Wenn wir nun bedenken, daß die hunderte von Fällen, welche bekannt und besprochen werden, nur einen kleinen Bruchtheil von denjenigen bilden, in welchen Leute verschwunden sind, ohne den mindesten Schlüssel über ihr früheres Daseyn und ihr unglückliches Loos

zurückzulassen, so muß im Laufe der letzten vier oder fünf Jahre der Verlust an Menschenleben furchtbar gewesen seyn.

Außer dem Alligator und der Cawana gibt es in diesen Flüssen noch viele andere verderbliche Thiere, zum Beispiel den Devil Jack Diamand-Fisch, den Sägfisch, den Hornfisch und vor Allem den vielgefürchteten Garfisch. Der erstere wird oft Sommers in den Seen und Bayous gefangen, welche sich dann, ihres Wassers beraubt, in Waiden umwandeln; diese Seen haben jedoch stets einen Kanal, oder eine tiefere Stelle, wo man den Devil Jack Diamand oft vierhundert und mehr Pfund schwer findet.

Der Sägefisch ist dem Mississippi und seinen zinsbaren Strömen eigenthümlich; er wechselt in seiner Länge von vier bis zu acht Fußen. Der Hornfisch ist vier Fuß lang und hat an seinem Oberkiefer eine starke, gekrümmte, fußlange, knochenartige Substanz, mit welcher er Pferde und Ochsen — wenn er recht hungrig ist, auch Alligators angreift. Der Garfisch ist jedoch das furchtbarste Thier in der amerikanischen Ichthyologie und ein Louisiana-Schriftsteller schildert ihn folgendermaßen: —

„Von dem Garfisch gibt es zahlreiche Abarten. Der Alligator-Gar ist bisweilen zehn Fuß lang, wild, gefräßig und sogar für die Menschen sehr gefährlich. Seine Schnelligkeit gleicht dem Fluge eines Vogels; sein Rachen ist lang, rund, mit einer Spitze und einer dichten Reihe scharfer Zähne versehen. Die Haut dieses Thieres besitzt eine solche Härte, daß nicht einmal eine Büchsenkugel durchzudringen vermag, und gibt, wenn sie getrocknet ist, am Stahle Feuer. Der Garfisch wiegt fünfzig bis vierhundert Pfund und hat ein abscheuliches Aussehen. Man kann ihn mit Wahrheit den Hay der Flüsse nennen, obgleich er noch gefährlicher ist, als der Meerhay; man hält ihn sogar für weit furchtbarer, als den Alligator.“

Der Garfisch ist in der That ein entsetzliches Thier. Ich habe mehr als einmal gesehen, wie er seinen Raub ergriff und ihn mit

der Schnelligkeit eines Pfeiles fortschleppte. Während meines Aufenthalts bei Finn bemerkte ich eines Tages ein derartiges Ungeheuer, welches aus dem Red River in einen Fluß mit durchscheinendem Wasser heraufkam. Aus Neugierde folgte ich ihm und machte bald die Entdeckung, daß er das tiefe Wasser nicht ohne Grund verlassen hatte, denn gerade über mir schmauste ein Alligator an einem Otter.

Sobald der Alligator seines furchtbaren Feindes ansichtig wurde, dachte er an nichts, als an schleunige Flucht nach dem Ufer hin. Er ließ seinen Raub fallen und begann hinan zu klettern, war aber zu langsam für den Garfisch, der mit offenem Rachen auf seine Beute losschoß und sie in der Mitte des Leibes faßte. Ich konnte durch das klare Wasser Alles genau sehen, bemerkte aber doch nicht, daß der Alligator auch nur im Mindesten ankämpfte, um den todtbringenden Zähnen zu entkommen. Ich vernahm ein zischendes Geräusch, wie das Knirschen von zertrümmerten Schaalen und Knochen, und der Garfisch verließ den Strom, sein Opfer im Rachen, welches er so genau entzwei getrennt hatte, daß der Kopf und der Schwanz zu beiden Seiten nachschleppte.

Außer diesen hat man auf der Wanderung durch Ströme und Bayous noch viele, nicht so berüchtigte Feinde zu fürchten, die jedoch den Naturforschern nur wenig oder gar nicht bekannt sind. Darunter befindet sich der Schlammvampyr, ein spinnenartiger Blutegel von der Form und dem Umfange eines gewöhnlichen Tellers, der mit sechszehn kurzen Füßen versehen ist. Das Thier ist schwarz und hat im Mittelpunkte einen dunkel purpurrothen Fleck, aus welchem eine Anzahl anderthalb Zoll langer, schwarzer Saugnäpfe hervorstehen, mittelst welcher es seinem Raube das Blut abzapft. Der durch dieses häßliche Gezücht vorgenommene Aderlaß wirkt so nachdrücklich, daß es, obschon es im natürlichen Zustande nicht mehr als vier Loth wiegt, in wenigen Minuten den Umfang eines Hutes und ein Gewicht von mehreren Pfunden gewinnt.

Durch eine derartige Venäsection fällt in größeren Strömen oft ein Pferd, ehe es das andere Ufer erreichen kann, und wird dann ein Raub des Garfisches. Ist der Fluß nur klein und das Thier noch nicht erschöpft, so rennt es wie toll an's Ufer und rollt sich, um den garstigen Blutegel los zu werden, der jedoch haften bleibt, bis sein Opfer vor Erschöpfung, oder er selbst an Ueberfüllung stirbt. So oft ich die Bayous des östlichen Texas kreuzte, pflegte ich stets abzusteigen und nachzusehen, ob sich nicht die Egel angesetzt hätten. Der Bauch und die Brust sind vornehmlich die Theile, auf welche es die Schlammvampyre abgesehen haben, und sie heften sich so fest an, daß man sie nur losbringen kann, wenn man mit dem Messer unter ihnen durchfährt und sie abschneidet.

Verlassen wir aber jetzt diese abscheulichen Thiere und kehren wir zu den Hochlandwäldern und Prairieen zurück, wo die Natur immer zu lächeln scheint — Striche, wo Blumen, Vögel und harmlose Vierfüßler dem Auge ein leben- und wechselvolles Schauspiel bieten. Es ist einer der schönsten Anblicke von der Welt, den Sprüngen und Belustigungen einer Pferdheerde oder eines Antilopenhaufens zuzusehen. Kein Kätzchen ist possirlicher, als diese schönen Thiere, wenn sie ungestört in den Prairieen weiden. Und doch werden diejenigen, welche gleich den Indianern Zeit und Gelegenheit zu genaueren Beobachtungen haben, bei derartigen geselligen Thieren Gebrechen entdecken, die man bisher blos dem Menschen zugeschrieben hat.

Es scheint, daß es auch in der geselligen Thierwelt Tyrannen und Parias gibt. An Bord eines Schiffes, in einer Schule oder überall, wo der Mensch auf einen engen Raum beschränkt ist, wird stets Einer über die Uebrigen den Meister spielen, sey es durch seine körperliche Kraft oder durch seinen Charakter; desgleichen findet sich auch unausbleiblich ein Anderer, der von seinen Kameraden verachtet und mißhandelt wird, ein armer Auswürfling, den gerne Jedermann kränkt und mit Füßen tritt. Ein gleiches Verhalten

findet bei den geselligen Thieren statt. Betrachten wir eine Heerde von Büffeln, Pferden oder Antilopen; schon der erste Blick reicht zu, um die beiden Gegensätze zu entdecken. Zwei der Thiere stehen gesondert von dem Haufen, das eine stolz umherblickend, das andere scheu und niedergeschlagen; die Anderen sieht man dann je zuweilen ihre Weide verlassen, um dem ersteren Unterwürfigkeit und Liebkosungen zu erzeigen, das andre aber mit Füßen zu schlagen oder zu beißen.

Ich habe oft derartige Scenen beobachtet und bin auch Zeuge von den Folgen gewesen, welche darauf hinausliefen, daß der Ausgestoßene einen eigentlichen Selbstmord, also ein Verbrechen beging, das man bisher nur bei denkenden Wesen annahm. Ich sah Pferde, die, wenn sie ihres Parialebens müd waren, um einen großen Baum herumgingen, als wollten sie sich überzeugen, ob er den gehörigen Grad von Härte besitze; dann nahmen sie ihre Entfernung und stürzten wüthend auf denselben los, um durch eine Zerschellung des Schädels eines drückenden Lebens los zu werden.

Namentlich erinnere ich mich eines Falles aus meiner Knabenzeit, der in der Nähe der Ansiedelung stattfand. Während der heißeren Tagesstunden pflegte ich mit meinen Büchern und mit einem der Missionäre in die Nähe eines Bergstromes zu gehen, um meine Studien unter dem kühlen Schatten einer Magnolie fortzusetzen.

Die Bäume um uns waren von zahlreichen Eichhörnchen-Republiken bevölkert. Die Thiere sprangen und hüpften von Zweig zu Zweig, und alles Andere vergessend, sahen wir ihren Spielen oft stundenlange zu. Unter dem Haufen bemerkten wir ein Eichhörnchen, das sich immer einsam zwischen den Stengeln eines Wermuthstrauchs nicht zehn Schritte von unserem gewöhnlichen Lagerplatze aufhielt. Es konnte stundenlang regungslos daliegen und sich in der Sonne wärmen, bis es von einigen seiner Kameraden bemerkt wurde.

Letztere sprangen dann auf das arme Thierchen los, es mit Beißen und Kratzen mißhandelnd, bis sie müde waren, ohne daß der verfolgte Paria irgend einen Widerstand leistete, indem er seinem Kummer nur durch ein klägliches Geschrei Luft machte.

Der gute Padre versäumte nicht, an diesen Anblick eine Lehre zu knüpfen, und schlug dann die Hände zusammen, um die boshaften Plagegeister fortzuscheuchen.

„Ja," bemerkte ich, mich seiner eigenen Worte bedienend, „es ist Natur."

„Ach nein," entgegnete er; „es ist zu schrecklich, um Natur zu seyn. Ich sehe darin nur eines der zahllosen Uebel, die aus der Geselligkeit erwachsen."

Der Padre war ein großer Philosoph und hatte Recht.

Eines Tages, als wir eben wieder diesem Eichhörnchen-Paria zusahen, entdeckten wir ein Junges, das langsam durch das anstoßende Gesträuch kroch; es hatte eine reife Frucht — wenn ich mich recht erinnere, eine Persimone — zwischen den Zähnen.

Jeden Augenblick machte es Halt und sah sich um, ob es nicht beobachtet werde, wie wenn es sich vor einer Entdeckung fürchtete. Endlich langte es neben dem Paria an und legte die Opfergabe, die es dem Elend und Alter brachte, vor ihm nieder.

Wir betrachteten dieses Schauspiel mit Gefühlen, die ich nicht zu beschreiben vermag; es lag ein ergreifender Ausdruck demüthigen Dankes in dem einen, und glücklicher Freude in dem andern Thiere, gerade, als fühle das Letztere, daß es eine gute Handlung begangen habe. Sie wurden jedoch von den andern Eichhörnchen entdeckt, welche zu Dutzenden herankamen. Das Junge entkam in zwei Sprüngen, das andere fügte sich in sein Schicksal. Ich stand auf, und alle Eichhörnchen verschwanden, das Opfer ausgenommen; gegen seine Gewohnheit verließ es aber doch gleichfalls das Gesträuch, kroch langsam auf das Flußufer zu und stieg auf einen

Bayerische Staatsbibliothek München

Baum. Eine Minute später bemerkten wir es an dem äußersten Ende eines Zweiges, der über die Stromschnellen niederhing, und hörten sein klägliches Geschrei. Es war das letzte Lebewohl, das es dem Leben und dem Elende sagte, denn jetzt sprang es in die Mitte der Strömung, welche das arme Thier weiter unten nach einer seichten Stelle führte.

Der Padre watete trotz seines hohen Alters in den Strom und rettete den Selbstmörder. Ich nahm ihn mit nach Hause, nährte ihn gut und in kurzer Zeit war sein Haar wieder dick und glänzend geworden. Obgleich wir das Thierlein nicht einsperrten, versuchte es doch nie wieder in den Wald zu entweichen; es war so zahm geworden, daß es jedesmal, so oft ich mein Pferd bestieg, auf meinen Rücken sprang und mich auf meinen fernen Ausflügen begleitete. Acht oder zehn Monate später wurde es von einer Klapperschlange getödtet, die es überraschte, als es an einem unserer Lagerplätze auf meiner Decke schlief.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

z Steckeler
chbinderei
hstädt / Do.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Marryat, Frederick,

Kapitän Marryat's sämmtliche Werke in sorgfältigen und vollständigen Uebertragungen

Bd.: 10

Stuttgart 1844

P.o.angl. 218 t-10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10747594-7